



Open Access Repository
www.ssoar.info

Leistung: Das Endstadium der Ideologie

Distelhorst, Lars

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Distelhorst, L. (2014). *Leistung: Das Endstadium der Ideologie*. (Edition Politik, 18). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425978>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>


Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der

Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-71120-9>

Lars Distelhorst

LEISTUNG

Das Endstadium der Ideologie

Lars Distelhorst
Leistung

Lars Distelhorst (Dr. phil.) lehrt Sozialwissenschaft an der Hoffbauer Berufsakademie in Potsdam. Sein wissenschaftliches Interesse gilt der kritischen Analyse der heutigen Gesellschaft.

LARS DISTELHORST

Leistung

Das Endstadium der Ideologie

[transcript]



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de/>.

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-verlag.de

© 2014 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat: Lars Distelhorst, Kathrin Isberner

Satz: Mark-Sebastian Schneider

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-2597-4

PDF-ISBN 978-3-8394-2597-8

EPUB-ISBN 978-3-7328-2597-4

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Für meine Familie, für meine Freunde.

Inhalt

Erste Fragen und Überblick | 9

TEIL I: ERSCHEINUNGSEBENE

1. Leistung im Diskurs | 23

Sozialphilosophie | 23

Realpolitik | 32

Wirtschaftswissenschaft | 39

2. Leistung – Widersprüche und Paradoxien | 51

Die Arbeitskraft als Quelle der Leistung | 51

Innere Widersprüchlichkeit des Begriffs Arbeitskraft | 58

Paradoxe Effekte | 66

Erste Risse der Ideologie | 86

TEIL II: MÖGLICHKEITSBEDINGUNG

3. Ökonomisierung | 93

Von der Kritik des Geldes ... | 93

... zur Kritik des Kapitals | 98

Die Expansion des Kapitals | 105

Jeder ein Kapitalist? | 113

4. Leistung und Ideologie | 129

Der Kult des Objektiven | 129

Anti-Ideologie als Hegemonie | 133

Die Lügen der Melancholie | 139

Das Versagen der Ideologie | 152

Was tun? Jenseits der Leistung | 167

Anmerkungen | 173

Erste Fragen und Überblick

Die heutige Gesellschaft stellt uns vor Rätsel, die vielen schwerwiegend genug erscheinen, um sie wie zu Rousseaus Zeiten als Preisfragen auszusprechen. So rief die »Aktion Mensch« fünf Jahre lang dazu auf, die Frage zu beantworten: »In was für einer Gesellschaft wollen wir leben?« und erhielt bis zum Auslaufen des Projekts im Jahr 2011 insgesamt eine halbe Millionen Zuschriften, die zusammen mehr als 10.000 Buchseiten füllen würden.¹ Es ist sicherlich nichts Verwerfliches, nach der Zukunft der Gesellschaft zu fragen, bei näherer Betrachtungsweise ist die Art der Fragestellung jedoch verwirrend. Sind so viele Alternativen im Umlauf, als das es notwendig wäre, zu fragen, welche von ihnen den anderen vorzuziehen ist? Was hätte wohl ein Kommunist in der Weimarer Republik auf diese Frage geantwortet? Und ist sie nicht letztlich ein deutliches Zeichen, dass heute niemand auch nur eine Ahnung hat, in welche Richtung es mit der Gesellschaft gehen könnte, weil zwar allen klar ist, das Humanismus eine schöne Sache ist, nicht jedoch, wie er in die Tat umgesetzt werden könnte?

Ist diese Verwirrung beim Blick in die Zukunft vielleicht noch mit dem allzu philosophischen Verweis auf die Kontingenz erklärbar, offenbart der Blick in die Gegenwart ein nicht minder von Desorientierung geprägtes Bild. Dass der aus dem Schulunterricht der Achtzigerjahre geläufige Verweis, die heutigen westlichen Gesellschaften seien soziale Marktwirtschaften und damit gegen den Totalitarismus ihrer kommunistischen Konkurrenten ebenso gefeit wie gegen die soziale Kälte des Kapitalismus, nicht mehr viel, geschweige denn das Wesentliche über die heutige Gesellschaft aussagt, ist mittlerweile jedem klar. Spätestens seit Hartz IV entlockt die Kopplung der Begriffe sozial und Marktwirtschaft den meisten Menschen bestenfalls ein müdes Lächeln. Symptomatisch

für den damit einhergehenden Orientierungsverlust ist ein in sozialwissenschaftlichen Einführungsseminaren gern verwendetes, zweibändiges Werk, das den Titel »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« trägt.² Es versammelt pro Band die Antworten von zwölf Soziologen und Theoretikern anderer Fachrichtungen auf unterschiedliche Fragen zur modernen Gesellschaft.³ Jeder Beitrag ist mit einem Slogan überschrieben, der die Beiträge zusammenfassen soll.

Um nur ein paar Stichworte zu nennen: Weltgesellschaft, Risikogesellschaft, Multioptionsgesellschaft, multikulturelle Gesellschaft, Arbeitsgesellschaft, Wissensgesellschaft, Single-Gesellschaft, postmoderne Gesellschaft [...]. Die Liste ließe sich verlängern, ist das Werk seit der Neuauflage von 2007 doch auf drei Bände gestreckt und zu diesem Zweck um neue Beiträge erweitert worden. Dass es heute notwendig ist, trendige Brandings für wissenschaftliche Theorien über die Gesellschaft zu finden, mag bedauerlich bis lächerlich sein, erklärt sich aber aus der extremen Konkurrenzsituation und dem fortwährenden Kampf um Aufmerksamkeit an den Universitäten. Für den französischen Philosophen Jean Baudrillard wäre dieses friedliche Nebeneinander unterschiedlichster Theorieansätze und Interpretationen ein Beweis für seine These, die heutige Gesellschaft habe längst den Kontakt zur Realität verloren und befinde sich in einer Art virtuellen Realität, in der gilt: »Alle Interpretationen sind wahr«⁴. Bis zu einem gewissen Grad ist diese These offensichtlich richtig. Könnte einer der eben erwähnten Interpretationsansätze klar widerlegt werden, würde er zumindest in der akademischen Welt an Relevanz verlieren.

Dass es möglich ist, die heutige Gesellschaft unter so vielen Perspektiven zu betrachten und dabei zu jeweils kohärenten Interpretationen zu gelangen, die sich um variierende Angelpunkte des heutigen Lebens drehen, sollte jedoch jedem Menschen, der sich der postmodernen Versuchung entziehen kann, den Wahrheitsbegriff als totalitären Auswuchs des Gestern zu verabschieden, Anlass zur Skepsis sein. Ebenso unklar wie die Frage, wohin wir gehen, scheint also die Frage zu sein, wo wir uns befinden. Würde diese Vermutung der Wahrheit entsprechen, wäre die Lage der heutigen westlichen Gesellschaft mehr als finster. Aber es ist weder notwendig, wieder einmal den Untergang des Abendlandes auszurufen, noch in kollektive Depression zu verfallen. Es gibt mindestens ein Gesellschaftslabel, auf das sich heute jeder mit jedem einigen kann: Wir sind eine Leistungsgesellschaft. In der Wissensgesellschaft ist jeder

unter der ständigen Drohung sozialer und ökonomischer Desintegration zu lebenslangem Lernen gezwungen; in der Risikogesellschaft wird die Analyse der gesellschaftlichen Gefahrenpotentiale zusehends relevanter, was den Stellenwert und die Verantwortung des Experten in die Höhe treibt; in der Singlegesellschaft sind diejenigen Könige, die es ertragen, alleine zu sein und aus der Kompensation ihrer Einsamkeit durch Karriere, Individualität und Selbstentfaltung ausreichend Stärke zu beziehen, um stets vorne dabei zu sein. Sämtliche Modelle laufen im wesentlichen Punkt der Leistung zusammen. Doch ist mit der Feststellung, die heutige Gesellschaft sei eine Leistungsgesellschaft etwas gewonnen oder verschiebt sie lediglich das Problemfeld von einem auf das nächste Terrain? Wo sich eben noch die Frage stellte, welcher der vielen soziologischen Gesellschaftsbegriffe wohl der Richtige sein möge, taucht nun die Frage auf, was eigentlich Leistung ist. Sie scheint keineswegs leicht zu beantworten sein, ist doch nicht einmal auf den Webseiten der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft – die es doch wissen sollte – eine Bestimmung des Leistungsbegriffs zu finden. Statt dessen werden die Ergebnisse einer Umfrage aus dem Jahr 2000 präsentiert, die zu ermitteln versuchte, was Leistung heute bedeutet. 71 % der Befragten antworteten schlicht: arbeiten!⁵

Auf jeden Fall ist Leistung in aller Munde. Unbarmherzig greift sie aus der Wirtschaft auf alle anderen Lebensbereiche über, ist verantwortlich für Stress, Depression, Burnout, Ungerechtigkeit und doch der Nabel der Gesellschaft. Wer dem heutigen Diskurs über Leistung folgt, bekommt das Gefühl, es handle sich um eine omnipotente Kraft, nach politischer Couleur entweder für alle gesellschaftlichen Segnungen verantwortlich oder eine auf dem Rücken des neuen Millenniums geschwungene Geißel. Diese Weite des begrifflichen Feldes ist freilich noch kein Argument gegen eine ernsthafte Betrachtung des Leistungsbegriffs und noch weniger dafür, die allerorten so freimütig eingeräumte Existenz der Leistungsgesellschaft bezweifeln zu wollen.

Die Geschichte der Leistungsgesellschaft ist längst zum Allgemeinut geworden und oszilliert meistens um folgende Standardnarration: Leistung ist ein Begriff aus der Wirtschaft, der das Ziel bezeichnet, immer mehr Arbeit in zusehends geringerer Zeit aus Menschen herauszupressen. Diese Tendenz hat ihren Ursprung in der Überwindung des feudalen Systems zugunsten demokratischerer Staatsformen und des Übergangs von einer vor allem auf Grundbesitz und Landwirtschaft fu-

ßenden Wirtschaftsweise hin zu maschineller Produktion in Fabriken, also dem Wechsel vom Feudalismus zum Kapitalismus. Entsprechend datiert die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft⁶ den Ursprung der Leistungsgesellschaft auf die Mitte des 19. Jahrhunderts.⁷

Und hier wird es spannend. Im klassischen Kapitalismus mussten die Menschen teilweise zwölf Stunden in Fabriken arbeiten, wurden bei Krankheit vor die Tür gesetzt und lebten in äußerst beengten Wohnverhältnissen. Ständig waren sie dem Druck ausgesetzt, bei der Arbeit alles zu geben, jedes Problem ihres Lebens hinten an zu stellen, um sich irgendwie über Wasser halten zu können. Leistung war ein von außen auferlegtes Kontrollregime, von dem der ständige Zwang ausging, mehr zu arbeiten, sich mehr anzustrengen und keine Schwäche zu zeigen. War das also nicht die wahre Leistungsgesellschaft? Keineswegs. Irgendwann war schließlich auch der härteste Tag in der Fabrik vorbei und die Menschen gingen nach Hause, um im Kreise der Familie die Füße hoch zu legen und sich zu entspannen. Die Kehrseite des Leistungszwangs in der Fabrik bestand in der häuslichen Ruhe, oft als Hausglück bezeichnet. So verheerend die Sphäre der Ökonomie auch war, ließ sie doch die des Privaten intakt und die Zukunft versprach durch fortwährende Reduktion der gesetzlichen Arbeitszeit mehr Raum für Muße und Freiheit zu schaffen, um auf diesem Weg das Glück des Individuums innerhalb des Kapitalismus zu realisieren.

Das ist heute angeblich ganz anders. Zwar muss weniger gearbeitet werden als vor hundert Jahren, ebenso wie der Lebensstandard deutlich gestiegen ist, doch hat sich die Logik der Ökonomie, das Immer-Mehr-In-Immer-Weniger-Zeit in jeden Winkel unseres Lebens geschlichen. Diese Diagnose wird vor allem mit zwei Entwicklungen begründet. Einerseits bringen es moderne Arbeitsformen mit sich, auch zuhause zu arbeiten. Zudem basieren sie auf einer starken Identifikation mit der Arbeit, wodurch der Bereich des Privaten zugunsten einer dauernden Verfügbarkeit verschwindet, die sich weder wie Arbeit noch wie Freizeit anfühlt, jedoch die unangenehme Eigenschaft besitzt, mit den 24 Stunden des Tages koextensiv zu sein. Heute hat also keiner jemals wirklich frei und nicht selten checken wir – auch als unkreative Festangestellte – vor dem Schlafengehen noch einmal unsere Emails, um zu schauen, ob nicht doch noch etwas Wichtiges rein gekommen ist.

Andererseits greift das ökonomische Denken auf Lebensbereiche über, deren Funktionieren bislang gänzlich anders strukturiert war. Nützlich-

keitsdenken, Kosten-Nutzen-Analysen, Effizienzberechnungen und vieles mehr sind heute in der Planung des Urlaubs ebenso präsent wie im Führen einer Partnerschaft und aus Bereichen wie Sport und Sexualität nicht mehr weg zu denken. Was auch immer wir heute machen, so die Botschaft, machen wir, als wären wir kleine Unternehmer, die stets auf den größtmöglichen Gewinn aus sind und zu diesem Zweck unablässig an der eigenen Optimierung feilen. Joggen wird zur Leistung, ebenso wie Sightseeing und das verfügbare Repertoire an Sexpositionen. Das moderne Individuum leidet folglich unter Dauerstress, neigt zu psychischen Erkrankungen wie Depressionen oder Burnout-Syndrom und verfängt sich immer weiter, weil es verlernt hat, einfach mal abzuschalten. Auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheint: Trotz aller Errungenschaften hinsichtlich Arbeitszeiten, Arbeitsrechten, Freizeit und Wohlstand leben wir in einer stärker ausgeprägten Leistungsgesellschaft als die Minenarbeiter des vorletzten Jahrhunderts.

Die ironische Zuspitzung lässt die logische Inkonsistenz der geschilderten Auffassung durchschimmern; doch es kommt noch ein wesentliches Problem hinzu. Umgangssprachlich betrachtet ist die Bedeutung des Wortes Leistung sicherlich den meisten Menschen vollkommen klar. Wer sich anstrengt, leistet etwas, sei dies bei der Arbeit, bei ehrenamtlichen Tätigkeiten, wenn wir Freunden beim Umzug helfen oder unsere Bestzeit auf zehn Kilometer unterbieten. Doch bereits nach kurzem Nachdenken schleichen sich erste Zweifel ein. Oliver Gratzler hat dieser Definition nach am 13. September 2008 eine wahre Höchstleistung vollbracht: Er warf in einer Minute 24 haushaltsübliche Herde mit je vier Platten; ebenso Tom Owen, als er acht Fahrzeuge mit einem Gesamtgewicht von 32658 kg über seinen Bauch fahren ließ.⁸ Wer also mehr leisten möchte als Oliver Gratzler, sollte sich bemühen, mindestens 25 Herde in einer Minute zu werfen, natürlich handelsübliche und auf jeden Fall mit vier Platten. Die von den meisten Menschen empfundene Zurückhaltung, ähnliches wirklich als Leistung einzustufen, rührt aus dem Glauben her, Leistung müsste etwas Nützliches hervorbringen. Wer etwas erschafft, das für niemanden von Nutzen ist, hat nichts geleistet, sondern sich wahrscheinlich einfach einen schönen Tag gemacht. Dies hilft nicht wesentlich, die Frage nach der Leistung zu klären, koppelt sie aber an die Figur des Anderen und erweitert sie um eine soziale Komponente.

In diese Richtung zielt eine Leistungsdefinition, die der eben diskutierten ähnelt, aber differenzierter ist. Sie versteht Leistung als Trias, die

sich durch das Zusammenwirken klar definierter zielgerichteter Handlungen, Anstrengung und Messbarkeit auszeichnet.⁹ Diese Definition lässt eine klare Trennung zwischen Handlungen zu, die als Leistung zu qualifizieren sind und solchen, die zwar einen gewissen Unterhaltungswert besitzen, mehr aber auch nicht. Die Unterscheidung funktioniert jedoch nur dann, wenn das Ziel, die entsprechende Verausgabung und die mit ihr einhergehenden Messmethoden bereits festgelegt wurden. Zuvor ist alles möglich, solange es sich klar genug beschreiben lässt, vom Training eines Schlammcatchers bis zum Arbeitsalltag eines Spitzenmanagers. Die Frage, was Leistung ist, wird durch diese auf den ersten Blick differenzierter anmutende Definition nur zeitlich verschoben und stellt sich nun vor Vollzug der Handlung.

Interessant ist jedoch, was hier zum Thema Anstrengung gesagt wird. Anstrengung heißt es, sei deshalb ein Definitionskriterium, da Dinge, die einem »ohne aktives Zutun widerfahren oder in den Schoß fallen«¹⁰ keine Leistung seien. Das klingt gut, doch lassen sich schnell zahlreiche Gegenbeispiele finden. Die Schule und die Universität sind Institutionen, die, so ist es heute Konsens, einen immer stärkeren Leistungsdruck erzeugen und sich einseitig an Ergebnissen in Form von Noten orientieren. Jeder kann sich mit Sicherheit noch an den Klassenprimus seiner Jahrgangsstufe erinnern, der sein Abitur mit einem Schnitt von eins bestritt und sich dafür nicht mehr, vielleicht sogar weniger, anstrengen musste, als der Rest der Jahrgangsstufe. Einer durch Anstrengung definierten Leistungsdefinition zufolge hätte dieser Schüler und mit ihm all jene, denen das Lernen nicht sonderlich schwer fällt (z.B. weil sie aus begüterten Mittelstandsfamilien kommen), nichts geleistet. Diese Meinung würde wohl kaum jemand vertreten, werden Schüler, die gute Noten schreiben, von ihren Lehrern ebenso wie den meisten anderen Menschen, doch meistens einhellig als leistungsstark bezeichnet. Als wäre es nicht bereits schwer genug, zeichnet sich hier ein neues Problem ab: Nach Leistung kann offensichtlich quantitativ durch ein Wie oder qualitativ durch ein Was gefragt werden und beide Dimensionen scheinen sich mitunter auch noch zu widersprechen.

Zur Diskussion des Leistungsbegriffs in seiner quantitativen und qualitativen Dimension gesellt sich häufig noch der Begriff der Gerechtigkeit. Dies funktioniert gemeinhin über die Verbindung von erbrachter Leistung mit zu verteilenden Ressourcen. Wer viel leistet, sollte mehr bekommen, als jemand, der wenig leistet, Anstrengung zu einem signifikanten

Ergebnis führen: Vokabellernen für den Englischunterricht zu einer besseren Zeugnisnote und 20 Jahre Arbeit in Fabrik oder Büro zu einem Haus im Speckgürtel. Dass Leistungsgerechtigkeit heute nicht in einem Maße realisiert ist, welches allseitige Zufriedenheit erlauben würde, zählt zum allgemeinen politischen Konsens, andernfalls wäre die Forderung nach Leistungsgerechtigkeit nicht ein so wichtiges Wahlkampfthema. Sie kann zwei verschiedene Formen annehmen, eine konservativ restaurative und eine progressiv kreative. Es macht aber kaum einen Unterschied. Fordert erstere, Leistung müsse sich wieder lohnen und behauptet damit zugleich, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der Leistungsgerechtigkeit geherrscht hätte, sieht Letztere in ihr ein gesellschaftliches Organisationsprinzip, das erst noch geschaffen werden muss.¹¹ Der Dissens liegt damit in der Frage, ob es schon einmal eine leistungsgerechte Gesellschaft gegeben hat oder nicht, Konsens ist die politische Forderung, Ziel von Politik sei die Schaffung einer auf Leistungsgerechtigkeit basierenden Gesellschaft. Dieser Feststellung würden sicherlich alle politisch Beteiligten widersprechen, indem sie darauf verwiesen, wie groß die Unterschiede dessen sind, was sie jeweils unter Leistung verstehen. Wollen die einen eher die Elite der Gesellschaft fördern, liegt den anderen die Stärkung der arbeitenden oder von Arbeit ausgeschlossenen Massen am Herzen. Dieser Einwand ist sicherlich richtig, verweist jedoch abermals auf die Tatsache, dass die Möglichkeitsbedingung dieser politischen Auseinandersetzung in der Unbestimmtheit des Leistungsbegriffs liegt, was ernsthafte Zweifel daran aufkommen lässt, wie zielführend die Debatte sein kann.

Wichtiger als dieser Dissens ist der beiden Positionen zugrunde liegende Glaube, Leistung sei ein in der Gesellschaft verborgenes Prinzip, das die Basis einer gerechten politisch sozialen Ordnung abgeben könnte, nachdem es durch diskursive Aushandlung divergierender politischer Positionen ausreichend entwickelt wurde. Was sich hinter dieser Überzeugung versteckt, ist ein vor allem aus der Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts bekanntes und bis heute wirkmächtiges Argument. Es besteht im Insistieren auf der Existenz einer primären, alles fundierenden Kraft, deren Wirken die Geschehnisse der Gesellschaft lenkt. Bei Hegel ist dies der sich in die Welt verausgabende und wieder zu sich selbst gelan- gende Geist, bei Marx der Widerspruch zwischen den Produktivkräften einer Gesellschaft und deren Produktionsverhältnissen. Das Leistungsprinzip und dessen Verbindung mit dem Begriff der Gerechtigkeit lässt

sich als postmetaphysische (vordergründig ideologiefreie) Interpretation dieses Prinzips begreifen. Leistung wäre aus dieser Sicht eine natürliche soziale Kraft, deren Entfaltung zu einer gerechten Gesellschaftsordnung führen wird.

Der Leistungsbegriff erweist sich bereits hier als äußerst schwierig zu bestimmen, da er in mehreren Bereichen der Gesellschaft gleichzeitig und in verschiedener Bedeutung zur Anwendung kommt. Er ist Ausdruck wirtschaftlichen Denkens, politisch heiß umstritten und zugleich Schlüsselement sozialer Gerechtigkeit. Wenn es möglich sein sollte, ihn genauer zu bestimmen, dann nur, indem seine unterschiedlichen Bedeutungen betrachtet werden. An die Stelle einer Bedeutung träte dann eine Vielzahl von Bedeutungen, deren Aushandlung und Gewichtung von entscheidender Relevanz für die Zukunft der Gesellschaft wäre.

Um dieses Kaleidoskop möglicher Anwendungen und Interpretationen zu analysieren, konzentriert sich das vorliegende Buch auf die Entfaltung und Verbindung einiger grundlegender Thesen über Leistung und deren Stellung im modernen Kapitalismus. Komprimiert stellt sich der Gang der Argumentation wie folgt dar: Leistung ist ein Begriff, der sich jedem Definitionsversuch entzieht und aus diesem Grund höchst paradoxe Effekte zeitigt, wenn er ins Zentrum der Gesellschaft gerückt wird. Dass er trotz aller von ihm verursachten Probleme und inhaltlichen Oberflächlichkeit zum Organisationsprinzip des Sozialen geworden ist, hängt mit der Struktur und der Tendenz des heutigen Kapitalismus zusammen. Die Ausbreitung des Verwertungsprinzips führt zu einer fortschreitenden Nivellierung von Bedeutungsverhältnissen, welche die Formulierung positiver sozialer Prinzipien zusehends erschwert. An deren Stelle rückt die Berechenbarkeit, deren idealtypischer Ausdruck das Leistungsprinzip zu sein scheint.

Um diese Annahmen zu explizieren, teilt sich das vorliegende Buch in zwei Teile. Der erste widmet sich einer Analyse der den Leistungsbezug prägenden Diskurse und der von ihm beschworenen Paradoxien. Der zweite fragt nach der Möglichkeitsbedingung des Leistungsdiskurses, der in der Entwicklung des modernen Kapitalismus und der heutigen Ideologie ausgemacht wird. Jeder Teil setzt sich entsprechend aus zwei Kapiteln zusammen.

Das erste Kapitel des Buches widmet sich der Analyse des Begriffs Leistung in der Sozialphilosophie (Anerkennungstheorie), der Politik

(Parteiprogramme/Interviews) und der Wirtschaftswissenschaft (Definition/Humankapitaltheorie). Die Auswahl dieser Diskurse geht auf die verbreitete Annahme zurück, Leistung fungiere in der heutigen Gesellschaft vor allem als Organisationsprinzip des Sozialen, sei deswegen zentraler Einsatz politischer Auseinandersetzungen und ihre hohe Relevanz werde allgemein mit der zunehmenden Wichtigkeit wirtschaftlichen Denkens und Handelns begründet. Der Begriff der Anerkennung hat sich in der aktuellen Sozialphilosophie zur relevantesten Strömung entwickelt und findet seinen konkretesten Ausdruck in der Philosophie Axel Honneths, die den Leistungsbegriff in den Rang eines zentralen Integrationsmechanismus der Gesellschaft erhebt. In der politischen Auseinandersetzung ist der Begriff vor allem auf der Ebene der programmatischen Begründung von Parteipolitik relevant und bildet den Gegenstand zahlreicher Debatten, in denen er qualitativ und quantitativ ausgeleuchtet wird. Da die Ursache für die Omnipräsenz des Begriffs Leistung überwiegend in der Ökonomisierung der Gesellschaft gesucht wird, schließt das erste Kapitel mit einer Betrachtung der wirtschaftswissenschaftlichen Definition des Leistungsbegriffs und einer Analyse der Humankapitaltheorie ab, der oft nachgesagt wird, sie sei Ausdruck der totalen Erfassung des Menschen als Produktionsfaktor. Die Analyse der genannten Diskurse wird zu dem Ergebnis führen, dass keiner von ihnen zu einer angemessenen Definition seines Gegenstandes gelangt, entweder weil dies nicht intendiert oder im Schatten des Leistungsbegriffs etwas anderes verhandelt wird.

Das zweite Kapitel formuliert einen Minimalkonsens von Leistung, jenseits dessen keine vernünftige Auseinandersetzung mit dem Begriff möglich ist. Dieser Konsens wird in der Formel Leistung ist gleich Arbeit geteilt durch Zeit erblickt. Um selbige mit Inhalt zu füllen, wird das Theorem der Arbeitskraft von Karl Marx herangezogen, demzufolge sich die Arbeitskraft durch die zu ihrer Herstellung notwendige Zeit quantifizieren lässt, was eine exakte Berechenbarkeit von Leistung ermöglichen sollte. Doch erweist sich die Arbeitskraft im Laufe der Analyse als eine nicht berechenbare Größe, da sie sich nicht gegen den Menschen oder dessen Eigenschaften abgrenzen lässt und die Frage nach ihrem Maß sich zur Frage nach dem Wert des Menschen selbst verschiebt. Das Zusammenfallen von Arbeitskraft und Mensch verschärft sich in den modernen Dienstleistungsgesellschaften wesentlich, da diese soziale, kulturelle und emotionale Potentiale in Arbeitskraft verwandeln. Dadurch verschwindet jede Möglichkeit, auch nur eine Minimaldefinition von Leistung mit In-

halt zu füllen. Wenn Leistung trotz allem das Zentrum der Gesellschaft bildet, muss dies zu entsprechend paradoxen Effekten führen, deren wichtigste zum Abschluss des Kapitels beschrieben werden. So wird das Subjekt durch seine Einspannung in das Leistungsprinzip einerseits radikal individualisiert, zugleich jedoch ebenso radikal dem Allgemeinen unterworfen. Seine Charakterisierung erfolgt auf dem Weg willkürlicher Zuschreibungen, von denen keine Distanzierung möglich ist, da sie sich auf die komplette Persönlichkeit erstrecken. Das Subjekt ist permanent genötigt, seine Individualität zur Schau zu stellen, muss an dieser Aufgabe jedoch scheitern, da der Ort der Erfahrung von Individualität zusehends in der Diskursivierung und damit gerade in der Beseitigung von Individualität liegt. Die Prozeduren, denen der Mensch zur Leistungsmessung unterworfen wird, an die zu glauben er gezwungen ist, um sich als Subjekt erfahren zu können, fußen auf der Kommensuration vollkommen heterogener Faktoren und spannen ihn in einen unauflösbaren Widerspruch zwischen der Verfahrenslogik diverser Leistungsmessungen und der Absurdität ihrer lebenspraktischen Basis. Nicht zuletzt ist unter der immensen Komplexität der Erscheinung der heutigen Gesellschaft die Banalität der Verwertungslogik spürbar, was zu einer eigentümlich zerrissenen Alltagerfahrung führt.

Das dritte Kapitel eröffnet die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen des Leistungsdiskurses, indem es sich dem Begriff der Ökonomisierung zuwendet. Entgegen des verbreiteten Verständnisses des Begriffs wird selbige nicht in der größer werdenden Relevanz von Geld oder der Ausdehnung der Logik der Ökonomie auf immer größere Teile der Gesellschaft gesucht. Statt dessen wird das Wesen der Ökonomisierung in der Selbstreferentialität des Kapitalismus ausgemacht, die im Einsatz von Geld zur Produktion von Waren liegt, deren Zweck einzig darin liegt, anschließend wieder verkauft zu werden. Als Zentrum der Gesellschaft entpuppt sich aus dieser Sicht nicht der Begriff Leistung, sondern die Verwertung von Waren, die in letzter Konsequenz tautologischen Charakter besitzt. Das Problem dieses Kreislaufs ist neben seiner Verselbständigung vor allem die zunehmende Beseitigung von Bedeutungsverhältnissen. Ökonomisierung bezeichnet aus dieser Sicht vor allem den Einschluss immer größerer Teile der Gesellschaft und immer umfassenderer Teile der menschlichen Persönlichkeit in die zirkuläre Bewegung des Kapitals. Innerhalb dieser Bewegung ist das Konkrete (Art der Ware) gegenüber dem Allgemeinen (Bewegung der Ware) gleichgül-

tig, wodurch die bestehenden Bedeutungsverhältnisse radikal nivelliert und im Extremfall zum Verschwinden gebracht werden. Dem modernen Kapitalismus wohnt aus dieser Sicht die Tendenz inne, sich auf der Ebene der Signifikanz aufzuheben, indem er eine Ordnung hervorbringt, die in einer leeren Zirkulationsbewegung besteht und Individuen wie Gesellschaft langsam aushöhlt.

Der vierte Teil fragt nach den ideologischen Konsequenzen dieser Bewegung. Wenn Bedeutungsverhältnisse in zunehmendem Maße beseitigt werden, kann die Berufung auf Freiheit oder Wohlstand nicht mehr zentraler Bezugspunkt der Ideologie sein. In den westlichen Industrienationen ist das Zeitalter der Ideologie allen offiziellen Verlautbarungen zufolge vorbei – entsprechend verkörpern sich in ihnen die Gesetze des Sozialen selbst, nicht aber irgendeine Lehre, Theorie oder Religion. Hinter dieser Selbstverneinung verbirgt sich eine Spielart der Ideologie, die ihre Macht aus der Inszenierung eines allgegenwärtigen Scheins der Objektivität bezieht und sich deswegen am präzisesten als Anti-Ideologie beschreiben lässt. Leistung ist hier von zentralem Stellenwert. Sie kann berechnet werden und ermöglicht auf diese Weise, jedem Mitglied der Gesellschaft genau zukommen zu lassen, was ihm gebührt – und folgt dabei scheinbar nur einem objektiven Mechanismus der Gesellschaft. Da das Leistungsprinzip in sich jedoch widersprüchlich ist, die ihm zugeschriebene Funktion innerhalb der Gesellschaft also nicht erfüllen kann, wird sie von der Anti-Ideologie in sehr spezifischer Weise ins Spiel gebracht. Das Leistungsprinzip lässt sich als Zentrum der Gesellschaft nur behaupten, indem es als verzerrt, verschüttet oder vergessen inszeniert wird. Dies ist der tiefere Sinn hinter Formulierungen wie »Leistung muss sich wieder lohnen«. Leistung wird von einer melancholischen Bewegung als verlorenes Zentrum der Gesellschaft betrauert, das es wieder aufzurichten gilt, um eine faire soziale Ordnung zu schaffen. Die Melancholie ermöglicht dergestalt die unangenehme Wahrheit zu verdecken, dass eine um den Leistungsbegriff als Zentrum arrangierte Gesellschaft schon allein aufgrund dessen innerer Widersprüchlichkeit nicht möglich ist und die heutige Ordnung sich statt dessen um ein leeres Zentrum herum gruppiert, das in letzter Konsequenz in eine Gesellschaft mündet, in der keine positiven Ziele oder Integrationsmechanismen mehr bestehen. Da das Narrativ der Leistungsgesellschaft in zusehendem Maße versagt und die Sinnlosigkeit des Sozialen in immer stärkerem Maße spürbar wird,

befindet die Ideologie sich heute in einer tiefen Krise mit offenem Ausgang.

Das Buch schließt mit einigen Ideen, was der Rede von der Leistungsgesellschaft entgegen gehalten werden kann und auf welchem Weg es heute noch möglich ist, sich dem Verwertungsprinzip in widerständiger Absicht zu entziehen. In diesem Sinn ist das Buch strikt parteiisch. Es verfolgt die Absicht, zur Abschaffung des so unsinnigen wie inhumanen Diskurses über Leistung und der ihm zugrunde liegenden Gesellschaftsstruktur beizutragen.

Teil I: Erscheinungsebene

1. Leistung im Diskurs

SOZIALPHILOSOPHIE

Leistung lässt sich nicht nur mit Blick auf das Handeln des Einzelnen betrachten. Sie kann auch vor gesellschaftlichem Hintergrund befragt werden, was ihr eine vollkommen andere Richtung verleiht als die des einsamen Höher und Weiter, das in den bisherigen Definitionsversuchen durchgedrungen ist. Diese Form der Betrachtung wird vor allem in der an Hegel angelehnten Sozialphilosophie Axel Honneths vertreten, Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, wo schon Adorno, Horkheimer und Habermas lehrten. Sie läuft in der Frage zusammen, was der Einzelne durch sein Handeln zum Wohl der Gesellschaft beiträgt und ob die dafür erfahrene gesellschaftliche Anerkennung seinem gesellschaftlichen Beitrag entspricht. Leistungsgerechtigkeit wird hier nicht darüber definiert, welche materielle Belohnung der Einzelne für seine Mühe bekommt und stattdessen auf das Terrain der Anerkennung verschoben. Anerkennung wird in der aktuellen Sozialphilosophie jedoch gänzlich anderes verstanden als das üblicherweise mit ihr assoziierte Schulterklopfen im Anschluss an gemeisterte Herausforderungen. Um den Stellenwert von Anerkennung zu verstehen ist es notwendig, tiefer in die Diskussion einzusteigen.

Die Frage nach der Henne und dem Ei ist so alt wie die Geschichte des Menschen selbst und es verwundert nicht, ihr auch bei Überlegungen darüber zu begegnen, wie aus Menschen gesellschaftlich integrierte Subjekte mit kohärenter Identität werden. Vereinfachend gesprochen können diesbezüglich zwei Positionen auseinandergehalten werden. Die erste vertritt die Ansicht, Menschen würden als dissoziale Wesen auf die Welt kommen und in harter, frustrierender Konfrontation mit der Außenwelt und anderen Menschen – zunächst den Eltern, später auch Autoritätspersonen wie z.B. Lehren usw. – lernen müssen, sich zu zü-

geln, allgemeine Gesetze und Regeln zu befolgen, um so die Fähigkeit zu erwerben, in der Gesellschaft ein erfülltes Leben zu bestreiten. Die Anderen sind hier Hindernis und Medium zugleich. Einerseits stehen sie der ungehemmten Entfaltung des Lustprinzips im Wege, auf der anderen Seite ist es dem Menschen, zumal in einer hochdifferenzierten, arbeitsteiligen Gesellschaft, nicht möglich, seine Wünsche und Interessen ohne die Anderen zu verwirklichen. Das Leben erscheint aus dieser Perspektive als Kompromissbildung zwischen den eigenen Absichten und den von Anderen definierten Regeln, selbige in die Tat umzusetzen, was die Gefahr der Übertretung essentieller Gebote der Gesellschaft beschwört, sobald das Subjekt die Gelegenheit hat, sich dem wachsamem Auge der Anderen zu entziehen.

Die andere Ansicht geht davon aus, Menschen seien, um Subjekte zu werden, zwingend auf die Anerkennung der Anderen angewiesen. Keinem ist damit geholfen, sich zu gebärden wie ein Subjekt, solange niemand dieser Behauptung durch einen Akt der Anerkennung zustimmt. Erst durch die Anerkennung wird ein Verhältnis zum Anderen etabliert, in dem der Mensch im Anderen auf sich selbst stoßen und sich in ihm erkennen kann (ebenso wie dieser sich in ihm erkennt). Erst dieses Sich im Anderen erkennen ermöglicht dem Menschen, ein Verhältnis zu sich, seinen Mitmenschen und in letzter Konsequenz der Gesellschaft zu etablieren. Das Subjekt kommt also durch die Anderen zu sich selbst, wodurch die Existenz des Anderen der des Subjekts vorausgeht. Die moralisch-ethischen Implikationen dieses Ansatzes sind gänzlich andere als diejenigen des zuvor geschilderten. Der Andere erscheint hier nicht als Gegner; vielmehr heißt, sich gegen ihn zu vergehen, sich selbst zu verletzen, da der Mensch durch die Vernichtung des Anderen zugleich dessen Anerkennung und damit eines wesentlichen Stücks seiner Selbst verlustig gehen würde.

Die erste Ansicht entspringt der Aufklärung und setzt sich über Freud¹ bis hin zu modernen Sozialisationstheorien² fort. Die zweite geht auf Hegel zurück, wurde von der Hegelrezeption der Siebzigerjahre wiederentdeckt und findet heute ihren wohl populärsten Vertreter in Axel Honneth. Zwar erlauben beide Theorien, individuelle Leistung und Gesellschaft zu verbinden, jedoch lässt nur die anerkennungstheoretische Betrachtung eine wirklich existenzielle Verknüpfung beider Faktoren zu, insofern mit der Anerkennung anders als bei sozialisationstheoretischen Überlegungen nicht nur das Wohlergehen, sondern die Existenz des Subjekts auf dem Spiel steht.

Die Entfaltung des Begriffs Anerkennung findet sich bei Hegel in zwei verschiedenen Varianten: Zum einen in einem seiner Frühwerke, das unter dem Titel »Jenaer Realphilosophie«³ bekannt geworden ist, und zum anderen in der »Phänomenologie des Geistes«, in der sich das berühmte Kapitel über Herrschaft und Knechtschaft befindet. Zentraler Bezugspunkt moderner Anerkennungstheorien ist zumeist die Realphilosophie, da sie nachzuzeichnen versucht, wie aus einem aus bloßer Anschauung und Einbildungskraft bestehenden Bewusstsein durch eine Abfolge immer höherer Synthesen schließlich die bürgerliche Gesellschaft (zu Hegels Zeit) wird. Neben dem unbestreitbaren Vorteil der kompakten Darstellung eines hochkomplexen philosophischen Systems teilt das Werk die allen Werken Hegels gemeinsame Schwäche eines kryptischen bis unverständlichen Schreibstils. Als vergessenes Frühwerk ist es intellektuell weniger ausgereift als spätere Arbeiten und leidet obendrein an editorischen Problemen. Selbige gehen nicht auf Schlamperei des im Gegenteil überaus gründlich arbeitenden Herausgebers zurück, sondern auf den fragmentarischen Charakter der Realphilosophie, die von Hegel weder veröffentlicht noch abschließend überarbeitet wurde.⁴ Zu diesen Problemen gesellt sich die Hegel eigene Form der Darstellung – hoch spekulativ und sehr allgemein gehalten – was zu einer Vielzahl widerstreitender Interpretationen führt, die parallel zueinander existieren, da der Originaltext nicht genug Anhaltspunkte hergibt, um eine von ihnen aus überzeugenden Gründen fallen zu lassen. Es wäre eine interessante Frage, ob Hegel heute noch diskutiert würde, wenn er sich deutlich ausgedrückt hätte.

Hegel war von einem Gedanken fest überzeugt: Es gibt einen Geist, der sich in die Welt hinein verausgabt, sie durchdringt, erschafft und anschließend aus der Welt als erkannter wieder zu sich selbst findet. Diese Bewegung des Geistes ist für Hegel die Geschichte, die in jenem Moment endet, in welchem der Geist wieder zu sich selbst gelangt. Aus diesem Grund könnte das Werk Hegels als die größte Hybris der Geschichte bezeichnet werden, da theoretisch die Geschichte just in dem Moment an ihr Ziel kommt, in dem Hegel den Federhalter schließt und neben sein vollendetes Werk legt.

Zu Beginn der Realphilosophie existiert die Welt bereits, ihr steht jedoch lediglich eine rohe, undifferenzierte Anschauungskraft entgegen, die nicht in der Lage ist, ihre Eindrücke festzuhalten, geschweige denn systematisch zu ordnen. »Der Mensch ist diese Nacht, dies leere Nichts

[...], ein Reichtum unendlich vieler Vorstellungen, Bilder, deren keines ihm gerade einfällt«. ⁵ Langsam lernt der Mensch, Gedanken festzuhalten, gibt ihnen Namen, beginnt zu arbeiten, heiratet, zeugt Kinder, schließt Verträge, schafft das Recht, den Staat, die Religion und schließlich die Philosophie als »absolute Wissenschaft«, ⁶ höchste Verkörperung des Geistes.

Der anerkennungstheoretischen Hegelinterpretation zufolge sind auf dem soeben skizzierten Weg drei Stufen von zentraler Bedeutung: Die Liebe, der Vertrag und der Staat. Der exponierte Platz dieser drei Elemente erklärt sich aus der für Hegel überaus wichtigen Frage, was passiert, wenn ein Bewusstsein auf ein anderes trifft. Die Existenz des Anderen ist philosophisch gesehen ein Skandal. Vor dessen Auftreten arrangiert sich die Welt mitsamt ihrer Bedeutungen um das in ihrem Zentrum stehende einsame Subjekt, das die Welt ganz und gar als die seinige erlebt. Sartre beschreibt dies sehr anschaulich in seinem Kapitel über den Blick:

»Der Andere, das ist zunächst die permanente Flucht der Dinge auf ein Ziel hin, das ich gleichzeitig in einer gewissen Distanz von mir als Gegenstand erfasse und das mir entgeht, insofern es um sich herum seine eigenen Distanzen entfaltet. Aber diese Desintegration greift mehr und mehr um sich; [...] ein ganzer Raum gruppiert sich um den Anderen herum, und dieser Raum ist mit meinem Raum gemacht; es ist eine Umgruppierung aller Gegenstände, die mein Universum bevölkern, der ich beiwohne und die mir entgeht.« ⁷

Der Andere stellt durch seine bloße Gegenwart die Welt des Subjekts gänzlich auf den Kopf und verkehrt ihre eben noch feststehenden und kontrollierbaren Bedeutungsstrukturen. Doch ist der Andere auch ein Subjekt und in dieser Eigenschaft ist er dem eben beschriebenen Phänomen ebenso ausgesetzt wie sein Gegenüber. Einfach ausgedrückt lässt sich sagen: Wo zwei Menschen aufeinandertreffen gibt es ein grundlegendes Problem, weil jeder von ihnen aus seiner Sicherheit gerissen wird, um in der Freiheit des Anderen existentiell entfremdet zu werden.

Liebe, Vertrag und Staat ⁸ sind in Hegels Realphilosophie von zentraler Bedeutung, da sie Schlüsselmomente des stets konflikthaft verlaufenden menschlichen Aufeinandertreffens darstellen. Dieser Konflikt wird in der Liebe mit List ⁹ ausgetragen, im Falle des Vertrages durch Kampf auf Leben und Tod ¹⁰ und auf staatlicher Ebene durch Gehorsam erheischende Tyrannei. ¹¹ Jeder dieser drei Konflikte kann jedoch auf dem Weg der

Anerkennung beigelegt werden. Die Liebe führt zu Ehe und Kind, der Bruch des Vertrages zur Einführung des Rechts und die Tyrannei zur Begründung eines Staates, in dem die Rechte der Individuen garantiert sind und die Unterordnung unter das Allgemeine der Entfaltung ihrer privaten Interessen dient.

Anerkennung wird von Hegel als Wille beschrieben, dem Anderen als »absolut« zu gelten, wozu es notwendig ist, die eigene Existenz im Kampf aufs Spiel zu setzen, um so sich selbst und vor allem dem Anderen als »reines Selbst« zu erscheinen.¹² Hegels Gedanke lässt sich an einem einfachen Beispiel erläutern. Zwei westeuropäische Touristen werden nach einem Schiffsunglück, mitsamt ihres Gepäcks, auf zwei voneinander abgewandten Seiten einer einsamen Insel angespült, ohne voneinander zu wissen. Jeder baut seine Sandburg, schmiert sich seine Sonnencreme auf die Haut, liegt unter seinem Sonnenschirm, hört mit seinem Ipod Musik und hat überdies noch tausend andere Dinge des alltäglichen Strandbedarfs dabei. Eines Tages vergessen beide, angespült worden zu sein, vergessen ihre Vergangenheit und beginnen sich für die einzigen Vertreter ihrer Art zu halten. Doch dann begegnen sie einander. Unfähig zu glauben, der Andere sei ein Wesen wie sie, lassen sie es auf einen Kampf ankommen. Plötzlich ist die Strandburg ebenso gleichgültig wie die Frage, wer die coolere Musik auf dem Ipod hat und es zeigt sich die nackte Existenz eines jeden, ohne Besitz, ohne Schmuck oder andere Bemäntelungen des menschlichen Wesens. Die beiden Verschollenen würden zu folgenden Schlussfolgerungen kommen: Offensichtlich sind sie beide Menschen. Den Anderen umzubringen, bedeutet, sich dessen Anerkennung zu berauben, und damit auch des Menschseins, da feste Bedeutungen nur in einem Universum möglich sind, das von mehr als einem Menschen bevölkert wird. Folglich ist die Anerkennung des Anderen die zwingende Voraussetzung dafür, selbst anerkannt zu werden. Wird ihm die Anerkennung verweigert, kann er auch keine Anerkennung gewähren und niemand sich des Subjektstatus erfreuen.

Ohne Anerkennung kein Subjekt oder wie Hegel sagt: »Das Anerkennen ist also das erste, was werden muss«¹³. Die letzten Punkte sind der eigentliche moralisch-ethische Einsatz der Anerkennungstheorie und lassen sich in einer einfachen Gleichung ausdrücken: Ermorde ich den Anderen oder entziehe ihm meine Anerkennung, ist dies, als würde ich mir selbst ein Messer an die Kehle halten. Aus dieser Perspektive verschwimmt die Grenze zwischen Fremdaggression und Autoaggression,

da beide auf dasselbe hinauslaufen. Bringt einer der Gestrandeten den Anderen um, wird er selbst nie wieder ein Mensch sein, begeht einer von ihnen Selbstmord, löscht er den anderen als Menschen aus, indem er ihn auf sich selbst zurückwirft.

Ganz so leicht ist es jedoch nicht. Zwar kann der Mensch nur durch vorherige Anerkennung existieren, jedoch betonte Hegel in der später verfassten »Phänomenologie des Geistes«, ihre Gewährung sei keineswegs selbstverständlich, wodurch sie und mit ihr das Menschsein zu unheimlich zerbrechlichen Kategorien werden.¹⁴

Dass diese Position starken Reiz ausübt, ist verständlich, schließlich verspricht sie die Trennung zwischen Subjekten zugunsten einer konstitutiven Verbundenheit zu überwinden und so eine tragfähige Grundlage moralischer Überlegungen abzugeben. Auch Axel Honneth stützt sich auf den frühen Hegel. Er unterscheidet zwischen drei Anerkennungssphären: Liebe, Recht und Solidarität.

Liebe und Recht sind eng an den frühen Hegel angelehnt und bedürfen deswegen an dieser Stelle keiner weiteren Darlegung. Interessant ist, was Honneth unter Solidarität versteht, die in seiner Theorie an die Stelle des bei Hegel stets übermächtigen Staates tritt. Solidarität ist nach Honneth eine Form der »sozialen Wertschätzung« die dem Individuum durch die Gesellschaft aufgrund seiner Leistungen entgegengebracht wird und ihm erlaubt, sich selbst zu schätzen. Wird dem Subjekt in einer ständigen Gesellschaft Solidarität aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer mit bestimmten Privilegien ausgestatteten Großgruppe innerhalb einer vertikalen sozialen Hierarchie zuteil, individualisiert sie sich mit der Durchsetzung eher horizontal geordneter Gesellschaften, wie sie sich im Zuge der Moderne entwickeln und gilt den »besonderen Eigenschaften« des Einzelnen. Was nun zählt, ist nicht länger der auf Gruppenzugehörigkeit zurückgehende Status eines Menschen, sondern die Anerkennung individualisierter Leistungen, die innerhalb eines werthepluralistischen Rahmens interpretiert werden, der das »Maß der Leistung« und deren sozialen Wert bestimmt.¹⁵

Solidarität ist für Honneth Ergebnis der »symmetrischen Wertschätzung zwischen individualisierten (und autonomen) Subjekten«¹⁶. Da Leistung in seiner Darlegung der dritten Anerkennungssphäre eine wesentlich wichtigere Rolle spielt als die namensgebende Solidarität selbst, ersetzt Honneth in seinen späteren Schriften den Begriff der Solidarität konsequenterweise durch denjenigen der Leistung und erhebt selbige

damit in den Rang eines zentralen sozialintegrativen Mechanismus und eines ausschlaggebenden Moments der Identitätsbildung. Dieser Schritt mag angesichts der Prominenz des Leistungsbegriffs opportunistisch wirken, erlaubt Honneth jedoch eine weit kritischere Analyse der bestehenden Anerkennungsordnung als sie durch den Begriff der Solidarität möglich wäre. In einem späteren Aufsatz legt er die Zwiespältigkeit des Leistungsbegriffs dar. Einerseits sei er als ideologisch zu betrachten, insofern er den Werthorizont der herrschenden gesellschaftlichen Gruppen darstellen und ihren Machterhalt sichern würde. Andererseits sei Leistung die einzige »normative Ressource«, die der kapitalistischen Gesellschaft zur Verfügung stünde, um die mit ihr einhergehende ungleiche Verteilung von Gütern zu rechtfertigen, dadurch zugleich aber offen für Distributionskämpfe, die argumentativ an der Verschiebung der etablierten Leistungsdefinitionen ansetzen könnten, um so eine Modifikation der gesellschaftlichen Ordnung herbeizuführen.¹⁷

Leistung ist für Honneth ein semantisch leerer Begriff, der durch gesellschaftliche Auseinandersetzungen mit Inhalt gefüllt wird. Zwar gibt es »Leitideen«, selbige müssen jedoch durch »kulturelle Zusatzdeutungen« ausgelegt werden, um auf konkrete Fragen angewendet werden zu können, wodurch das Verständnis des Leistungsbegriffs zu einem »kulturellen Dauerkonflikt« wird, der historisch-kulturell betrachtet ständigen Transformationen unterliegt.¹⁸ Einfach ausgedrückt lässt sich Leistung also wie folgt definieren: Leistung ist das, was die Mehrheit der Gesellschaft darunter versteht.

Diese Definition ist in ihrer Inhaltsleere hoch problematisch, da Leistung laut Honneth die einzige »normative Ressource« darstellt, an der Verteilungskämpfe sich heute orientieren könnten und dadurch eng mit einem ethischen Moment verkoppelt wird. Daraus ergibt sich das Dilemma, dass nicht alles, was die Mehrheit der Gesellschaft für Leistung hält, auch als solche betrachtet werden sollte, ebenso wenig wie jeder auf Umdeutungen des Leistungsbegriffs gestützte gesellschaftliche Kampf begrüßenswert sein muss. Marx hat dies in seiner unübertroffenen polemischen Art in den »Theorien über den Mehrwert« deutlich auf den Punkt gebracht:

»Der Verbrecher produziert ferner die ganze Polizei und Kriminaljustiz, Schergen, Richter, Henker, Geschworene usw.; und alle diese verschiedenen Gewerbe-
zweige, die ebenso viele Kategorien der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit bilden,

entwickeln verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, schaffen neue Bedürfnisse und neue Weisen ihrer Befriedigung. Die Tortur allein hat zu den sinnreichsten mechanischen Erfindungen Anlass gegeben und in der Produktion ihrer Werkzeuge eine Masse ehrsamere Handwerksleute beschäftigt.«¹⁹

Eine derartige Leistungsdefinition ist heute verbreiteter, als es das die Lektüre begleitende Lächeln vermuten ließe. Nicht wenige Menschen glauben, sie würden Arbeitsplätze schaffen, wenn sie möglichst viel Müll herumschmeißen, durch ihren Konsumismus die Innovationsfreudigkeit der Wirtschaft ankurbeln und den Staatshaushalt vor unnötigen Belastungen schützen, indem sie ihre Nachbarn beim Sozialamt anschwärzen; die subkulturelle Spiegelung dieser Überzeugung findet sich in der vom Hip-Hop propagierten Verehrung von »Gangstern« und einem am »Thug-Life« orientierten Lebensstil. Jede Leistungsdefinition sollte in der Lage sein, entsprechende gesellschaftliche Anerkennungsbestrebungen in die Schranken zu verweisen, indem sie schlüssig aufzeigt, warum sie zwischenmenschlich und gesellschaftlich destruktiv sind und zwar unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsordnung.

Doch baut Honneth auf Hegel auf und teilt entsprechend dessen Überzeugung, Anerkennung sei das Schlüsselement zur Identitätskonstitution. Wenn es also über die Theorie Honneths schon nicht gelingt, Leistung selbst zu definieren, sollte es immerhin möglich sein, ihre Wirkung zu beschreiben, indem bestimmt wird, was Anerkennung ist und warum sie für die Herausbildung von Identität einen so zentralen Stellenwert einnimmt.

Bei Hegel selbst wird dieser Zusammenhang lediglich behauptet und an keiner Stelle bewiesen. Dies kann ihm nur sehr eingeschränkt zum Vorwurf gemacht werden, da für die Fragestellung unentbehrliche Wissenschaften wie Psychologie oder Verhaltensbiologie damals noch nicht weit genug entwickelt waren, als sie ihm hätten helfen können, seine Intuition zu stützen. Auffällig ist jedoch, wie wenig dieses Defizit von modernen Anerkennungstheorien überwunden wird. So steht die Frage, was Anerkennung eigentlich ist, kaum zur Diskussion und wird – wenn überhaupt – nur in sehr allgemeinen Formulierungen skizziert.

An einer der deutlicheren Stellen heißt es, Anerkennung sei »Ausdruck einer evaluativen Wahrnehmung, in der der Wert von Personen ›direkt‹ gegeben ist«²⁰. Die in jeder Wahrnehmung verborgene Abschätzung des Gegenübers tritt in der Anerkennung also hinter der nicht zur

Disposition stehenden Gewissheit zurück, beim Anderen handle es sich um einen Menschen wie der Wahrnehmende auch einer ist. Was der Andere aus dieser anerkennenden Wahrnehmung zieht, ist je nach Anerkennungsebene Selbstvertrauen (Liebe), Selbstachtung (Recht) und Selbstschätzung (Solidarität, bzw. Leistung). Im Falle gelingender Anerkennung führt Liebe zu physischer Integrität, die Integration in die Rechtsordnung zu sozialer Integrität und die wertschätzende Anerkennung individueller Leistungen für die Gesellschaft zu Würde.²¹

All dies ist hoch spekulativ und auch für den Fall, es wäre in zahlreichen wissenschaftlichen Versuchen verschiedenster Fachdisziplinen nachgewiesen worden, sind geschichtlich betrachtet viele Menschen gerade deswegen umgebracht worden, weil ihnen das Menschsein nicht abgesprochen werden konnte und sie als Menschen mitsamt ihres »direkt« gegeben Wertes eine Provokation für den Aggressor darstellten. Andererseits gibt es viele Menschen, die Liebe, Rechtssicherheit und Anerkennung ihrer Leistungen genießen und dennoch nichts als Leere empfinden, wofür vier Millionen in Deutschland an Depressionen erkrankte Menschen ein schwer zu widerlegender Beweis sind. Nicht zuletzt gibt es durchaus auch Menschen, die mit Blick auf die drei besprochenen Anerkennungsebenen in starker Unsicherheit leben – z.B. illegalisierte Flüchtlinge – und dennoch über eine intakte Identität verfügen, da sie zwar unterdrückt und ausgeschlossen werden, dies jedoch nicht zu existentiellen Selbstzweifeln führt.²² Die aktuelle sozialphilosophische Debatte ist also weder in der Lage, den Begriff Leistung mit Inhalt zu füllen, noch über den Umweg der Anerkennung, dessen Funktion zu bestimmen.

Zwischen den Zeilen wird jedoch noch etwas anderes verhandelt. Vom Energiesektor bis zur Finanzwelt: Jedem ist klar, so kann es nicht weitergehen und doch will keiner einen radikalen Bruch mit dem bestehenden System riskieren. So wie die Revolutionäre der Sechziger und Siebziger der Illusion anhängen, ein möglichst radikaler Schnitt würde zum Heil der Gesellschaft führen, wird heute die Illusion genährt, der stete Tropfen höhle den Stein, der Elefant sei groß, die Ameisen jedoch zahlreich und schließlich stünden wir vor dem Grundfesten einer radikal veränderten Gesellschaft und keiner hätte was bemerkt. Dieser Mythos der Revolution ohne Revolution durchdringt auch die Anerkennungstheorie Axel Honneths. Immerhin verfügen wir über einen Dreh- und Angelpunkt der Gesellschaft, wir müssen ihn nur durch viele kleine Schritte ein wenig verschieben und dann wird es schon gehen. Der ideologiekritische

Impetus der Anerkennungstheorie entpuppt sich aus dieser Perspektive als Wiederholung des heute verbreiteten Mechanismus der Ideologie, sich selbst zu kritisieren und sich durch eben diese Kritik erst Geltung zu verschaffen.

REALPOLITIK

In der herrschenden Politik, von der CSU bis zur Linken,²³ ist der Leistungsbegriff ein heiß diskutierter und im Wahlkampf entsprechend gerne mobilisierter Begriff. Aus diesem Grund scheint es gewinnbringend, einen Blick in die Wahlprogramme zu werfen, insbesondere jener Parteien, für die Leistung ein Schlüsselbegriff ist.

Doch es stellt sich schnell Ernüchterung ein. Hat die mit der Lektüre von Wahlprogrammen²⁴ verbundene Enttäuschung ihren Grund meistens darin, in ihnen unabhängig von der politischen Couleur nichts zu finden, was über dem rhetorischen Niveau eines gut geschulten Vertreters läge, geht die Ernüchterung mit Blick auf die Leistungsdefinitionen der Parteien auf einen anderen Umstand zurück.

Der Begriff Leistung lässt sich wie jedes deutsche Substantiv allein verwenden oder mit anderen Substantiven zu einer Komposition koppeln, um auf diese Weise zu neuen Begriffen wie etwa Leistungsentgelt oder Dienstleistung zu werden. Bei einem Vergleich der Programme fällt zunächst das extreme Missverhältnis auf, das zwischen beiden Verwendungsweisen besteht.²⁵

	<i>FDP</i>	<i>CDU</i>	<i>Grüne</i>	<i>SPD</i>	<i>Linke</i>
Insgesamt	108	71	62	48	45
Komposition	99	61	57	45	44
Alleinstehend	9	10	5	3	1

Den Begriff Leistung als Teil einer Komposition zu analysieren ist vor dem Hintergrund des Vorhabens, dessen Bedeutung zu verstehen, wenig sinnvoll. Steht das Wort Leistung am Anfang, wird es stets in Zusammenhang mit Worten wie Bereitschaft, Fähigkeit, Wille, Gerechtigkeit verwendet, wohingegen seine Verwendung am Ende meistens mit vor-

geschalteten Worten wie Dienst, Transfer oder Gesundheit einhergeht. Daraus ließe sich eine grobe Regel ableiten: Steht Leistung am Anfang von Kompositionen, wird etwas vom Individuum erwartet, steht der Begriff am Ende, wird dem Individuum etwas zuteil. Auf den ersten Blick hat dies eine politische Dimension, da die Verwendung von zwei verschiedenen Ausgangspositionen auszugehen scheint, dem Individuum, das sich um sich selbst kümmern muss und dem Individuum, das sich nur durch Integration in die Gesellschaft entfalten kann. Doch die Menschen abverlangte Selbstständigkeit kann auch darin bestehen, ihnen Zeit zu lassen, damit sie ihren Platz in der Gesellschaft finden und sich ausreichend bilden können, um als aufgeklärte Bürger zu agieren; ebenso gut wie das Entgegenkommen der Gesellschaft in der Kontrolle liegen kann, ob Menschen, die nicht zur Arbeit gehen, auch wirklich zuhause oder im Schwimmbad sind. Das die FDP den Begriff Leistung eher voranstellt und die Grünen ihn häufiger am Schluss platzieren, wenn sie ihn in Kompositionen verwenden, lässt nicht auf eine bestimmte politische Stoßrichtung schließen. So kann sich hinter dem von den Grünen so exzessiv verwendeten Wort Dienstleistung, wenn es sich auf Menschen bezieht, die bei McDonald's das Klo putzen, ebenso gut eine Zumutung verbergen wie hinter der Forderung der FDP, die Leute sollten doch einfach etwas mehr Leistungsbereitschaft zeigen, wenn sie von der Aufstiegschancen der Gesellschaft profitieren wollten.

Bei einer Analyse der unverbundenen Verwendungsweise des Begriffs Leistung muss wiederum unterschieden werden zwischen einer solchen, die den Begriff auf etwas anderes bezieht, z.B. wenn von der Leistung des Gesundheitssystems die Rede ist und einer weiteren, die etwas mit dem Begriff selbst verbindet und ihn dadurch konkretisiert.²⁶ Das Ergebnis ist allerdings noch bescheidener als die Analyse der kompositorischen Verwendungsweisen. Beginnen wir mit der FDP und arbeiten uns bis zur Linken vor.

Das einzige, was die FDP über Leistung selbst zu sagen hat, besteht in der mittlerweile zum geflügelten Wort gewordenen Forderung, sie müsse sich wieder lohnen.²⁷ Die CDU/CSU betont dies sogar häufiger als ihre (ehemals) geliebte Koalitionspartei,²⁸ fügt dem jedoch den etwas überraschenden Hinweis hinzu, Leistung sei ein humaner Wert, der über die Ausübung von Sport gefördert werden könnte und stellt ihn in eine Reihe mit »Fairness, Gemeinsinn, [...] Wettbewerb, Verantwortung, Erkennen eigener Grenzen und Achtung Anderer«²⁹. Leistung und Wettbewerb

sind natürlich keine Werte, sondern beschreiben individuelle bzw. kollektive Handlungsvollzüge, die je nach inhaltlicher Ausrichtung positiv oder negativ sein können, doch weist diese kleine Passage neben dem ihr zugrunde liegenden Kategorienfehler immerhin auf die heute mit Leistung und Wettbewerb verbundene Drohung hin. Mit einem Wert geht immer eine Norm einher, mit der Norm deren Übertretung und mit der Übertretung die Sanktion. Wer also nichts oder nicht genügend leistet, wird eine wie auch immer geartete Strafe zu gewärtigen haben. Mangelnde Leistung wird hier mit der mangelnden Tugend des betreffenden Menschen begründet. Das ist jedoch keineswegs neu, schließlich ist das Vorführen und Zurechtmachen von Hartz4-Empfängern und anderen sozialen Außenseitern mittlerweile längst zur gängigen Nachmittagsunterhaltung im Fernsehen geworden. Interessant ist jedoch, wie sehr die moralische Welt des Boulevard-Journalismus und die Rhetorik von Parteiprogrammen sich füreinander geöffnet haben. Von den Grünen ist nahezu gar nichts zu erfahren, doch halten sie Kindererziehung immerhin für eine »beachtliche Leistung«³⁰ und deuten damit implizit auf die Existenz von Leistung außerhalb der Wirtschafts- und Arbeitswelt hin. Die SPD verweist darauf, Leistung bedeute, sich anzustrengen und ist wie FDP und CDU/CSU der Meinung, sie müsse sich lohnen, schränkt dies jedoch auf »alle Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen«³¹ ein. Das ist insofern verwirrend, als im nächsten Satz allen, die sich Mühe geben, versprochen wird, sie könnten dadurch ihr Leben verbessern, was auch Menschen ohne Arbeit einschließen sollte. Entweder hier liegt ein Widerspruch vor oder die SPD unterscheidet zwischen Leistung und Mühe. Der Text des Programms erlaubt leider nicht, diese Frage zu entscheiden. Bleibt noch die Linke, die zu Leistung im engeren Sinne jedoch gar nichts zu sagen hat.

Der Erkenntnisgewinn fällt also gering aus. Die SPD ist einer Definition noch am nächsten, wenn sie schreibt, Leistung bestünde darin, sich anzustrengen, FDP, CDU und Grüne erweitern diese Erkenntnis, indem sie darauf verweisen, Leistung sei ein gesellschaftlicher Wert, habe auch im sozialen Bereich einen festen Platz und müsse sich auszahlen. Logisch betrachtet gibt es für dieses kärgliche Ergebnis drei Erklärungen: Die herrschenden Parteien haben entweder keinen blassen Schimmer, was Leistung ist, behalten ihr Wissen lieber für sich oder halten es für unschicklich, es in Form von Wahlprogrammen zugänglich zu machen.

Doch könnte der Grund auch anderswo liegen. Das zeigt der sprachphilosophische Versuch, einen so banalen Begriff wie Einfamilienhaus

zu definieren: Es hat in der Regel einen Keller, ein Erd- und ein Obergeschoss. Unten sind Küche und Wohnzimmer, oben die Schlaf- und Kinderzimmer, im Keller ist vielleicht ein Party- oder Hobbyraum untergebracht usw. Die Definition eines Begriffs wie Einfamilienhaus ist unnötig, da auch ohne Definition jeder weiß, um was es sich handelt. Was aus den Parteiprogrammen spricht, ist dieselbe Haltung: Was Leistung ist, weiß doch jeder, wozu sich also Gedanken darüber machen. Doch zwischen einem Einfamilienhaus und einem Begriff wie Leistung besteht ein grundlegender Unterschied. Wir alle sind in der Lage, beim Betrachten eines Hauses klar zu sagen, ob es sich um ein Einfamilienhaus handelt oder nicht, eine menschliche Tätigkeit als Leistung einzustufen oder ihr diese Einstufung vorzuenthalten, fällt uns jedoch wesentlich schwerer bzw. ist uns in vielen Fällen nicht möglich. Ohne Leistungsdefinition ist es sinnlos, über Leistung zu sprechen, geschweige denn, sie zur Bewertung menschlicher Tätigkeiten heranzuziehen. Deswegen muss tiefer in den politischen Diskurs eingestiegen werden als es anhand von Parteiprogrammen möglich ist.

Der stellvertretende Bundesvorsitzende (damals Fraktionsvorsitzender und wirtschaftspolitischer Sprecher) der FDP – Martin Lindner – hat in einem langen Interview mit der Zeitung »Der Freitag« detailliert erläutert, was Leistung ist und welchen Stellenwert sie heute einnimmt.³² Zunächst sei Leistung die »Bereitschaft, mehr zu tun, als zwingend notwendig ist«, ob im Sport oder Beruf. Dies schlägt sich z.B. im Engagement eines Schülers nieder, der nicht nur gute Noten schreibt, sondern sich überdies in die Schülerversammlung oder Theatergruppe einbringt. Allerdings bestünde ein spezifisch deutsches Problem in der mangelnden Würdigung dieser Bereitschaft, die Schülern in Ländern wie England oder den U.S.A. einen hohen Platz in der sozialen Hierarchie und entsprechende Beliebtheit einbringe. Weil Leistung persönliches Engagement beinhaltet, das mit einem gewissen Idealismus einhergeht, ist es nicht möglich, »eine Generalmesslatte« anzulegen, um sie zu messen. So kann von der Entlohnung eines Menschen nicht auf dessen Leistung geschlossen werden, da dies doch die hohe Leistung von Krankenschwestern verkennen und z.B. bei Fußballern jeden Kontakt zur Realität verlieren würde. Leistung kann jedoch durch Geld motiviert werden. Nur wer die Aussicht hat, bei entsprechender Anstrengung mehr zu bekommen, wird sich erheben und den »Hintern hoch kriegen«. Leistungsbereitschaft allein reicht jedoch nicht. Sie muss mit technischer Raffinesse, passender

Ausstrahlung und einem stimmigen Endergebnis einhergehen, das am Markt auf ausreichende Nachfrage stößt. Leistung stellt sich damit als äußerst komplexer Begriff heraus, denn »alles gehört dazu, nichts kann isoliert betrachtet werden, um den Wert der Leistung richtig zu messen.«.³³

Die Argumentation ist über ihre von großer intellektueller Unsicherheit zeugende Sprunghaftigkeit hinaus auch logisch inkonsistent, beinhaltet sie doch vier Definitionen auf einmal: Die Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig, idealistisches Engagement für andere, technische Kompetenz mitsamt entsprechend positiver Ausstrahlung und – nicht zu vergessen – marktgerechte Ergebnisse. Schließlich wird die strikte Interdependenz dieser Elemente betont und mit der Mahnung unterstrichen, sie dürften nicht isoliert betrachtet werden. Doch ebenso wie ein DVD-Player nicht funktionstüchtig ist, wenn einige seiner technischen Komponenten beschädigt sind, ist auch eine Definition nur so tragfähig wie ihre Elemente.

Die Bereitschaft, mehr zu machen, kann sich auf zweierlei beziehen: auf einen quantitativ und qualitativ fest umrissenen Status Quo oder andere Menschen, zu denen ein Konkurrenzverhältnis besteht bzw. über den Vergleich hergestellt wird. Dieser Unterschied bricht bei näherer Betrachtung jedoch schnell in sich zusammen. Die Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig, bezieht sich vordergründig auf einen objektiven Stand der Dinge, der als Messlatte für Leistung dient, dieser entpuppt sich jedoch sehr schnell als subjektiv, wenn danach gefragt wird, wer für dessen Einschätzung verantwortlich ist. Das zwingend Notwendige ist ebenso wie das Bestmögliche immer durch menschliche Anstrengung hervorgebracht und beschreibt trotz aller vermeintlichen Objektivität die konkrete Tätigkeit individueller Personen und deren Wertschätzung durch andere Menschen mit entsprechender Definitionsmacht. Die »Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig« muss deswegen als »die Bereitschaft, mehr als die anderen zu machen« gedeutet werden. Dies ist allerdings nur möglich, wenn Menschen in zwei Kategorien eingeteilt werden, die schon im Märchen von Frau Holle eine große Rolle spielen – faule Pech- und fleißige Goldmarien. Diese Unterteilung ist nicht neu, wird durch die Zumutung, ständig mehr als andere machen zu müssen, jedoch in den Vordergrund gerückt und verwandelt menschliche Interaktion in ein Wettrennen, das jeden fürchten lässt, der Abstand zum Verfolger könne sich verkleinern. Interessanter als dieser allseits beklagte Punkt ist jedoch die Frage, wie das zwingend Notwen-

dige überhaupt ermittelt werden kann. Allgemein gesprochen könnte es als das zur Aufrechterhaltung eines Systems notwendige Maß an Energie definiert werden. Dies mag bei technischen Geräten auf der Verpackung stehen, kann im sozialen Bereich jedoch aufgrund der Vielzahl an Variablen und der ständigen Verschiebung des Kontextes niemals abschließend ermittelt werden. Wer könnte z.B. sagen, was jeder Einzelne in einem Unternehmen leisten muss, damit es sich gerade am Markt halten könnte? Das zwingend Notwendige entpuppt sich als subjektive Zuschreibung, die zwischen Sender und Empfänger in der Regel ein abwärts gerichtetes Hierarchiegefälle voraussetzt und entspricht der angeblichen Leistung derjenigen Subordinierten, die sich in den Augen ihrer Vorgesetzten nicht genügend anstrengen. Die Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig, stellt sich damit im Wesentlichen als Bereitschaft heraus, sich dem Denken übergeordneter Hierarchieebenen emphatisch anschmiegen zu können, die schwachen Stellen der Belegschaft auszumachen und sich von diesen so weit wie möglich zu distanzieren.

Das zur Tugend des Mehrmachens noch Idealismus und Engagement kommen, weist vor allem auf zwei Dinge hin. Zum einen sollen die Menschen sich heute in einem an Symbiose grenzenden Maße mit ihren Jobs identifizieren. Dies gilt mittlerweile für Hausmeister ebenso wie für Autoverkäufer und Unternehmensberater. Das ist nicht neu, die Begriffe Idealismus und Engagement besitzen jedoch eine darüber hinausweisende Bedeutung, wenn sie, wie im Interview, mit dem Verhalten von Schülern in Verbindung gebracht werden. Das Schüler, die mehr machen, sich in der Schule entfalten, ist keineswegs selbstverständlich. Sie können schließlich auch Bands gründen, Filme drehen oder Gruppen für die Unterstützung politischer Gefangener ins Leben rufen. Stattdessen wird das Bedürfnis, sich gesellschaftlich zu engagieren, hier in die Institution selbst verlegt und in einen weiteren Index der dort erbrachten Leistung verwandelt. Laut Hurra zu schreien, sobald der Name der Schule oder des Unternehmens genannt wird, die wir zur sprachlichen Kenntlichmachung persönlicher Identifikation als »unsere« bezeichnen, scheint nicht mehr ausreichend zu sein. Schule und Unternehmen geben heute auch das Terrain ab, auf dem wir uns für die Gesellschaft engagieren und nehmen damit eine Relaisfunktion zwischen dem Individuum und der Gesellschaft ein. Leistung bedeutet die Akzeptanz der Identifikation mit dem Unternehmen, des Aufgehens des Individuums im Unternehmen

und die Bereitschaft, den Gedanken zu akzeptieren, dass individuelles Wohl und Gesellschaftswohl mit dem Firmenwohl zusammenfällt.

Dass es erfreulich ist, wenn Menschen in ihren beruflichen Tätigkeiten technisch kompetent sind, dürfte Konsens sein, dass sie diese Kompetenz durch eine entsprechende Ausstrahlung unterfüttern müssen, eher nicht. Die entsprechende Passage des Interviews dreht sich zwar um Ulrich Wickert und seine Leistung als Moderator, weist jedoch weit über den schauspielerischen Bereich hinaus, für den Ausstrahlung sicherlich eine unverzichtbare Voraussetzung ist. Die unentwegte Arbeit am eigenen Selbst und dessen Wirkung auf andere ist heute ein zentrales Element des täglichen Lebens. Davon zeugen 26 Millionen Facebook Nutzer in Deutschland und über eine Milliarde weltweit,³⁴ die Stunden ihrer Freizeit darauf verwenden, ihre Profile zu aktualisieren, Freundschaften zu pflegen und Netzwerke aufzubauen, die anschließend prominent platziert den Wert der eigenen Persönlichkeit steigern helfen. Es wäre verwunderlich, wenn dieser Trend nicht tief in die Arbeitswelt vorgedrungen wäre. Der Akt des Kaufens geht mit der Erwartung einher, nicht nur zuvorkommend behandelt zu werden; obendrein wollen wir auch ein wenig Begeisterung sehen, z.B. die hinter dem EDEKA Slogan »Wir lieben Lebensmittel« steckende Leidenschaft, und nicht das muffelige Gesicht einer Verkäuferin, die ihren Job frecherweise als Ausbeutung empfindet. Mit technischer Kompetenz lässt sich heute auf dem Arbeitsmarkt offensichtlich nur noch punkten, wenn sie von einer entsprechend inszenierten Persönlichkeit begleitet wird, oftmals ist Letzteres auch wichtiger als ersteres.

Doch der alles entscheidende Punkt ist: »Am Ende zählt das Ergebnis«; ob selbiges gut oder schlecht ist, bemisst sich schlicht an dessen Verkäuflichkeit auf dem freien Markt. Prinzipiell wird durch diesen Verweis alles wieder zurückgenommen, was in den vorhergehenden Punkten mühsam hergeleitet wurde, kann doch auch das Zufallsprodukt eines nihilistischen Faulenzers jeden Verkaufsrekord brechen. Martin Lindner würde dies wohl einen Glückstreffer nennen und darauf verweisen, auch Leistungsverweigerer könnten vom Schicksal gesegnet sein, dies bringe jedoch keineswegs die Notwendigkeit mit sich, Leistung anders zu definieren oder gar den Begriff als Ganzes zu durchdenken. Fest steht: Die Verkäuflichkeit des Endproduktes ist ein hartes Kriterium, um zu entscheiden, ob die zu seiner Produktion notwendige Arbeit eine Leistung oder vergebliche Mühe darstellt.

Zusammenfassend lässt sich folgendes festhalten: Leistung ist politisch betrachtet die von Idealismus getragene Bereitschaft zu technisch kompetent verrichteter Mehrarbeit, beflügelt von positiver Ausstrahlung und mit marktgerechtem Endergebnis. Ging es bei der Sozialphilosophie weniger um Leistung als die Propagierung einer braven Politik der kleinen Schritte, geht es auch hier um etwas anderes als die Diskussion zunächst suggeriert. Was beschrieben wird, ist keine Definition von Leistung, sondern ein Persönlichkeitsmodell, eine Subjektform. Es wird festgeschrieben, welche Haltung Menschen heute zu ihrer Arbeit einnehmen sollen (Idealismus, Adaption der Normen, usw...) und woran sie sich dabei zu orientieren haben (der anonymen Autorität des Marktes). Wer heute etwas leisten will, hat sich dem Markt nicht nur unterzuordnen, er muss den Markt lieben, zum Kreuzungspunkt seiner Ströme werden und daraus authentische Lust ziehen. Dass die CDU/CSU Leistung als »humanen Wert« bezeichnet, fügt sich hier nahtlos ein, indem dieser Wert die Parameter des gerade umrissenen Subjektmodells zur Referenzquelle von Moral erhebt und sie dabei zugleich tief in der Psyche verankert, wo sie fortan die Grundlage für entsprechende Selbst- und Fremdbildkonstruktionen abgibt. So bitter dies auch ist, hilft es doch nicht weiter, den Leistungsbegriff enger an eine Definition heranzuführen. Im Gegenteil lebt jedes Subjektivationsregime gerade von der Unbestimmtheit seiner Begrifflichkeiten, die niemals eine vollständige Erfüllung der Norm erlauben und damit die Korrektur und Gängelung der Individuen in eine Dauerschleife verwandeln, aus der es kein Entkommen gibt.

WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT

Der Gabler – ein Klassiker der Wirtschaftslexika – beschreibt den Begriff Leistung auf drei verschiedenen Bedeutungsebenen. Leistung kann betriebswissenschaftlich, zivilrechtlich und steuerrechtlich definiert werden. Im Sinne der letzten beiden bezeichnet Leistung schlicht die Lieferung einer bestimmten Sache, bzw. eine Handlung oder Unterlassung, zu der ein Rechtssubjekt juristisch verpflichtet ist oder per Gerichtsprozess verpflichtet wurde.³⁵ Der Begriff besitzt einen vor allem qualitativen Charakter, der mit dem in der Diskussion um die Leistungsgesellschaft stets betonten Höher, Schneller, Weiter nichts gemein hat.³⁶ Interessant

ist die betriebswissenschaftliche Definition, die an dieser Stelle in voller Länge zitiert sei:

»1. Begriff: Das (gelungene) Ergebnis eines betrieblichen Erzeugungsprozesses.

Begriffsfassungen:

(1) Mengenmäßiger Output, z.B. produzierte Stückzahl, bearbeitete Verwaltungsakte;

(2) Wert des Prozessergebnisses, d.h. der bewertete mengenmäßige Output. Leistung ist in Letzterem Sinn Gegenbegriff der Kosten, wird aber in dieser Bedeutung zunehmend durch den Terminus Erlös ersetzt.

2. Arten: Von besonderer Bedeutung für die Kostenrechnung: Unterscheidung von absatzbestimmten Leistungen (Kalkulation in der Kostenträgerrechnung) und innerbetrieblichen Leistungen (Kalkulation in der Kostenstellenrechnung).«³⁷

Die Definition weist deutlich in eine quantitative Richtung, da sie den »mengenmäßigen Output« und den »Wert des Prozessergebnisses« ins Spiel bringt. Ein mengenmäßiger Output könnten beispielsweise 500 Stühle sein und sich als Wert des Prozessergebnisses zu 20 Euro das Stück oder insgesamt gerechnet 10.000 Euro verkaufen. Damit wäre die Leistung zwar exakt quantifiziert, es erscheint aber gleich das nächste Problem. Der betriebswissenschaftlichen Leistungsdefinition zufolge geht die Leistung 500 Stühle zu insgesamt 10.000 Euro entweder nicht auf ein Subjekt zurück, das sie mit mehr oder minder großer Anstrengung vollbracht hätte; oder das Subjekt hinter der Leistung ist aus betriebswissenschaftlicher Sicht nicht interessant, bzw. eine unbekannte Größe, die sich der mathematischen Durchleuchtung entzieht. Wo aber kein Subjekt als Schlüsselement des Leistungsbegriffes existiert, kann aus ökonomischer Sicht auch keine Leistungsgesellschaft existieren, die der verbreiteten Sicht zufolge Menschen immer mehr in immer kürzerer Zeit abnötigt und zu diesem Zweck wachsenden Druck auf sie ausübt.

Das Subjekt schimmert jedoch zwischen den Zeilen hindurch, gibt es doch die Kosten, die produzierte Stückzahl, den Wert des Prozessergebnisses und schließlich – als wichtigste Kategorie – den Erlös. Um 500 Stühle zu einem Preis von 10.000 Euro zu verkaufen, müssen die Arbeiter ebenso bezahlt werden wie das Material, die Gebäudekosten und die notwendigen Maschinen. Die Differenz zwischen diesen Kosten und dem bewerteten mengenmäßigen Output von 10.000 Euro wäre der Erlös. Eine entsprechende Rechnung könnte so aussehen.³⁸

Bewerteter mengenmäßiger Output: 500 Stühle à 20 Euro = 10.000 Euro

Kosten: 4000 Euro Lohn + 2000 Euro Gebäude + 2000 Euro Maschinen = 8000

2000 Euro Erlös

Das Subjekt verbirgt sich also in den Kosten und da sich die Aufwendungen für Gebäude und Maschinen nur sehr bedingt verändern lassen, ist es notwendig, ihm soviel Leistung – verstanden als mengenmäßiger Output – abzupressen wie irgend möglich, um ein für das jeweilige Unternehmen möglichst günstiges Verhältnis zwischen Kosten und Erlös herzustellen. Das klingt plausibel, die Interpretation muss sich jedoch drei kritische Einwände gefallen lassen.

Zum einen wäre die Frage zu stellen, ob seitdem Menschen Waren produzieren, mit denen sie anschließend Handel treiben, jemals ein gesellschaftlicher Zustand existiert hätte, in dem das Verhältnis von Kosten und Erlös nicht zugunsten des Produzenten ausfallen sollte. Dies ist schwerlich vorstellbar. In seinem zwischen 1844 und 1845 geschriebenen Bericht »Die Lage der arbeitenden Klasse in England« schreibt Engels über die Minenarbeiter seiner Zeit folgendes:

»Die gewöhnliche Arbeitszeit ist 11 bis 12 Stunden, oft länger, in Schottland bis zu 14 Stunden, und sehr häufig wird doppelte Zeit gearbeitet, so daß sämtliche Arbeiter 24, ja nicht selten 36 Stunden hintereinander unter der Erde und in Tätigkeit sind. Feste Stunden für Mahlzeiten sind meist unbekannt, so daß die Leute essen, wenn sie Hunger und Zeit haben.«³⁹

Wird Leistung als die Ausübung von Druck auf arbeitende Menschen verstanden, um ein möglichst profitables Verhältnis von Kosten und Erlös herzustellen, müsste die von Engels beschriebene soziale Ordnung wesentlich eher als Leistungsgesellschaft bezeichnet werden als die heutige Gesellschaft. Natürlich sind Niedriglohnsektor und »Working poor« Symptome einer versagenden ökonomischen Ordnung, dysfunktionaler Verteilungssysteme und mangelnder gesellschaftlicher Solidarität, doch mit dem Zustand vor gut 150 Jahren haben sie nichts gemein. Die Tendenz, den Erlös durch die Erhöhung des mengenmäßigen Outputs zu steigern, sei es durch Verlängerung des Arbeitstages oder durch Intensivierung der Produktion, ist mindestens so alt wie der Kapitalismus selbst, wodurch sie als Wurzel der noch jungen Leistungsgesellschaft entfällt.

Zur Steigerung des Erlöses ist es auch möglich, die Lohnkosten zu senken, von den Arbeitern aber die selbe Produktivität zu erwarten. Auch hier lässt sich einwenden, diese Strategie sei im Kapitalismus stets angewandt worden und wahrscheinlich – ebenso wie die ihr komplementäre Steigerung der Produktivität – selbst den Erbauern der Pyramiden nicht unbekannt gewesen. Eine hieran anschließende Frage ist hingegen wesentlich interessanter. In obiger Rechnung bekommen die Arbeiter 4000 Euro Lohn für die Anfertigung von 500 Stühlen, die sich zu einem Preis von 10.000 Euro verkaufen, was dem Inhaber des Unternehmens nach Abzug seiner zusätzlichen Aufwendungen für Gebäude und Maschinen 2000 Euro Erlös verschafft. Nehmen wir an, Stühle seien gerade sehr gefragt und es würden neue Arbeiter eingestellt, um ebenfalls 10.000 Stück zu produzieren, jedoch zu einem Lohn von lediglich 3000 Euro, was dem Unternehmer bei sonst unveränderten Zahlen 3000 Euro Erlös einbrächte. Würden die neuen Arbeiter mehr leisten oder wären sie lediglich schlechter bezahlt? Wer auf ersterem insistiert, ist aus logischen Gründen gezwungen, der Bevölkerung nahezu jedes Landes dieser Erde mehr Leistung zuzuschreiben als denjenigen der G7 oder OECD Staaten, schließlich wird nirgendwo billiger gearbeitet als in den Sweatshops Indiens oder Bangladeshs. Ebenso erschiene ein Professor der vergleichenden Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt russische und französische Literatur des 18. Jahrhunderts als vollkommen fern von allem, was als Leistung bezeichnet werden könnte, da er mit etwas Glück hier und da vielleicht ein Drittmittelprojekt einwirbt, seine Publikationen jedoch ebenso wenig einbringen wie seine Vorträge und sich obendrein nichts von dem, was er produziert, gewinnbringend in den Wirtschaftskreislauf einbringen lässt. Es gibt nicht wenige Menschen, die derartige Positionen vertreten. Die Bürger der Industrienationen sollten endlich lernen, die Zähne zusammen zu beißen und sich von unnützer Schöngeistigkeit verabschieden, bzw. selbige zur Privatsache erklären. Dieser Standpunkt ist jedoch von einem schwerwiegenden Widerspruch geprägt. Zu behaupten, die Bereitschaft, für eine niedrigere Bezahlung die selbe Arbeit zu verrichten, bedeute mehr zu leisten, ist zugleich das Eingeständnis, Leistung habe nichts mit den Fähigkeiten eines Menschen oder seiner Bereitschaft, sich anzustrengen, zu schaffen, da sie Leistung auf das Verhältnis zuvor festgelegter allgemeiner Kennzahlen reduziert. Dadurch wird Leistung wieder vom Individuum getrennt und wir landen abermals bei der bereits untersuchten Begriffsfassung von Leistung als Verhältnis von Kosten und

Erlös. Nicht umsonst hat laut der Definition des Gabler der Begriff des Erlöses den Leistungsbegriff ersetzt.

Durch Rückgriff auf betriebswissenschaftliche Berechnungen kann dem Leistungsbegriff nicht wirklich auf die Spur gekommen werden. Erschwerend kommt zu den gerade beschriebenen logischen Dilemmata noch eine folgenschwere Entwicklungstendenz der heutigen westlichen Ökonomien hinzu. Die zentrale Stelle des mengenmäßigen Outputs in der betriebswirtschaftlichen Fassung des Leistungsbegriffs kann nur in einer Wirtschaftsordnung zu signifikanten Berechnungen über die Produktivität menschlicher Arbeit führen, die zum überwiegenden Teil auf klassischer industrieller Produktion beruht. Zwei Stühle sind mehr als einer, zehn Tonnen Stahl mehr als fünf – auf diese Weise lässt sich nur quantifizieren, was die Herstellung eines materiellen Produkts zum Ziel hat. Die westlichen Gesellschaften haben sich jedoch bekanntermaßen von Industriegesellschaften in Dienstleistungsgesellschaften verwandelt, was den Wechsel von der Produktion materieller Güter (Auto) zu immateriellen Gütern (Fahrstunde) nach sich zieht. Landwirtschaft, produzierendes Gewerbe und Bauwirtschaft tragen in Deutschland weniger als 30 % zum Bruttoinlandsprodukt bei, wohingegen auf Dienstleistungen über 70 % entfallen, was für die Möglichkeit, Arbeitsleistung zu quantifizieren, entscheidende Konsequenzen hat (für die OECD-Staaten liegen vergleichbare Zahlen vor).⁴⁰

Dies lässt sich gut an einem Friseursalon verdeutlichen. Die Arbeitsbedingungen in vielen Salons sind prekär: Lange Arbeitszeiten, niedriger Lohn, unbezahlte Überstunden, keine Sozialversicherung. Um auch nur eine Bezahlung zu erhalten, welche die Deckung bescheidener Lebenshaltungskosten erlaubt, muss ein Friseur einen möglichst hohen Umsatz erwirtschaften. Wenn er sich weiter qualifiziert, z.B. indem er den Meister macht, wird er nicht automatisch besser bezahlt, sondern in zahlreichen Fällen nur, wenn er dadurch mehr Kunden bedienen und entsprechend größeren Umsatz machen kann. Bis zu diesem Punkt ist alles wie beim Stühle produzierenden Arbeiter. Je höher der mengenmäßige Output, desto höher der Erlös. Doch ist dies bei näherem Hinsehen zu einfach gedacht und beschwört ein Problem herauf, das beim Stühle produzierendem Arbeiter im Kleinen beginnt, sich beim Friseur wesentlich verschärft und in Dienstleistungsberufen mit höherer Qualifikation jede Form von strenger Quantifizierung durcheinanderbringt. Dem quantitativen Faktor jeder betriebswirtschaftlichen Berechnung steht immer ein

qualitativer entgegen. Auf einem Stuhl muss man sitzen können, ohne sich zu verletzen; er muss also fest verschraubt sein, gut abgeschmirgelt und standfest konstruiert. Wäre der Arbeiter in diesen Punkten nachlässig, könnte er sicherlich mehr Stühle herstellen, doch würde niemand sie kaufen, da nichts mit ihnen anzufangen wäre. Im Falle des Friseurs als Dienstleister gestaltet sich der qualitative Faktor wesentlich komplizierter. Wie beim Stuhl müssen bestimmte technische Anforderungen erfüllt werden, doch zu einem aus Kundensicht zufriedenstellenden Friseurbesuch gehört wesentlich mehr als mit korrekt geschnittenen Haaren nach Hause zu gehen. Der Friseurbesuch soll schön sein, entspannend, anregend, vielleicht von einer netten Unterhaltung untermalt und vieles mehr. Über das technische Können hinaus gehören also auch soziale Fähigkeiten zum Handwerk des Friseurs. Wie »nett« es beim Friseur ist entscheidet wesentlich darüber, ob die Kunden regelmäßig kommen, was für den mengenmäßigen Output natürlich entscheidend ist und mit dem Begriff »Kundenbindung« umschrieben wird. So ist im Zweifelsfall jener Friseur besser, der im Monat weniger Schnitte schafft als sein produktiverer Kollege, der den Friseurbesuch zu einer Massenabfertigung macht, die auf Dauer zu Kunden- und Imageverlust führt. Die Kategorie des mengenmäßigen Outputs verliert in diesem Kontext an Bedeutung und büßt sie in steigendem Maße ein, je mehr Dienstleistungen auf dem Verkauf sozialer Kompetenzen beruhen. Niemand würde zu einem Psychologen gehen, dessen einziges Ziel darin bestünde, möglichst viele Klienten an einem Tag zu betreuen und der dadurch vermutlich gestresst und entsprechend unhöflich wäre. Ökonomisch betrachtet scheint der Begriff die Tendenz zu haben, der theoretischen Betrachtung zu entgleiten, denn wenn der Faktor mengenmäßiger Output seinen zentralen Stellenwert einbüßt, ist Leistung nicht länger quantifizierbar.

Bis zu diesem Punkt ist jedoch nur von klassischen betriebswissenschaftlichen Berechnungen die Rede gewesen, die zur Ermittlung menschlicher Arbeitsleistung lediglich die Stellschrauben Lohn und mengenmäßiger Output anbieten. Solche Berechnungen sind wie bereits ausgeführt einerseits so alt wie der Kapitalismus selbst und andererseits in einer Dienstleistungsgesellschaft von äußerst beschränkter Aussagekraft.

Die Humankapitaltheorie versucht dieser Schwierigkeit zu begegnen, indem sie hoch komplexe Quantifizierungsverfahren entwirft, die den Wert der Arbeitskraft in ein Verhältnis zu ihrem Beitrag für das jeweilige Unternehmen zu setzen erlauben, was einer individuellen Quantifizie-

rung von Leistung auf den ersten Blick äußerst nahe kommt. Der Begriff wurde 2004 von der »Gesellschaft für deutsche Sprache« zum Unwort des Jahres gekürt, was mehr als nur eine amüsante Anekdote ist, da die aus der Bevölkerung kommenden Vorschläge von der (mit allen akademischen Würden versehenen) Jury anhand des Kriteriums selektiert werden, »sachlich unangemessene oder inhumane Formulierungen«⁴¹ öffentlich bloßzulegen, um auf diese Weise zu einem reflektierteren Umgang mit der Sprache beizutragen. In der Begründung der Jury heißt es: »Der Gebrauch dieses Wortes aus der Wirtschaftsfachsprache breitet sich zunehmend auch in nichtfachlichen Bereichen aus und fördert damit die primär ökonomische Bewertung aller denkbaren Lebensbezüge, wovon auch die aktuelle Politik immer mehr beeinflusst wird. Humankapital degradiert nicht nur Arbeitskräfte in Betrieben, sondern Menschen überhaupt zu nur noch ökonomisch interessanten Größen.«⁴² Wenn Leistung auch hier nicht thematisiert wird, kann kaum noch angenommen werden, die Diskussion um die Leistungsgesellschaft sei von der Wirtschaft angestoßen worden oder besäße überhaupt ökonomischen Charakter.

In der OECD-Veröffentlichung »The Well-being of Nations« wird der Begriff Humankapital definiert als »die in Individuen verkörperten Kenntnisse, Fähigkeiten, Kompetenzen und Eigenschaften, welche die Schaffung persönlichen, sozialen und ökonomischen Wohlergehens fördern (Übersetzung: Lars Distelhorst)«⁴³. Aufgabe der Humankapitalbewertung ist es, dieses Kapital zu quantifizieren, seinen innerbetrieblichen Einsatz zu analysieren und anschließend Optimierungsstrategien zu entwickeln, die dessen möglichst effizienten Einsatz ermöglichen. Laut Humankapitaltheoretikern wie dem Miterfinder der Saarbrücker Formel Christian Scholz oder dem wesentlich am Entwurf des Vienna-Index beteiligten Frank DiBernardino besteht in vielen Firmen ein grundlegendes Problem. Zwar ist heute die Frage, welche Menschen wie im Betrieb beschäftigt werden, wichtiger denn je, doch mangelt es der Human Resources Abteilung in der Regel an Methoden, die eine exakte Messung des Werts der Mitarbeiter ermöglichen, was die Kommunikation mit der Unternehmensleitung wesentlich erschwert, da Argumente für Personalentwicklungsstrategien ohne genaue Zahlen nur unzureichend begründet werden können.⁴⁴ Um herauszufinden, ob und wie der Begriff Leistung eine Rolle spielt, ist es entscheidend, einen Blick auf die Quantifizierungsmethoden der entsprechenden Theorien und die aus ihnen abgeleiteten Konsequenzen für die Mitarbeiter zu werfen.

Die Berechnung von Humankapital schlägt sich im Gegensatz zur Berechnung des Werts anderer Produktionsfaktoren wie beispielsweise Maschinen oder Rohstoffen mit dem gravierenden Problem herum, weder über ein klar definiertes Objekt noch über eine allgemein verbindliche Methode zur Quantifizierung von Werten zu verfügen. Eine Maschine hat einen Anschaffungspreis, einen durchschnittlichen Verschleiß und eine exakt zu quantifizierende Leistung von X Einheiten pro Zeitraum Y. Den Wert eines Mathematikers in einer Softwarefirma zu berechnen ist wesentlich schwieriger. Wie viel ist sein Studium wert, wie relevant ist sein Wissen für die Prozesse in der Firma, wirkt sich sein regelmäßiger Haschischkonsum negativ auf den Wert seines Wissensbestandes aus, wie drückt sich seine nach der Beförderung erhöhte Motivation in Geld aus und sind das überhaupt relevante Größen? Diese und ähnliche Fragen lassen sich beliebig vervielfältigen und drohen jeden Ansatz der Humankapitalberechnung im Keim zu ersticken. Der überwiegende Teil der in die Beziehung eingehenden Faktoren sind »intangible assets«, also immaterielle Vermögensgegenstände, deren Berechnung die Entwicklung neuer Methoden erfordert.⁴⁵ Die Zahl der zu berechnenden Größen muss folglich reduziert werden, ohne die Aussagekraft der Berechnungen zu stark zu beeinträchtigen. Die Wahl der zentralen Faktoren kann jedoch sehr verschieden ausfallen und entsprechend viele Ansätze sind in der Humankapitalberechnung vertreten.

Christian Scholz und Volker Stein behaupten, durch die von ihnen entworfene Saarbrücker Formal eine so einfache wie genaue Antwort auf die Frage zu liefern, wie viel die Belegschaft eines Unternehmens in Euro ausgedrückt wert ist. Eigentlich sollte es zu diesem Zweck ausreichen, einfach einen Blick auf die Höhe der ausgezahlten Löhne zu werfen. Doch dies wäre ein Ansatz, der die Aufwendungen für menschliche Arbeitskraft einfach auf der Kostenseite des Unternehmens platziert, woraus anschließend der Imperativ resultiert, diese Kosten so niedrig wie möglich zu halten und sie notfalls auch durch Entlassungen zu senken. Humankapitaltheoretiker wählen hier einen grundlegend anderen Ansatz, indem sie das Humankapital auf der »Aktivseite der Bilanz« fixieren und es dadurch in einen für den Wert des Unternehmens ausschlaggebenden Faktor verwandeln.⁴⁶ Mitarbeiter sind nicht nur Kostenfaktoren in Form monatlich zu zahlenden Lohns, sondern als Humankapital vor allem Wertträger – das Ziel besteht darin, den Wert des Humankapitals min-

destens so hoch zu halten wie die Aufwendungen für den Lohn, damit das Humankapital und damit auch das Unternehmen nicht an Wert verliert.

In die Saarbrücker Formel gehen acht Faktoren ein: Die Zahl der Vollzeitäquivalente (FTE)⁴⁷ innerhalb eines Unternehmens, die im jeweiligen Bereich geltenden Marktgehälter, die Wissensrelevanzzeit, die Zeit der Betriebszugehörigkeit, die Personalentwicklung, das Commitment der Angestellten und schließlich ihre Bindung an das Unternehmen. Je nach Ergebnis kann das Humankapital das Marktgehalt über- oder untertreffen, eine Rechnung, die den Hintergrund für jede weitere Personalentscheidung abgeben sollte. Übereilte Entlassungen können zwar kurzfristig zu einer Reduktion der Personalkosten führen, die Motivation der restlichen Mitarbeiter jedoch derart verschlechtern, dass trotz Personalfreisetzung humankapitaltheoretisch betrachtet ein negativer Effekt entsteht, der genau jene Abwertung des Unternehmens einleitet, die eigentlich verhindert werden sollte.⁴⁸

Die Humankapitaltheorie stützt sich nicht nur auf das Verhältnis von Kosten und Erlös, indem sie darüber hinaus Wissen und Einstellung der Mitarbeiter zu Schlüsselfaktoren erhebt. Dass die Belegschaft nicht den gewünschten Profit in der vorgegebenen Zeit erwirtschaftet, liegt aus dieser Perspektive mit einiger Wahrscheinlichkeit an einer fehlerhaften Personal- und Weiterbildungsstrategie der Human Resources Abteilung, deren Maßnahmen nicht in der Lage sind, den durch die Zeit der Betriebszugehörigkeit bedingten Verlust an relevantem Wissen im notwendigen Maße abzufedern; oder die schlechte Performance der Belegschaft geht auf ein Betriebsklima zurück, das durch in der Luft schwebende Entlassungswellen oder mangelnde Anerkennungskultur nicht geeignet ist, die Angestellten entsprechend zu motivieren. Der Fokus der Betrachtung verschiebt sich von der Leistung des Individuums (was immer das sein mag) hin zu den etablierten Arbeitsstrukturen eines Unternehmens, wodurch deutlich wird, dass gute Arbeit nicht auf den Willen des Einzelnen zurückgeht, sondern auf entsprechende Arbeitsbedingungen und die Beschaffenheit der intersubjektiven Beziehungen im Unternehmen.

Dies spiegelt sich in der von Humankapitaltheoretikern getroffenen Feststellung, ihr Ziel sei die Berechnung des Humankapitals von Belegschaften, weshalb die Übertragung auf Individuen keinen Sinn ergebe.⁴⁹ Diese Einschränkung resultiert nicht nur aus dem speziellen Fokus der Humankapitaltheorie, sondern auch aus der Beschäftigungsstruktur des modernen Kapitalismus. In der Saarbrücker Formel wird mit der Ein-

heit FTE gerechnet, was soviel bedeutet wie »Full Time Equivalent«, also »Vollzeitäquivalent«. Ein FTE ist eine fiktive Größe, die angibt, wie viele Menschen zu 100 % im Unternehmen beschäftigt wären, wenn der Umfang aller (Teilzeit-)Stellen addiert wird. Zwei Menschen mit einer halben Stelle entspricht ein FTE, mit dem wesentlichen Unterschied, dass sich hinter dieser Einheit kein Individuum verbirgt und es bei größer werdenden Zahlen und komplexeren Beschäftigungsstrukturen kaum oder gar nicht möglich ist, die Anzahl der FTEs auf konkrete Personen zurückzuführen, da umstritten ist, welche Formen von Beschäftigungsverhältnissen Eingang in die Berechnung von FTEs finden und welche nicht. Den Wert und die Leistung eines Individuums aus humankapitaltheoretischen Berechnungen zu deduzieren, ist damit mathematisch unmöglich, was die Sorge der eingangs erwähnten Unwortjury sowohl unbegründet als auch im theoretischen Sinne falsch erscheinen lässt. Frank DiBernardino von der Beraterfirma Vienna lehnt den Begriff FTE sogar gänzlich ab, indem er darauf verweist, es herrsche keinerlei Einigkeit darüber, wie der Begriff eines Angestellten zu definieren sei, was die Zusammenfassung von Stellenanteilen zu FTEs unmöglich und darüber hinaus jede Vergleichbarkeit der erhaltenen Größen zunichte machen würde.⁵⁰ Die hier angestellten Betrachtungen ließen sich fortsetzen, etwa durch das zusätzliche Einbeziehen von Zielvereinbarungen oder Key Performance Indikatoren,⁵¹ doch das Resultat würde sich nicht ändern. All diese öffentlich so im Verruf stehenden Begriffe und Methoden versuchen an keiner Stelle, die Leistung des Einzelnen zu quantifizieren, um sie mit derjenigen eines Anderen zu vergleichen und zielen nicht darauf, Menschen unter Androhung des Jobverlustes gegeneinander auszuspielen.

So bleibt aus ökonomischer Sicht mit Blick auf die Diskussion um die Leistungsgesellschaft ein ernüchterndes Bild zurück. Wenn überhaupt kann behauptet werden, es gäbe den Zwang, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu produzieren. Angesichts der Reduktion der Arbeitszeit in den letzten hundert Jahren ist es jedoch fraglich, warum ausgerechnet jetzt soviel Aufhebens darum gemacht werden sollte, zumal dieser Zwang seit jeher allen deutlich vor Augen steht. Hinzu kommt der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft, durch den Quantität allein kein entscheidender Faktor mehr ist und sich der Blick auf soziale Faktoren wie Auftreten, Freundlichkeit und Beziehungsaufbau verschiebt. Zuletzt nennen die soeben durchgespielten Berechnungen und Methoden Leistung im Sinne der Diskussion um die Leistungsgesellschaft an keiner Stelle und richten

den Fokus auf rein abstrakte Größen, indem sie Menschen behandeln wie jede andere Form von Kapital auch und den Blick vom Individuum weg auf die Unternehmensstruktur richten. So verwunderlich es auch scheint, bleibt abschließend nur zu sagen: Der Leistungsdiskurs kommt nicht aus der Ökonomie. Seine Wurzeln liegen offensichtlich anderswo.

2. Leistung – Widersprüche und Paradoxien

DIE ARBEITSKRAFT ALS QUELLE DER LEISTUNG

Es sieht nicht gut aus für den Leistungsbegriff. Alltagssprachlich ist ihm nichts zu entnehmen, was über die Aufforderung, sich anzustrengen hinausginge und die Diskurse, in denen er dezidierte Verwendung findet, haben merkwürdig wenig bis gar nichts über ihn zu sagen. Was an diesem Punkt feststeht, ist folgendes: Leistung ist kein sozialintegratives Prinzip, da der Zusammenhang zwischen Leistung und der Identität der in die Gesellschaft einzugliedernden Individuen vollkommen unbestimmt ist und von aktuellen Forschungen eher behauptet als bewiesen wird. Die politische Verwendung des Begriffs kommt an keiner Stelle über die Produktion inhaltsleerer Phrasen hinaus und lebt von der unausgesprochenen Unterstellung, es sei schließlich allen klar, wovon die Rede sei. Zuletzt ist Leistung im Sinne individueller Anstrengungen auch kein ökonomischer Begriff – folglich kann seine Verbreitung auch nicht auf die Ökonomisierung der Gesellschaft zurückgeführt werden.

Es drängt sich eine einfache Schlussfolgerung auf: Wenn selbst die sich dezidiert mit dem Gegenstand beschäftigenden Diskurse nicht in der Lage sind, den Begriff Leistung zu definieren, könnte dies in der Logik des Begriffs selbst begründet sein. Um diese Vermutung zu überprüfen wird im Folgenden mit einer absoluten Minimaldefinition gearbeitet. Leistung kann im Zweifelsfall auf eine exakte qualitative Definition verzichten und diese dem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess überlassen. Keine wie auch immer geartete Leistungsdefinition kommt jedoch ohne die Möglichkeit aus, ihren Gegenstandsbereich zu quantifizieren. Erst auf dieser Grundlage werden Vergleiche möglich, können Ressourcen »leistungsgerecht« verteilt oder Arbeitskräfte zur Eile angetrieben

werden. Die Minimaldefinition von Leistung ist demnach im irreduziblen Kern jeder möglichen Leistungsquantifizierung zu suchen.

Eine in diese Richtung weisende Definition bietet Gernot Böhme, der in Analogie zur Physik vorschlägt, Leistung als Arbeit pro Zeiteinheit zu verstehen.¹ Ihm zufolge ist Leistung das Ergebnis des Zusammenwirkens von Geschwindigkeit, Zeit und Kraft. Das wirft zwei Fragen auf. Zum einen erscheint es fraglich, inwiefern ein Verhältnis zwischen Menschen unter Rückgriff auf physikalische Gesetzmäßigkeiten beschrieben werden kann. Mit Marx betrachtet handelt es sich hier um einen klassischen Fall von Verdinglichung, da sich Interaktionen zwischen Menschen zu festen Strukturen verhärten, über den Willen der Menschen erheben und ihnen erscheinen wie Naturgesetze, die ihr Denken und Handeln leiten.² Dass ein bestimmtes Verhältnis von der Physik als Leistung beschrieben wird, schließt in keiner Weise die Übertragbarkeit dieses Verhältnisses auf die Sphäre des Sozialen ein. Auch wenn die physikalische Definition von Geschwindigkeit im Verhältnis der zurückgelegten Wegstrecke zur dafür benötigten Zeit besteht, würde wahrscheinlich kaum jemand auf die Idee kommen, der heute so hochgehaltene schnelle Lebensstil bestünde darin, möglichst viel Kilometer am Tag zurückzulegen und würde am besten durch Pilotinnen, Stewards und Zugführerinnen repräsentiert. Was aus der physikalischen Herleitung von Leistung spricht, ist ein Blickwinkel auf die Welt, wie er seitens der Philosophie des Poststrukturalismus in Anlehnung an die marxsche Analyse des Fetischismus seit 40 Jahren vehement als Naturalisierung kritisiert wird. Einfach ausgedrückt bedeutet Naturalisierung die Verschiebung eines sozial bedingten Verhältnisses in den Bereich der Natur. Dieser Mechanismus ist insbesondere aus dem Bereich der Geschlechter bekannt. Frauen können angeblich nicht rückwärts einparken – nicht weil ihnen das lebenslänglich eingeredet und aus der Hand genommen wird, sondern weil ihr Hirn evolutionsbiologisch betrachtet keine präzise Orientierung im Raum erlaubt. Ein soziales Verhältnis zu naturalisieren bringt einiges mit sich: Niemand ist für die Existenz dieses Verhältnisses verantwortlich, da es sich vollkommen organisch aus natürlichen Zusammenhängen ergibt.³ Es kann zudem nicht verändert werden, wodurch es entsprechend sinnlos erscheint, über seine Umgestaltung nachzudenken. Da das Verhältnis scheinbar natürlich ist, verstoßen schließlich all jene gegen die Natur (und die Normalität), die sich gegen die Organisation des Verhältnisses wehren oder deren Handeln sich nicht dessen Gesetzmäßigkeiten beugt.

Eine zweite Frage, die sich angesichts einer der Physik entlehnten Leistungsdefinition stellt, ist die nach den Konsequenzen für die Einschätzung und Bewertung menschlichen Handelns. Zunächst einmal muss – ebenso wie in der Sozialphilosophie – gemäß der Formel Leistung ist Arbeit pro Zeiteinheit alles als Leistung definiert werden, was in das Bedeutungsspektrum der Begrifflichkeiten fällt, aus denen sich die Formel zusammensetzt. Wird Arbeit nicht nur als Lohnarbeit definiert und zudem – was nur schwerlich zu bestreiten sein dürfte – eingeräumt, menschliches Handeln vollziehe sich in der Zeit, wird der Begriff Leistung deckungsgleich mit dem Vollzug des Lebens selbst. Angesichts eines derart ausgedehnten Bedeutungsradius kann Leistung allenfalls die Möglichkeit beschreiben, das menschliche Leben unter dem Aspekt von Arbeit und Zeit zu betrachten, doch ist dies wahrlich nichts Neues, bedarf sicherlich keines zusätzlichen Begriffs und wäre nicht geeignet, die so intensiv geführte Diskussion um die Leistungsgesellschaft zu erklären.

Angesichts dieser Einwände scheint es geraten, die von Böhme vorgeschlagene Definition ebenso fallen zu lassen, wie alle anderen bisher analysierten Versuche, den Begriff Leistung auf den Punkt zu bringen. Doch bergen Begrifflichkeiten, die sich aus der Verdinglichung sozialer Verhältnisse ableiten, analytisch betrachtet einen nicht zu unterschätzenden Vorteil, zumindest wenn Klarheit bezüglich ihres ideologischen Charakters herrscht. Sie sind eine direkte Widerspiegelung der herrschenden Verhältnisse und der hegemonialen Ideologie. Sie kritisch zu analysieren bedeutet demzufolge, dem stillschweigenden Normalvollzug des verdinglichten Sozialen auf frischer Tat nachzuspüren und in seine Widersprüche vorzudringen. Aus dieser Sicht betrachtet ist die der Physik entlehnte Definition von Leistung die bislang exakteste Beschreibung dessen, was im modernen Kapitalismus unter Leistung zu verstehen ist, da sie das »mehr machen« zeitlich quantifiziert und zugleich über die Einbeziehung des Faktors Arbeit die mit Leistung verbundene Anstrengung einbezieht. Indem sie Leistung zum simplen Quotienten aus beiden Variablen erklärt, drückt sie zudem idealtypisch die mit ihr assoziierte Erfahrung aus, bei der Arbeit permanent unter Druck zu stehen. Wer länger im Büro bleibt (Zeit) hat mehr geleistet, wer sich mehr anstrengt (Arbeit) ebenso – am besten macht man beides (Arbeit und Zeit). Die Eleganz, mit der die Gleichung sich der täglichen Erfahrung anschmiegt, lässt sie äußerst überzeugend wirken. Ausgeschrieben stellt sich die physikalische Leistungsdefinition wie folgt dar:

$$P = \frac{E}{t} = \frac{W}{t}$$

P steht für Leistung, t für Zeit, E und W für Energie und Arbeit. Aus dem sozialen Blickwinkel ist diese Formel natürlich unzureichend, da sie die zu bestimmende Größe in keinerlei Kontext bettet, etwa indem ein Verhältnis zum gesellschaftlichen Nutzen oder dem Gewinn eines Unternehmens hergestellt wird. Zudem lässt sie sich nur eingeschränkt auf die Arbeit in Gesellschaften anwenden, in denen klassische Industriearbeit hinter der Dominanz von Dienstleistungen verschwindet. Doch kann sie gerade in ihrer Einfachheit als irreduzibler Kern jedes potentiellen Leistungsverständnisses betrachtet werden, da sie mit Arbeit und Zeit diejenigen Größen vereint, ohne die keine wie auch immer geartete Definition von Leistung möglich ist.

Das mit jeder Leistungsdefinition einhergehende Problem ist wesentlich tiefgreifender als bislang erörtert, da es nicht nur auf die Besonderheiten der heutigen Ökonomie oder die mangelnde Kontextualisierung der Analyse zurückgeht, sondern struktureller Natur ist. Dies wird im Folgenden anhand des Arbeitskrafttheorems von Marx nachgewiesen. Der Rückgriff auf Marx erfolgt, weil dessen Arbeitskrafttheorem ermöglicht, die Gleichung Leistung gleich Arbeit pro Zeiteinheit inhaltlich zu füllen und dadurch nach der Möglichkeit eines quantifizierbaren Leistungsverständnisses zu fragen. Die folgende Argumentation versteht sich daher nicht als marxistische Analyse des Leistungsbegriffes, vielmehr wird Marx Arbeitskrafttheorem instrumentalisiert, um das herrschende Leistungsverständnis bis zum Ende durchzuspielen.

Jeder Versuch, Leistung zu quantifizieren, sieht sich mit zwei irreduziblen Problemen konfrontiert. Zum einen besteht die Schwierigkeit qualitativ zu bestimmen, was gemessen werden soll. Dies könnte im klassischen Industriekapitalismus z.B. die Muskelkraft sein, in einer dienstleistungsbasierten Wissensgesellschaft die Intelligenz oder im Falle von im Übergang befindlichen Staaten ein wie auch immer bestimmtes Mischverhältnis aus beidem. Das Problem ist vor allem, eine Größe zu finden, deren Bestimmung dabei helfen kann, das heutige Leistungsverständnis mit Inhalt anzureichern. Muskelkraft lässt sich sicherlich messen, hat mit Leistung außerhalb des Gewichthebens jedoch nur wenig gemein. Intelligenzmessungen in Form von IQ-Tests sind stark umstritten, zudem erscheint es zweifelhaft, ob ein kausaler Zusammenhang zwi-

schen IQ und dem besteht, was in der heutigen Gesellschaft als Leistung verstanden wird.

Zum anderen muss eine Methode gefunden werden, den definierten Gegenstandsbereich zu quantifizieren. Ein mindestens ebenso gravierendes Problem wie die Frage, was gemessen werden soll, ist die Frage, wie es gemessen werden soll, unter Rückgriff auf welches Instrumentarium und vor allem, in welcher Maßeinheit. Wenn unter Leistung heute umgangssprachlich verstanden wird, sich anzustrengen oder zu arbeiten, bzw. – dies wäre den Leistungsapologeten wohl das Liebste – sich bei der Arbeit anzustrengen, müssten Begriffe und Methoden generiert werden, die den diffusen Begriff der Anstrengung einer exakten Quantifizierung zu unterziehen erlauben. Der wesentliche Unterschied zwischen dem natur- und dem sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich liegt hinsichtlich der Problematik der Quantifizierung vor allem darin, dass Letztere nicht in der Lage sind, den von ihr beschriebenen Prozessen klar definierte Ursachen in Form wirkender Kräfte zuzuweisen, geschweige denn diese exakt zu bestimmen und zu messen.

Für Marx ist der Begriff Leistung nicht relevant, ebenso wenig wie für den überwiegenden Teil klassischer und moderner Ökonomen. Doch lässt sich das Theorem der Arbeitskraft bei Marx einerseits als Antwort auf die beiden gerade formulierten Fragen verstehen und andererseits besitzt es eine auffällige Ähnlichkeit zum heutigen Leistungsdiskurs, der vor allem auf Arbeit, Anstrengung und Zeitaufwand abhebt. Gleich an dieser Stelle gilt es, einem verbreiteten Missverständnis zu begegnen. Der Arbeiter verkauft Marx zufolge dem Kapitalisten nicht seine Arbeit, sondern seine Arbeitskraft. Dieser wesentliche Punkt hängt mit zweierlei Tatsachen zusammen. Entgegen des Eindrucks, den alltagsprachliche Aussprüche wie »meine Arbeit ist gut bezahlt« erwecken, kann man Arbeit nicht verkaufen, weil sie der Vollzug einer Tätigkeit, nicht aber deren Quelle ist. Ein einfaches Beispiel kann dies veranschaulichen. Viele Menschen sind begeistert, wenn sie jemanden sehen, der in der Lage ist, Kunststücke wie etwa Saltos zu vollführen und sind bereit, Geld für Artistikvorstellungen auszugeben. Doch kein Künstler dieser Welt kann einen Salto verkaufen, da selbiger nicht als Gegenstand existiert, wie ein Stuhl oder Tisch, sondern nur als Ausübung eines leiblichen Vermögens. Geben wir einem Artisten 10 Euro, damit er einen Salto für uns macht, kaufen wir nicht den Salto, sondern die Verfügungsgewalt über die körperlichen Fähigkeiten des Artisten.

»Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert.«⁴

Die Arbeitskraft lässt sich mit Marx wie in der Physik als Energie definieren – als diejenige Energie, die zur »Realisierung eines konsumierbaren Gutes in Bewegung gesetzt wird«.⁵ Die Zeit als feststehend angenommen, entscheidet die Größe der Energie über die Größe der Leistung und umgekehrt. Die einzig offene Frage besteht nun noch darin, wie die Energie der Arbeitskraft gemessen werden kann. Das ist mit Marx betrachtet einfach zu beantworten. Die Arbeitskraft wird vom Arbeiter verkauft wie jede andere Ware auch. Der Wert einer Ware entspricht nach Marx der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitszeit. Lässt sich Arbeitskraft als Energie verstehen und stellt sie zudem eine Ware dar, kann sie durch die Bestimmung der zu ihrer (Re-)produktion notwendigen Arbeitszeit, die Ermittlung ihres Wertes, quantifiziert werden.

»Der Wert der Arbeitskraft, gleich dem Wert jeder anderen Ware, ist bestimmt durch die zur Produktion, also auch Reproduktion, dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit.«⁶

Auf den ersten Blick erscheint die mit Marx vorgenommene Näherung an die Quantifizierung von Leistung von zweifelhaftem Wert, da es schwer ist, sich vorzustellen, wie eine Kraft oder Energie in Zeit ausgedrückt werden kann. Dieser Vorbehalt löst sich auf, sobald der Gedanke anhand eines Beispiels verdeutlicht wird. Nehmen wir zwei Elektrotechniker, von denen einer nach der Arbeit die Füße hochlegt und seinen wohlverdienten Feierabend genießt, während der andere die Idee des lebenslangen Lernens, statt sie als paternale Zumutung zurückzuweisen, begeistert verinnerlicht und zum abendlichen Essen am liebsten in Fachliteratur blättert, um sich auf dem Laufenden zu halten. Der erste Arbeiter ernährt sich zudem von Mikrowellenessen und treibt niemals Sport, während der andere Kochen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählt, regelmäßig Joggen geht und dadurch neben einer ausgeglichenen Persönlichkeit nicht zuletzt auch eine äußerst angenehme Erscheinung besitzt. In die Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft des ersten Arbeiters fließt wesentlich weniger Zeit, als in die des zweiten. Der springende Punkt

dabei ist, dass diese Zeit entscheidende Konsequenzen für die Größe der Arbeitskraft bzw. Leistungsfähigkeit der beiden Elektromechaniker hat. Der zweite würde in derselben Zeit wesentlich mehr schaffen, als der erste, weil er in seine »physischen und geistigen Fähigkeiten« wesentlich mehr Zeit investiert, als der erste, wodurch er über eine signifikant größere Arbeitskraft verfügt, die bei gleicher Arbeitszeit größere Leistungen hervorbringt.

Da die zur Aufrechterhaltung und Pflege der Arbeitskraft investierte Zeit nach Marx exakt bestimmt werden kann, sollte es möglich sein, durch entsprechende Weiterentwicklung seiner Gedanken nicht nur die beiden Elektromechaniker des Beispiels, sondern alle arbeitenden Menschen hinsichtlich ihrer Leistungen exakt zu vergleichen. Dies setzt natürlich Arbeiter voraus, die ausreichend motiviert sind, um ihre Arbeitskraft in den Arbeitsprozess einbringen. Doch abstrahiert von Problemen wie bremsenden Arbeitskontexten, Ressentiments im Team, ineffizienter Kommunikation und Ähnlichem scheint das gerade skizzierte Verständnis von Leistung nicht nur eine so einfache wie genaue Quantifizierung von Leistung zu erlauben – vor allem könnte es ermöglichen, Menschen hinsichtlich ihrer Leistungen einzuschätzen und entlang eines objektiven Bewertungsmaßstabes Fragen der Entlohnung und Anerkennung neu zu diskutieren, um auf diesem Weg zu einer leistungsgerechten Gesellschaft zu gelangen, in der jeder bekommt, was er verdient. Einer Tänzerin könnte aus dieser Perspektive mehr zustehen, als dem Anwalt einer renommierten Kanzlei. Ein quantifizierbarer Leistungsbegriff scheint eine Menge Sprengstoff zu besitzen, könnte an den Grundfesten der Gesellschaft wackeln, weshalb sich auch viele Linke auf den Begriff einlassen, um die Frage aufzuwerfen, wer eigentlich die wirklichen Leistungsträger der Gesellschaft sind.

In diese Richtung scheint auf den ersten Blick eine Arbeit des kritischen englischen Thinktanks »New Economic Foundation«⁷ (NEF) zu weisen. Die Studie »A Bit Rich« untersucht sechs verschiedene Professionen, von denen die ersten drei mit hoher Entlohnung und großem Prestige einhergehen und die anderen drei nur schlecht bezahlt sind oder in den Niedriglohnsektor fallen. Die Ergebnisse sind verblüffend. Werden die sozialen Folgekosten der untersuchten Berufe mit ihrer Vergütung gegengerechnet ergibt sich folgendes Bild: Für jedes Pfund seines Lohns zerstört ein Banker 7 Pfund gesellschaftlichen Reichtums, ein Werbefachmann 11,5 und ein Steuerberater 47, während eine Krankenschwester

für jedes Pfund ihres Monatsgehalts mindestens 7 erwirtschaftet, eine Putzkraft im Krankenhaus 10 und ein Müllmann 12.⁸ Für einen kurzen Augenblick scheint es, als könnte ein schlagkräftiger Angriff auf die diskursive Hegemonie den Leistungsbegriff in eine wirkmächtige Waffe der Linken verwandeln. Doch betont auch der NEF, sich statt des Leistungsbegriffs auf den des »Social Return on Investment« zu stützen.⁹ Die Studie des NEF, die Ergebnisse der kritischen Elitenforschung oder ähnliche Arbeiten zur Widerlegung der Leistungsnarration zu verwenden führt an der Sache vorbei, da das Interesse hier vor allem in der Klärung der Frage liegt, in welchem Umfang bestimmte Berufsgruppen von der Gesellschaft profitieren und was sie selbiger im Gegenzug zurückgeben. Dass Müllmänner sich hier als weit produktiver erweisen als hippe Werbefachleute ist ein klares Indiz dafür, wie obsolet die Statusordnung der etablierten Gesellschaft ist, wenn sie von einem übergeordneten Blickwinkel aus betrachtet wird, hat jedoch mit dem Begriff der Leistung nichts gemeinsam, da dieser seinen Ursprung in der Quantifizierung von Arbeit und Zeit hat. So sympathisch die Kritik der Linken am herrschenden Verständnis menschlicher Leistung sein mag, läuft sie doch ebenso ins Leere wie die konservativen und liberalen Spielarten begeisterter Affirmation.

INNERE WIDERSPRÜCHLICHKEIT DES BEGRIFFS ARBEITSKRAFT

Die Quantifizierung von Leistung steht und fällt an diesem Punkt der Analyse mit der Möglichkeit, die Größe der ihr zugrunde liegenden Arbeitskraft zu bestimmen. Mit Marx betrachtet erscheint dies eine einfache Übung und bis heute stimmen ihm die meisten Marxisten in diesem Punkt zu, indem sie nach wie vor auf die gleichen Stellen in seinem Werk verweisen und stillschweigend deren Gültigkeit voraussetzen. Doch taucht in Marx Arbeitskrafttheorem bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ein Problem auf, das es bis heute unmöglich macht, den Wert der Arbeitskraft in stringenter Weise zu bestimmen und sich bei näherer Betrachtung nicht nur als Schwäche der in diesem Punkt vielleicht nicht mehr aktuellen Theorie erweist, sondern als logische Barriere, die jeden Diskurs über Leistung genau dort strukturell unmöglich macht, wo er versucht, sich über Feuilletonniveau zu erheben. Beginnen wir mit der bereits zitierten Passage aus »Das Kapital« und befragen sie ein wenig genauer.

»Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert.«¹⁰

Hier wird auf den ersten Blick vor allem der Körper hervorgehoben, die Fähigkeit des verleblichten Menschen, Gegenstände von einem Ort zum anderen zu transportieren, abzubauen oder zu bearbeiten. Intellektuelle Fähigkeiten wie z.B. handwerkliches oder technisches Wissen zählt Marx zwar auch zur Arbeitskraft, sie bilden jedoch einen Nebenschauplatz zur Muskelkraft des Körpers. Auf den ersten Blick gibt es einen klar definierten Unterschied zwischen dem Arbeiter und seiner Arbeitskraft, so wie es auch Marx These nahelegt, der Arbeiter verkaufe dem Kapitalisten seine Arbeitskraft, nicht aber sich selbst. Das würde bedeuten, ein Bergwerksarbeiter verkauft jeden Morgen seine Fähigkeit, schwere, mit Kohle beladene Wagen herumschieben, zentnerweise Gestein aus der Wand zu schlagen und zehn Stunden in der Dunkelheit zu verbringen, ohne klaustrophobisch zu werden; nicht jedoch seine Liebe zur Musik Beethovens, seine Freundlichkeit gegenüber den Kindern der Nachbarschaft oder die Fähigkeit, auch bei fast leerem Kühlschrank noch leckeres Essen für die Familie zuzubereiten. So wie Freier von Prostituierten keine Liebe kaufen können, wäre es für Kapitalisten unmöglich, Proletarier mitsamt ihrer Eigenschaften als Privatpersonen zu erwerben. Das Verhältnis zwischen beiden würde, wie von Marx skizziert, zwar Abhängigkeit und Ausbeutung in nicht selten existenzbedrohlichem Maße bedeuten, jedoch die Persönlichkeit des Proletariers unberührt lassen – soweit sie sich unter so schlechten Ausgangsvoraussetzungen entwickeln kann. Der Arbeiter verkauft nach dieser Interpretation immer nur einen Teil (Arbeitskraft) von sich und gerade dies ermöglicht es, die Arbeitskraft als Ware mit quantifizierbarem Wert zu begreifen.

Die entscheidende Frage ist, aus was sich die Arbeitskraft zusammensetzt. Wie bereits gezeigt wurde, besteht für Marx der Wert der Arbeitskraft in der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Zeit, was schlicht bedeutet: Die Arbeitskraft ist soviel wert, wie die Produktion der Konsumgüter erfordert, ohne die sie nicht reproduziert werden kann, ohne an Wert zu verlieren, etwa durch Krankheit oder Unterernährung. Was in diese Rechnung eingeht, macht die Arbeitskraft aus, alles aus ihr Herausfallende zählt zu den Musen des Arbeiters, wie

etwa die Kosten für Aquarellfarben, falls er im Laufe seines Lebens eine Schwäche für das Malen entwickelt haben sollte. Und hier beginnt das Problem, hat Marx in seinen Schriften doch verschiedene Antworten auf diese Frage gegeben.

In seinen jungen Jahren war er der Ansicht, der Arbeiter würde bestenfalls einen Lohn bekommen, der ihm und seiner Familie die physische Reproduktion sichert, was, wie Marx mit Smith formuliert, zu einer »vielhischen Existenz« führe, die bei ungünstiger Nachfragesituation auch den Hungertod bedeuten könne.¹¹ Ein wenig später sah er die Sache bereits nüchterner, indem er neben Lebensmitteln und Familienversorgung auch Bildung einrechnete und auf diese Weise der auch in den finstersten Zeiten des Kapitalismus bestehenden arbeitsteiligen Differenzierung des Proletariats Rechnung trug.¹² Wesentlich später bezeichnete er die körperliche Reproduktion des Arbeiters und seiner Familie nur noch als äußerste Grenze des Werts der Arbeitskraft, die sich unter normalen politischen Verhältnissen, in denen weder Kapitalisten noch organisierte Arbeiter im Klassenkampf uneingeschränkte Hegemonie erlangen können, in ein physisches und ein historisch-gesellschaftliches Moment teile.¹³

»Wenn der Eigentümer der Arbeitskraft heute gearbeitet hat, muß er denselben Prozeß morgen unter denselben Bedingungen von Kraft und Gesundheit wiederholen können. Die Summe der Lebensmittel muß also hinreichen, das arbeitende Individuum als arbeitendes Individuum in seinem normalen Lebenszustand zu erhalten. Die natürlichen Bedürfnisse selbst, wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw., sind verschieden je nach den klimatischen und anderen natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes. Andererseits ist der Umfang sog. notwendiger Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung, selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Landes, unter andrem auch wesentlich davon ab, unter welchen Bedingungen, und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den andren Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element.«¹⁴

Was in die Arbeitskraft eingeht ist auf Grundlage dieser immerhin als Standardreferenz¹⁵ zu betrachtenden Passage nicht zu klären, sei es mit Blick auf die Arbeitskraft im Allgemeinen oder die eines bestimmten Individuums. Entscheidend ist, was sich hinter dem so unauffälligem wie vielsagendem »usw.« versteckt, was es mit den »klimatischen und ande-

ren Eigentümlichkeiten« auf sich hat und vor allem müsste das »historische und moralische Element« näher untersucht werden. Kleidung und Wohnung erscheinen selbstverständlich, die Heizung ist in wärmeren Ländern vielleicht bereits an die klimatischen Bedingungen geknüpft oder erscheint gar als moralische Frage, da es sich prinzipiell auch ohne leben lässt. Sicherlich deckt das »usw.« hier die an anderer Stelle erwähnte Bildung ab, doch schließt es auch Sport, Fernsehen und Sonntagsspaziergänge ein? Und was ist eigentlich mit der Aquarellmalerei? Fragen wie diese ließen sich endlos aneinanderreihen.

Eine einfache Antwort wäre der Verweis auf die Tatsache, dass die Höhe des Arbeitslohns eine der ältesten Streitfragen des Kapitalismus ist und sich anhand der Frage entscheidet, wer im Klassenkampf gerade die Bedingungen diktiert, oder moderner ausgedrückt, ob gerade die Gewerkschaften oder die Arbeitgeberverbände die Oberhand haben. Das Hobby Malerei hat z.B. viele Vorteile. Es wirkt beruhigend, kompensiert die Entfremdung durch den Arbeitsprozess und hält zumindest einige Menschen von einem allzu regen Alkoholkonsum ab. Es ließe sich folglich mit gutem Recht behaupten, Aquarellmalerei sei ein notwendiges Bedürfnis, das in den Wert der Arbeitskraft eingehe und dessen Kosten entsprechend vom Arbeitslohn abgedeckt werden müssten, zumindest wenn entsprechend viele Arbeiter dieses Hobby teilen.

Doch hier besteht ein Problem. Kapitalisten und Proletarier streiten weniger um den Wert der Arbeit als ihren Preis (Lohn) und zwischen beiden Begriffen besteht ein wesentlicher Unterschied. Besteht der Wert einer Ware in der zu ihrer Herstellung durchschnittlichen Arbeitszeit, so ist ihr Preis dessen Ausdruck in Geld nach Durchlaufen aller Verzerrungen, die der Markt mit sich bringt, wie etwa die Angleichung abweichender Preise verschiedener Unternehmen durch Konkurrenz oder die Dynamik von Angebot und Nachfrage.¹⁶ Um die Frage, ob Preise auf Werte zurückgeführt werden können, gab es hitzige Diskussionen, da sie Zweifel an der Gültigkeit der Werttheorie aufkommen lässt und daher geeignet scheint, die Grundfesten der marxschen Ökonomie zu erschüttern.¹⁷ Doch an dieser Stelle ist es nicht notwendig, so tief in die Diskussion einzusteigen, denn mit Blick auf die Arbeitskraft lassen sich anders als bei allen anderen Waren Wert und Preis nicht einmal zuverlässig differenzieren. Wenn der Wert der Arbeitskraft einerseits durch kulturelle Einflussfaktoren ständig modifiziert und andererseits ihr Preis durch Schwankungen des Marktes bedingt wird, ist nicht ersichtlich,

wie im Falle entsprechender Ereignisse entschieden werden kann, ob es sich um Modifikationen handelt, die den Wert oder den Preis betreffen. Würde ein fiktiver Streik der Arbeiterklasse mit dem Ziel, mehr Geld für kreative Selbstentfaltung zu erhalten, den Wert der Arbeitskraft erhöhen, insofern es sich um eine Verschiebung des kulturellen und moralischen Niveaus handelte oder wäre er lediglich eine Laune und damit kontingente Schwankung des Marktes? Und wenn eine Erhöhung der Nachfrage zu einer Erhöhung des Preises der Arbeitskraft führt, hat dies nicht zugleich eine Veränderung des Ausgabeverhaltens der Arbeiterklasse zur Folge, die sich wiederum als steigender Wert der Arbeitskraft manifestiert? Der einzige Weg, derartige Dilemmata zu umgehen, wäre die Einführung eines Kriteriums, das erlauben würde, essentielle Veränderung von akzidentiellen zu unterscheiden. Selbiges müsste sich zudem aus den Mechanismen kapitalistischer Ökonomie herleiten lassen, da es ansonsten nicht mehr wäre als die willkürliche Entscheidung des Betrachters. Fallen Wert und Preis der Arbeitskraft zusammen? Oder klaffen sie so weit auseinander, dass zwischen beiden kein sinnvoller Zusammenhang mehr herzustellen ist?

Die eingangs zitierte Definition der Arbeitskraft, als »Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren« erscheint unter diesem Blickwinkel wesentlich weniger konkret als zuvor. Prinzipiell lassen sich bei allen Veränderungen des Lohnniveaus gute Gründe finden, sie als Wertverschiebung, nicht als bloße Preisschwankung zu verstehen, ebenso wie zu jeder Zeit der Einwand berechtigt ist, moralisch gesehen müssten noch weit mehr Dinge durch den Lohn abgedeckt werden, da dies den Wert der Arbeitskraft erhöhen würde. Damit taucht die Frage auf, ob es wirklich möglich ist, zwischen dem Arbeiter und seiner Arbeitskraft zu differenzieren. Können in heutigen Beschäftigungsverhältnissen jene körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die integraler Bestandteil der Arbeitskraft (für den jeweiligen Beruf) sind, von jenen getrennt werden, die in diesem Zusammenhang keine Relevanz besitzen und ist es überhaupt möglich, ihnen einen quantifizierbaren Wert zuzusprechen? Auch Stellenausschreibungen für Hausmeister zeichnen sich heute durch Passagen aus, die ungefähr wie die folgende klingen:

»Ihre Bereitschaft, Schichtdienst, Dienst an Wochenenden und außerhalb der üblichen Arbeitszeiten zu leisten, setzen wir voraus. Wir suchen eine/n Mitarbeiter/in mit Engagement, Eigeninitiative und Freude an der Arbeit im Team.«

Zu den geistigen und körperlichen Komponenten sind seit einiger Zeit die sozialen hinzugetreten, die berühmten »soft skills«. Selbige waren zwar in jedem Arbeitsverhältnis stets enthalten, begannen jedoch mit dem Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Emile Zola beschreibt in seinem Roman »Germinal« das Leben einer Bergarbeiterfamilie des 19. Jahrhunderts in Frankreich, die tägliche Arbeit, die privaten Verhältnisse und all jene politischen Kämpfe, die schließlich zur Sprengung der Grube durch einen einzelgängerischen Anarchisten führen.¹⁸ Bei der Lektüre wird schnell deutlich, wie unzureichend es bereits zu Zeiten klassischer Industriearbeit gewesen wäre, lediglich über geistige und körperliche Fähigkeiten zu verfügen, die durch Bildung und leibliche Reproduktion erworben werden können. Es sind die Verhaltensweisen der Arbeiter untereinander, die vielfältigen Ausdrücke wechselseitiger Solidarität, welche ihre gemeinsame Situation unter Tage und das reibungslose Ineinandergreifen ihrer verschiedenen Tätigkeiten ermöglichen. Auch hier sind »soft skills« am Werk und bereits zu Marx Zeiten bildeten sie den wunden Punkt des Arbeitskrafttheorems, der sich heute mit voller Wucht entfaltet und den Wertbegriff hinsichtlich der Arbeitskraft ad absurdum treibt. Wenn Flexibilität, Engagement, Eigeninitiative und Freude heute essentielle Bestandteile der Ware Arbeitskraft sind, wie lassen sie sich dann hinsichtlich ihrer Produktionszeit quantifizieren? Sind sie überhaupt herstellbar? Oder sind sie Bestandteil des Charakters oder gar durch die genetische Disposition bedingt? Auf jeden Fall sind sie etwas gänzlich anderes als körperliche oder geistige Fähigkeiten, die problemlos erworben werden können, sofern die dazu notwendige Liquidität und Infrastruktur bereitsteht. Die gefragten soft skills gedeihen unter bestimmten Voraussetzungen vielleicht besser als unter anderen, es gibt jedoch nie eine Garantie für ihre Entstehung. Nun könnte zweifellos eingewandt werden, es ginge heute weniger um die eigentlichen sozialen Fähigkeiten als die Fähigkeit, so zu tun, als wären sie vorhanden, um das heute in den meisten Berufen gefragte schauspielerische Talent. Doch auch dies ist nicht mehr als soziale Kompetenz. Arbeiter und Arbeitskraft lassen sich unter diesen Umständen nicht mehr differenzieren.

Schon die Formulierung im Kapital lässt es zu, alle Eigenschaften der Person, also die Person selbst, mit jenen in der Leiblichkeit wurzelnden »physischen und geistigen Fähigkeiten« zu identifizieren, aus denen sich die Arbeitskraft zusammensetzt. In den Vorarbeiten zum Kapital, den »Grundrissen«, identifiziert Marx den Arbeiter diesem Gedankengang entsprechend mit seinem Arbeitsvermögen¹⁹ und der junge Marx behauptete gar, es seien die Arbeiter selbst, die sich »stückweis verkaufen müssen« und aus diesem Grund eine Ware darstellten, wie »jeder andere Handelsartikel« auch.²⁰

Wenn es keine Möglichkeit gibt, eine vom Arbeiter zu differenzierende Arbeitskraft zu definieren oder auch nur in schlüssiger Weise auf Eigenschaften zu verweisen, die der Arbeiter nicht verkauft, um sie stattdessen für sich zu behalten, nimmt die Theorie vom Wert und Preis der Arbeitskraft Formen an, die sich nicht länger mit dem von Marx entworfenen Schema der um Werte oszillierenden Preise versöhnen lässt. Aus Marx Sicht war diese Veränderung so nicht abzusehen, war doch zu seiner Zeit vor allem Muskelkraft und – im Falle gehobener Positionen – vielleicht auch Bildung notwendig, während die soziale Seite des Arbeiters kaum im Fokus der Aufmerksamkeit stand, da sie hinter vielfältigen Mikropraktiken versteckt lag, die den Arbeitsalltag zwar wesentlich mitbestimmten, jedoch neben ins Auge stechenden Phänomenen wie Ausbeutung, Abstumpfung und Entfremdung dem Erkenntnisinteresse der damaligen ökonomischen Theorien entgingen. Die theoretischen Schwächen, die der marxischen Theorie der Arbeitskraft aus diesem Dilemma erwachsen, werden heute offensichtlich. Wir verkaufen nicht mehr unsere Muskelkraft, ja häufig nicht einmal unsere Bildung, sondern vor allem Kreativität, Auftreten, Persönlichkeit oder wie die Eigenschaften der Klonkrieger des Marktes im Einzelnen auch heißen mögen.

Die Frage ist nicht länger, wie sich der Wert der Arbeitskraft, sondern wie sich der Wert eines Menschen bestimmen lässt. Wie viel gesellschaftlich durchschnittliche Arbeitszeit ist notwendig, um einen bestimmten Menschentypus zu produzieren, wie viel Verschleiß erleidet dieser Mensch an einem durchschnittlichen Arbeitstag und wie groß ist der Wert der Konsumtionsgüter, die er zu dessen Kompensation benötigt? Im Kontext des Menschen als ganzer Person erscheinen diese Fragen wenig sinnvoll. Und in der Tat sieht sich jede Frage nach dem Wert des Menschen mit einem nicht aufzulösenden Problem konfrontiert, das sich als Problem der nicht abschließbaren Aufzählung bezeichnen ließe.

Den Wert eines Menschen zu bestimmen, erscheint auf den ersten Blick unethisch, solch unzeitgemäße Bedenken jedoch beiseite gewischt, sollte er sich auf den ersten Blick trotz allem recht leicht ermitteln lassen. Was es kostet, ein Kind großzuziehen, ist allgemein bekannt, ebenso wie die Behandlungskosten für Krankheiten, die bis zum Erwachsenwerden vielleicht aufgetreten sind, Schulbesuch, Universität und sonstige Lebenshaltungskosten. Zu jeder Reihe dieser Art lässt sich jedoch immer noch etwas hinzufügen, eine Eigenschaft oder Fähigkeit, die vielleicht randständig erscheint, trotz allem jedoch ökonomischen Wert besitzt, etwa die heute am Ende von Lebensläufen mitunter erwähnten Hobbys. Und muss nicht auch eine gesunde Ernährungsweise hinzugerechnet werden, die zu niedrigem Krankenstand und ausgeglichenem Wesen führt; die Fähigkeit, Plätzchen für die Kinder zu backen und beim Blick in ihr Lächeln das Gefühl eines sinnerfüllten Lebens zu verspüren; oder auch das Ausharren mit dem choleraschen Ehepartner, das eine wahre Schule der Diplomatie darstellt?²¹ In modernen Arbeitsverhältnissen ist alles Teil der Arbeitskraft. So wie der Mensch bei Sartre nichts als sein Körper ist,²² sind wir heute nichts als unsere Arbeitskraft und die Arbeitskraft nichts anderes als wir selbst. Was wir sind, lässt sich aber niemals erschöpfend beschreiben, immer gibt es etwas, das vergessen wurde, etwas, das noch erwähnt werden muss, wodurch es unmöglich wird, an einen Punkt zu gelangen, an dem die Reihe abgeschlossen werden könnte.

Dass es in dieser Hinsicht Probleme gibt, die jeder Berechnung definitive Grenzen ziehen, ist eine Tatsache, die auch von der bereits erwähnten Humankapitaltheorie eingeräumt wird.²³ Aus deren Sicht ist die Arbeitskraft – wenngleich von nicht zu überschätzender Relevanz – eine versteckte Dimension des ökonomischen Prozesses, die sich aus Bildung, Kultur, Familie, sozialem Kontext, angeborenen Fähigkeiten und vielen anderen Faktoren zusammensetzt und auf diese Weise zu einer hyperkomplexen Variable wird, deren rechnerische Bestimmung immer nur provisorischen Charakter hat und je nach Methode unterschiedliche Ergebnisse hervorbringt. Eine wesentliche Schwierigkeit besteht vor allem darin, den Umfang der individuellen und familiären Investitionen in das Humankapital zu bestimmen.²⁴ Natürlich können familiäre Bildungsausgaben berechnet werden, schwieriger wird es allerdings, wenn die Verdienstauffälle von Eltern einbezogen werden sollen, die wegen ihrer Kinder weniger arbeiten und unmöglich dort, wo z.B. der Wert eines

förderlichen häuslichen Umfeldes und die Kosten seiner Herstellung berechnet werden sollen.²⁵

Für Wert und Preis der Arbeitskraft ergibt sich damit ein merkwürdiges Bild. Der Wert kann ständig um eine weitere Komponente ergänzt werden und entzieht sich dadurch jeder Quantifizierung, der Preis wird zu einer willkürlichen Zuschreibung, die mehr über den kulturellen Status einer bestimmten Tätigkeit verrät, als über die ihr zugrunde liegende Arbeitskraft. Wenn zwischen Arbeiter und Arbeitskraft kein Unterschied besteht, besitzt die Arbeitskraft/der Arbeiter keinen ihm eigenen Wert, sondern lediglich einen zugewiesenen Preis.

Für die Debatte um die Leistungsgesellschaft hat dies gravierende Folgen. Wenn Leistung heißt, sich anzustrengen und dies wiederum heißt, seine Fähigkeiten zu nutzen, zugleich jedoch kein Maß existiert, welches eine Quantifizierung menschlicher Fähigkeiten, Potentiale oder Kompetenzen erlauben würde, kann Leistung nicht gemessen werden. Wenn Leistung nicht gemessen werden kann, ist es auch unmöglich, von mehr oder weniger großen Leistungen zu sprechen oder Menschen anhand ihrer Leistungen zu vergleichen. Der Begriff Leistung zerfällt unter der Analyse und zurück bleibt nichts als Leere, eine Leere, die zu verdecken die wesentliche Funktion eben jenes Leistungsbegriffs ist.

PARADOXE EFFEKTE

Der Begriff Leistung geht über die Behauptung hinaus, jeder müsse sich anstrengen und es gäbe nun einmal Menschen, die mehr machen als andere. An diese Feststellung schließt stets eine Forderung an, etwa die nach einem fairen Verteilungsprinzip, Chancengleichheit oder anderen Normen sozialer Anerkennung. Das bedeutet, Leistung ist nicht einfach ein Begriff – sie ist ein soziales Prinzip, welches das Funktionieren der heutigen Gesellschaft regelt und zwar in doppelter Weise: einerseits als zentrales Organisationsprinzip und andererseits als Mechanismus objektiver Gerechtigkeit. Damit Leistung diese doppelte Funktion erfüllt, ist es nicht notwendig, dass die Gesellschaft wirklich um sie kreist oder dass wirklich eine leistungsgerechte Entlohnung stattfindet. Die theoretische Möglichkeit ist hier vollkommen genug, die Vorstellung eines hinter den Vorhängen wirksamen Prinzips, das nur entfaltet werden müsste, um der Gesellschaft zugleich eine Basis und ein Gesetz zu verleihen. Wenn der

Leistungsbegriff konstitutiv an die Möglichkeit der Quantifizierbarkeit gekoppelt ist, sich Letztere mit Blick auf die menschliche Arbeitskraft aber als willkürlich erweist, erzeugt dies angesichts der sozialen Schlüsselfunktion des Leistungsprinzips äußerst paradoxe Effekte, von denen im Folgenden die wichtigsten untersucht werden sollen.

Wie die Erfinder der Saarbrücker Formel betonen, darf der Wert der Arbeitskraft nicht als unendlich hoch angesetzt werden. Marx würde dies ebenso unterschreiben wie seine Kollegen der bürgerlichen Ökonomie. Mit einem unendlich hohen Wert lassen sich keine sinnvollen Berechnungen anstellen und die Zurückweisung der Arithmetik wäre der Todesstoß jeder ökonomischen Theorie. Jede Form von Wirtschaftswissenschaft ist existentiell auf die Möglichkeit angewiesen, die Person als solche von der ihr innewohnenden Arbeitskraft zu trennen, um einen klar abgegrenzten und damit quantifizierbaren Gegenstandsbereich zu haben. Wie gezeigt wurde, lässt sich in heutigen Arbeitsverhältnissen zwischen beiden Faktoren keine sinnvolle Trennung vornehmen, da stets die ganze Person auf dem Spiel steht. Heidi Klum hat dies in einer Folge ihrer Casting-Show »Germanys Next Topmodel« mit großer Präzision auf den Punkt gebracht, als sie zu einer in den Augen der Jury so schönen wie talentierten Kandidatin sagte: »Das Problem ist nicht dein Aussehen, sondern deine langweilige Persönlichkeit«. Mit dem Übergang vom Verkauf der Arbeitskraft²⁶ zum Verkauf der Persönlichkeit tritt eine Veränderung ein, die nicht nur jeder möglichen Berechnung von Leistung ein Schnippchen schlägt – sie mündet auch in ein logisches Dilemma.

In der Moralpsychologie gab es zu Beginn der Achtzigerjahre eine hitzige Kontroverse. Zu dieser Zeit war Lawrence Kohlberg der einflussreichste Denker im Bereich der entwicklungspsychologisch orientierten Moralthorie.²⁷ Er vertrat ein bis heute rezipiertes Modell, demzufolge Menschen von ihrer Geburt an verschiedene Stadien der Moralentwicklung durchlaufen, bis sie schließlich auf einer ihr Erwachsenenleben strukturierenden Stufe angelangt sind, die sie in den meisten Fällen bis zu ihrem Tod beibehalten. Der springende Punkt bei Kohlberg ist vor allem, dass er seine Stufen der Moralentwicklung (insgesamt sechs) implizit mit einer Wertung verbindet, wodurch etwa Menschen auf Stufe fünf eine höher entwickelte Auffassung von Moral zugesprochen wird als Menschen auf Stufe drei. Hierdurch rutscht ein elitärer Faktor in die Theorie hinein, da es laut Kohlberg nicht jedem Menschen möglich ist, jede Stufe der Moralhierarchie zu erreichen; ganz im Gegenteil sind den

meisten Menschen recht enge Grenzen gezogen – Kohlberg zufolge vor allem Frauen, wodurch er die schon von Freud ausgesprochene Feststellung wiederholte, Frauen seien keiner so differenzierten Auffassung von Moral fähig wie Männer.²⁸ Dass dies früher oder später zu Widerspruch führen musste, war klar, auch wenn Kohlberg das schlechtere Abschneiden von Frauen politisch korrekt als Folge des Patriachats beschrieb. Es war Carol Gilligan, eine von Kohlbergs Mitarbeiterinnen, die dessen Stufenmodell einer grundlegenden Kritik unterzog. Das schlechtere Abschneiden von Frauen war ihr zufolge nicht Zeugnis des unterentwickelten weiblichen Sinns für Moral; vielmehr war es der dem kohlbergischen Stufenmodell in aller Verschwiegenheit unterliegende männliche Gerechtigkeitsbegriff, der die vielen Frauen eigene Form von Moral unterdrückte. Während Männer sich an allgemeinen Gesetzen orientieren, so Gilligan, würden Frauen eher konkrete Personen in situationsspezifischen Kontexten zum Ausgangspunkt ihres Urteils machen.²⁹

Für die Diskussion des Leistungsbegriffs ist diese Auseinandersetzung nicht primär aus moralischen Gründen relevant, zumal es angesichts ihrer unüberschaubaren Zahl ermüdend ist, moralisch argumentierende Kritiken der Leistungsgesellschaft zu lesen. Worin sich Kohlberg und Gilligan unterscheiden, ist ihr Blick auf den Anderen. Er schaut vor allem auf – um auf Seyla Benhabib zurückzugreifen – den »verallgemeinerten Anderen«, sie bezieht sich auf den »konkreten Anderen«. Der allgemeine Andere ist eine Abstraktion, die beschreibt, was allen Individuen jenseits ihrer Besonderheit gemein ist, z.B. Rationalität, die Fähigkeit, Pro und Contra gegeneinander abzuwägen oder sich an universellen Normen statt dem individuellen Vorteil zu orientieren. Der Blick auf den konkreten Anderen hingegen lässt genau diese Gemeinsamkeiten außer Acht und betrachtet das Individuum als einzigartiges Wesen mit der ihm eigenen Geschichte, seinen Bedürfnissen, Motiven und Wünschen.³⁰ Das Problem jeder Rechtsprechung besteht darin, dem Einzelnen (konkreter Anderer) gerecht zu werden, sich dabei jedoch, um nicht in Willkür zu enden, auf Gesetzmäßigkeiten zu stützen, die sich aus dem herleiten, was allen Menschen gemeinsam ist (verallgemeinerter Anderer). Gäbe es zwischen Menschen keine Gemeinsamkeiten, könnte es kein für alle geltendes Recht geben.

Für den Leistungsbegriff lässt sich diese Problematik nicht durch ein Sowohl-als-Auch lösen (was bereits in der Moraltheorie ein schwacher Kompromiss ist). Damit Menschen hinsichtlich ihrer Leistungen

vergleichbar werden, müssen sie als verallgemeinerte Andere betrachtet werden. Der verallgemeinerte Andere der ökonomischen Theorie ist die Arbeitskraft, die z.B. mit Blick auf die Muskelkraft oder andere Faktoren verglichen werden kann. Starke Menschen können mehr leisten als Schwache und werden in einer Gruppe von Umzugshelfern wahrscheinlich entsprechend mehr Möbel tragen können. Dieses Mehr ließe sich berechnen und damit vergleichen, da es sich auf eine allen Menschen zukommende Eigenschaft bezieht.

Das Beispiel hinkt natürlich. Umzugshelfer sind keine Muskelberge, die wie eine Maschine auf ihren Auslastungsgrad befragt werden könnten. Sie müssen viele Eigenschaften mitbringen, die deutlich über physische Stärke hinausgehen, wodurch sich die These, heute fielen Arbeitskraft und Arbeiter zusammen, ebenso auf sie anwenden lässt wie auf alle anderen Berufsgruppen. Durch die mit der Entwicklung des modernen Kapitalismus zur vollen Ausprägung gelangte Tendenz, Arbeitskraft und Arbeiter in zwei deckungsgleichen Faktoren der Produktion zu verwandeln, geht der Ökonomie die Figur des abstrakten Anderen verloren. Mit Blick auf das Beispiel würde dies bedeuten: Für Umzugshelfer ist nicht nur die physische Kraft einstellungsrelevant, sondern ebenso die Frage, um wen es sich handelt, wie er auf die Kunden wirkt, ob er eine vertrauenswürdige Person ist, welche Arbeitsmoral er hat und vieles mehr. In der heutigen Ökonomie geht es längst nicht mehr um allgemeine Eigenschaften, die theoretisch vielen oder gar allen Menschen zukommen, wie z.B. Bildung oder körperliche Fertigkeiten. Vielmehr sind es unsere persönlichen Eigenschaften, die uns einen Platz in der modernen Wirtschaft sichern, der Ausdruck auf unserem Bewerbungsfoto, unsere körperliche Erscheinung, ob wir einen festen Händedruck haben. In einer Ökonomie, in der Privates und Berufliches nicht mehr zuverlässig differenziert werden können, in der das Ich die Arbeitskraft ist, in der jede Form von Persönlichkeitsentwicklung zugleich die Optimierung des eigenen Marktwertes bedeutet,³¹ zählt vor allem der konkrete Andere.

Damit erhebt sich ein folgeschweres Problem. Der verallgemeinerte Andere kann auf bestimmte Eigenschaften hin befragt werden, um herauszufinden, was er ist, z.B. Doktor der Geschichtswissenschaft mit Erfahrung in Museumspädagogik und diversen Fortbildungen. Beim konkreten Anderen ist dies nicht möglich, denn hier geht es wesentlich darum, wer er ist. Dies lässt sich jedoch nicht beschreiben, da jede Beschreibung in die Aufzählung von Eigenschaften und damit eine Be-

schreibung des Was zurückfallen würde, welche die Frage nach dem Wer verfehlt. In Liebesbeziehungen ist dieses Phänomen besonders deutlich. Jeder Versuch, zu erklären, was die geliebte Person so besonders macht, ist zum Scheitern verurteilt, weil sie bestenfalls in eine endlose Aufzählung von Vorzügen mündet, die von vielen Menschen – vielleicht gar in derselben Kombination – geteilt werden.³² Der Grund für dieses Scheitern der Sprache geht nicht auf mangelndes Ausdrucksgeschick zurück, sondern liegt in der Logik der Sache selbst. Was in der Frage nach dem Wer des konkreten Anderen aufscheint, ist dessen radikale Einzigartigkeit, seine Singularität. Etwas Singuläres lässt sich aber niemals in einem auf allgemeinen Zeichen beruhenden Medium ausdrücken und bleibt damit für immer der Sprache entzogen.

Die Analyse des Leistungsbegriffs führt über das Verschmelzen des Arbeiters mit seiner Arbeitskraft und den konkreten Anderen in letzter Konsequenz bis zur radikalen Einzigartigkeit eines jeden Menschen. Moralphilosophisch betrachtet mag die Singularität des konkreten Anderen eine interessante Kategorie sein, aus ökonomischem Blickwinkel ist sie vollkommen nutzlos, da jede Form der Ökonomie existentiell auf die Möglichkeit des Berechnens und Vergleichens angewiesen ist. Einzigartigkeit ist eine anti-ökonomische Kategorie, da sich ihr keinerlei Beschreibung abgewinnen lässt, wodurch sie immer mysteriös bleibt, wie unser Erstaunen, wenn wir dem Anderen in die Augen blicken und aller emotionalen Gewissheit zum Trotz doch nicht zu sagen wüssten, was wir eigentlich an ihm so lieben. Singularität lässt sich nicht berechnen, denn sie kennt kein Maß und sie lässt sich nicht vergleichen, da es nichts gibt, was ihr ähnlich wäre. Aus dieser Sicht erweist sich Leistung nicht nur als unmöglich zu berechnen. Weit radikaler erweist sie sich logisch gesehen als Kategorie, über die nichts gesagt werden kann und über die man – mit Wittgenstein gesprochen – von daher lieber schweigen sollte.

Nun ist die heutige Zeit an Dummheit alles andere als arm. Wenn Leistung nicht berechnet werden kann, sie sich logisch betrachtet gar in der Singularität des konkreten Anderen auflöst, um jeden Vergleich, jede Beschreibung oder Berechnung, strukturell unmöglich zu machen, trotz allem jedoch ein solch lautes Geschrei um sie erhoben wird, fragt sich, was eigentlich zur Verhandlung steht. Dem heute etablierten Diskurs zufolge wird Leistung vom Individuum hervorgebracht und entspringt dessen Arbeitskraft. Wenn diese jedoch mit dem Individuum zusammenfällt, verschiebt sich die Quelle der Leistung von der Arbeitskraft

als Teil des Individuums auf den Menschen als Person. Auf den ersten Blick scheint dies kein Problem mit sich zu bringen, ist doch immer noch eine klar definierbare Quelle von Leistung auszumachen. Doch es entstehen schnell erst zu nehmende Fragen, sobald es gilt, eine genauere Eingrenzung der Persönlichkeit vorzunehmen, die heute zum Ursprung jeder möglichen Leistung avanciert ist. Muskelkraft lässt sich beschreiben, ebenso Bildung, was gibt es jedoch über den Menschen zu sagen, nachdem alles an ihm zum Produktionsfaktor geworden ist? Es kommen so viele Faktoren zusammen, es lassen sich zu jeder Ausführung noch so viele hinzufügen, dass es nicht möglich ist, Leistung länger eine Quelle zuzuordnen, es sei denn die Unbestimmtheit und den Mythos der *Conditio Humana* selbst. Wird der Mensch – und nicht eine seiner Eigenschaften – zur Quelle von Leistung, verliert jede leistungsbezogene Aussage ihren deskriptiven Gehalt, weil sie zwingender Weise einen beliebigen Bereich aus dem Gesamtphänomen Mensch herauschneiden muss, um ihn zum angeblichen Ausgangspunkt einer Leistung zu machen, die sie anschließend weder definieren geschweige denn quantifizieren kann.

Heute weit verbreitete Aussprüche wie z.B. »Person XY ist sehr leistungsbereit« oder »YX hat ein großes Leistungspotential« verändern sich aus diesem Blickwinkel wesentlich, da sie ihre Möglichkeitsbedingung verlieren. Selbige liegt im Bezug auf eine wie auch immer geartete Substanz, einen Aspekt des Menschen, der als Reservoir verstanden werden kann, das mehr oder weniger ausgeschöpft oder mit großer oder geringer Bereitschaft angezapft wird. Wenn jedoch nicht geklärt werden kann, worauf Aussagen wie die gerade genannten eigentlich Bezug nehmen, können sie nicht überprüft und damit auch nicht falsifiziert werden. Jede mögliche Aussage über Leistung ist damit nicht nur in strengem Sinne unwissenschaftlich,³³ obendrein – und dies ist wesentlich wichtiger – verwandelt sie sich in eine willkürliche Zuschreibung, deren Durchschlagskraft gerade auf ihrem perfiden Charakter beruht, durch rationale Argumente weder bestätigt noch zurückgewiesen werden zu können, dabei jedoch Objektivität und Neutralität für sich in Anspruch zu nehmen.

Ob eine solche Aussage gelingt, ist im Wesentlichen von zwei Faktoren abhängig – wie effizient sie ihren Willkürcharakter kaschiert und welche Machtwirkung sie durch das Kreieren eines möglichst breiten Konsens erzeugt. Leistung kann nicht durch Beobachtung diagnostiziert werden. Vielmehr entpuppt sie sich als Prozess der Attribution, innerhalb dessen Menschen den Handlungen Anderer das Etikett wertvoll oder

wertlos zuweisen, um deren sozialen Status und Selbstverhältnis zu definieren. Wenn es weder eine definierbare Quelle von Leistung noch die Möglichkeit gibt, sie qualitativ oder quantitativ zu bestimmen, verwandelt sich jede diesbezügliche Äußerung in einen performativen Sprechakt, der unter geeigneten Bedingungen genau das hervorbringt, was er zu benennen vorgibt. So wie Paare früher in demjenigen Moment verheiratet waren, in dem der Pfarrer sie für »Mann und Frau« erklärte, werden heute Menschen zu Leistungsträgern, sobald sie von entsprechend befugten Anderen dazu erklärt werden oder es einen allgemein verbindlichen Diskurs gibt, auf den sich die jeweilige Zuschreibung bezieht.³⁴ An dieser Stelle besteht die Versuchung, in Lamentieren auszubrechen und lauthals zu beklagen, wie schlimm es um die heutige Zeit bestellt ist, wenn die Bemühungen anderer Menschen so willkürlich beurteilt werden. Doch würde dies einerseits an der wirklichen Dimension des Problems vorbeiziehen und andererseits – wie später zu sehen sein wird – Ausdruck einer falschen Fragestellung sein.

Das Etikett Leistung scheint aus der soeben geschilderten Perspektive menschliches Handeln zu bewerten, indem es selbiges an einer zwar kontingenten, jedoch durch Machtbeziehungen abgesicherten Wertskala misst. Für viele wertvolle Tätigkeiten hätte dies zwar den Nachteil, ihren Zweck abgesprochen zu bekommen, für die Handelnden selbst jedoch den Vorteil, zu diesem Bewertungsprozess persönliche Distanz wahren zu können, wodurch ihnen allen Härten zum Trotz eine Schutzzone verbliebe, innerhalb derer sie ihre Identität und Integrität bewahren könnten. Wenn Arbeitskraft und Arbeiter jedoch zu deckungsgleichen Begriffen werden, wird nicht länger das Handeln einer Person beurteilt. Vielmehr ist jedes Handeln Ausdruck ihres Arbeitsvermögens und dieses unmittelbarer Ausdruck ihrer selbst, so dass jedes Urteil über die Leistung einer Person, ihre Leistungsfähigkeit oder -bereitschaft sich in ein Urteil über die Person selbst verwandelt. Zur Diskussion steht nicht der Wert von Handlungen, sondern der Wert von Menschen. Wer hat heute einen Platz in der Gesellschaft und wer hat keinen, wessen Person ist gefragt und wer ist überflüssig?

Die verbreiteten Kritiken der Leistungsgesellschaft sind von dem Hinweis durchzogen, heute seien die Menschen permanent unsicher, ob sie gut genug seien, ob es nicht vielleicht doch ratsam wäre, noch ein bisschen länger im Büro zu bleiben oder sich das Wochenende mit Fortbildungen um die Ohren zu schlagen, um an ihrer Marktposition zu

arbeiten. Die Anderen schlafen nicht, die Konkurrenz ist groß und der moderne Mensch wird von der Zumutung zerrüttet, immer in Bewegung bleiben zu müssen, da schon kurzes Verschnaufen dazu führen kann, die Anderen an sich vorbeiziehen zu sehen. Diese Form der Kritik lässt den Mythos der Leistungsgesellschaft intakt, statt ihn zu kritisieren, stellt sie doch jenen, die früher kommen und länger bleiben, eine Belohnung in Aussicht und erkennt ihnen damit zu, was sie durch vorauseilenden Gehorsam zu erringen versuchen. Der Zwang, mal wieder länger zu arbeiten, hat durchaus etwas Beruhigendes an sich. Die Entscheidung, Überstunden zu schieben, ob zähneknirschend in Kauf genommen oder als Herausforderung begrüßt, setzt das Wissen voraus, was Leistung ist und wie sie maximiert werden kann. Verliert der Begriff hingegen Bedeutung und Ursprung ist die Unsicherheit wesentlich existentieller. In einer Leistungsgesellschaft, die außerstande ist, ihren Gegenstand zu bestimmen, ist jeder Mensch das Objekt machtbasierter Zuschreibungen, die aus ihm ebenso gut einen Leistungsträger wie einen Überflüssigen machen können, der am Rande der Gesellschaft lebt. Die Mechanismen dieser Etikettierung mögen sich an einer Norm orientieren und dadurch bis zu einem gewissen Grad berechenbar sein. Die Norm unterliegt jedoch historischen, politischen und kulturellen Verschiebungen, was sie zu einem sehr unzuverlässigen Garanten von Identitätswürfen macht. Entscheidend ist ihre Eigenschaft, Macht nicht aus klar definierten Verhaltensvorschriften oder Idealen zu generieren, sondern ganz im Gegenteil aus konstitutiver Unbestimmtheit. Sie ist ein »imaginärer Punkt«, der die Grenze niemals abschließend festzieht, um sie offen für Verschiebungen zu halten, wodurch die Fleißigen und die Faulen, die Normalen und die Anormalen, die Guten und die Schlechten immer nur provisorisch voneinander getrennt sind und jederzeit Gefahr laufen, sich auf der anderen Seite wieder zu finden.

Die heute von vielen Menschen verspürte Unsicherheit hat damit nicht primär die Sorge zum Gegenstand, weniger zu schaffen als die Konkurrenz, sondern ist Resultat der Erfahrung radikaler Kontingenz, insofern heute jeder davon bedroht ist, sich vielleicht schon morgen auf der Seite der Verlierer wiederzufinden – nicht aufgrund von Faulheit oder Erschöpfung, sondern der schlichten Tatsache, von einer undurchschaubaren Norm auf der Basis ebenso undurchschaubarer Kriterien plötzlich vollkommen anders beurteilt zu werden als zuvor. Gegenüber dieser Kontingenz und Willkür und der schutzlosen Ausgesetztheit der Menschen

ihnen gegenüber, ist jedes Jammern darüber, es könne heute wieder einmal später werden, noch eine Flucht in Optimismus.

Der Grund für diese Situation liegt darin, dass die heutige Ordnung der Dinge auf einem Widerspruch der menschlichen Existenz aufbaut und diesen in unerträglichem Maße zuspitzt. Der konkrete und verallgemeinerte Andere sind nicht nur abstrakte Kategorien der Moralphilosophie, sie prägen vielmehr unser tägliches Leben, wobei ihr Zusammenspiel häufig unlösbare Widersprüche hervorbringt. Jeder Mensch sieht sich als einzigartiges Individuum und möchte von anderen als solches anerkannt werden, ist jedoch darauf angewiesen, sich zu diesem Zweck in die gesellschaftliche und rechtliche Ordnung einzugliedern, da er ohne sie auf keinerlei Schutz seiner Existenz rechnen könnte. Um sich in die Gesellschaft zu integrieren und potentieller Adressat von Anerkennung durch Andere zu werden, ist jeder Mensch gezwungen, zu einem Menschen wie alle anderen zu werden, mit ähnlichen Eigenschaften, einer verständlichen Sprache und gemeinsamen Normen. Was auf diese Weise entsteht, ist ein Paradoxon. Individualismus beruht auf der Konformität mit Anderen.

Diese Denkfigur taucht auch in der französischen Psychoanalyse auf, wird dort jedoch um einen wesentlichen Punkt erweitert. Jacques Lacan zufolge kann das Subjekt nur durch seine Einschreibung in die symbolische Ordnung der Sprache eine stabile Repräsentation erlangen, um sich auf diese Weise von seinem bis dahin lediglich imaginären Charakter zu befreien. Diese Integration beginnt, wenn das Individuum einen Namen bekommt und setzt sich fort durch die sprachliche Artikulation des Subjekts, das sich schließlich in den Diskursen bewegt, um auf diese Weise den existierenden Normen entsprechend an der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit teilzuhaben. An dieser Stelle macht sich jedoch ein für das Subjekt folgenschweres Problem bemerkbar. Die symbolische Ordnung der Sprache, die ihm zu einem stabilen Dasein verhilft, ist nicht in der Lage, seine Singularität auszudrücken, weil sie auf allgemeinverständlichen Zeichen beruht. Das Subjekt leidet dadurch an einem irreparablen Mangel an Sein, wodurch seine »wahre« Identität immer verfehlt wird. Dieser Mangel ist der Ursprungsort des Begehrens, das danach strebt, das verlorene Sein zurück zu gewinnen, um in einem nicht länger von sich selbst getrennten, geschlossenen Subjekt aufzugehen. Das Begehren äußert sich bei Lacan als Identifikation und da es sich immer an einem konkreten Ort zu einer bestimmten Zeit artikuliert, vor allem

als Identifikation mit den kulturell zur Verfügung stehenden diskursiven Konstruktionen. Da diese ebenso wenig den Ausdruck von Singularität erlauben, wie die Ordnung der Sprache, ist die Identifikation unabhängig vom Objekt ihres Begehrens zum Scheitern verurteilt und mündet in einen endlosen Kreislauf von Enttäuschung und erneuter Identifikation.³⁵

Da der Mangel im Subjekt nicht behoben werden kann und sich das daraus entstehende Begehren als Identifikation äußert, ist der Mensch ein äußerst verwundbares Wesen. Wenn er sich identifizieren muss, immer getrieben vom Streben nach Schließung seines existentiellen Mangels an Sein, so ist er anfällig für jedes Identitätsangebot, welches die Gesellschaft in der Hinterhand hält und wird sich im Zweifelsfall lieber mit Dingen identifizieren, die ihm Schmerzen bereiten, als über kein Objekt der Identifikation zu verfügen und das Loch im Sein unmittelbar zu erfahren.

Je nach Gesellschaft kann dies ein größeres oder kleineres Problem sein. Seiner Einzigartigkeit durch die zur öffentlichen Existenz notwendige Repräsentanz des Selbst in allgemeinen Symbolen verlustig zu gehen, ist nicht zwingender Weise eine schmerzhaft Erfahrung, zumal das Begehren uns antreibt, was trotz aller Widrigkeiten dem Stillstand vorzuziehen ist, der auf seine abschließende Befriedigung folgen würde. In einer auf klassischer Industriearbeit beruhenden Gesellschaft gehen wir morgens aus dem Haus, tragen Dinge von A nach B oder verrichten handwerkliche Arbeiten (wobei unsere Persönlichkeit weitgehend aus dem Spiel bleibt) und kehren abends nach Hause zurück, um den Abend vielleicht mit unseren Liebsten oder Freunden zu verbringen. Oder mit Adriana Cavarero ausgedrückt: Zur Arbeit geht das Was (Eigenschaften), nicht das Wer (Einzigartigkeit) der Person.³⁶ Unsere Einzigartigkeit kann im Kreis von Familien und Freunden durchaus erfahren werden, wo das »Was angesichts des Wer seine Ohnmacht erfährt.«³⁷ Die Singularität der Person verlangt in einer derartigen Gesellschaft nur selten nach Ausdruck, wodurch das durchs Zentrum des Subjekts verlaufende Dilemma von Einzigartigkeit und Allgemeinheit nur selten erfahren direkt wird und – falls es denn zu diesen seltenen Gelegenheiten überhaupt als unangenehm erfahren wird – der Verdrängung anheim fällt.

Mit dem Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft, dem Verschmelzen von Individuum und Arbeitskraft und der einhergehenden Leistungs-ideologie tritt eine grundlegende Veränderung ein. Wie bereits dargelegt, gehen heutige Arbeitsverhältnisse mit der Erfahrung radikaler Kontin-

genz und Willkür einher, insofern sich die Einschätzung dessen, was Leistung bedeutet, jederzeit verändern und dadurch eine massive Entwertung der eigenen Tätigkeit eintreten kann. Wenn dieser Zustand auf der semantischen Leere des Leistungsbegriffs beruht, besteht keinerlei Möglichkeit der Berufung auf ein rationales Kriterium, um der Beschuldigung, »es einfach nicht mehr zu bringen«, sinnvoll entgegen treten zu können. Die einzige Möglichkeit, nicht plötzlich ohne Arbeit dazustehen, liegt in dieser Situation darin, ständig auf den Wert der eigenen Person hinzuweisen, bzw. die Singularität des Ichs im Produktionsprozess ununterbrochen herauszustellen. Wo der Arbeiter auf seine besondere Muskelkraft hinweisen konnte, die ihn als Individuum nicht weiter betraf, sind wir heute gezwungen, den Wert unserer selbst herauszustellen, die Gesamtheit unserer Person, dessen jede Nuance ein potentieller Produktionsfaktor ist.

Die von Lacan so eindrücklich dargestellte Paradoxie des Subjekts gewinnt in diesem Zusammenhang einen gänzlich neuen Stellenwert. Sie wird von einem im realen Leben zumeist nicht relevanten strukturellen Problem zu einer existentiellen Erfahrung des Alltags. Auf den Wert seiner Arbeitskraft hinzuweisen, bedeutet heute, den Wert der eigenen Person herauszustellen, wodurch wir gezwungen sind, unablässig unsere Einzigartigkeit und Individualität zu betonen. Da es keinen Weg gibt, Einzigartigkeit oder Individualität – sofern sie etwas bedeuten sollen – zu beschreiben, wird jeder Beschreibungsversuch zur Behauptung und letztlich zu einer Floskel, die ihren Sender ebenso wenig glücklich macht wie ihren Adressaten, von beiden jedoch im Spiel gehalten werden muss, weil die einzige Alternative im sozialen Abseits besteht. Die heutige Arbeitswelt funktioniert wie eine riesige Onlinepartnerbörse, in der wir uns als ideale Partner zu präsentieren versuchen, um unabhängig davon, wie lange wir unsere Profile pflegen, immer wieder bei Mittelmaß und Austauschbarkeit zu landen. Versucht jemand, seiner Einzigartigkeit Ausdruck zu verleihen, kommt meistens etwas wie Folgendes heraus: »Ich bin aufgeschlossen, humorvoll, klein, braunhaarig, habe braune Augen und bin total verrückt«³⁸

Gerade der Wunsch, anders zu sein als die anderen, seiner Individualität authentischen Ausdruck zu verleihen, führt zu »Uniformität, Standardisierung und Verdinglichung«.³⁹ Die Erfahrung der eigenen Mediokrität genau dort zu machen, wo eigentlich Singularität begehrt wird, ist äußerst schmerzhaft, insbesondere wenn sie von der Ausnahme zur

Regel erhoben wird. Die Omnipräsenz von Lifestyle-Angeboten, über eine Milliarde Facebook-Nutzer,⁴⁰ die Palette heutigen Produktdesigns und die Möglichkeit, bei Verlangen auch die morgendliche Kaffeetasse zu personalisieren, legen davon deutliches Zeugnis ab. Es ist gerade die Zahl und die Verbreitung derartiger Angebote, die deutlich zeigt: Hier stimmt irgendetwas nicht.⁴¹ Vielmehr scheint das immens große Angebot auf ein Bedürfnis hinzuweisen, welches trotz reichhaltigster und originellster Angebote nicht befriedigt werden kann.

In dem Maße, wie wir heute durch die Arbeitsrealität gezwungen sind, uns in eine permanente Inszenierung von Einzigartigkeit zu verwandeln und diese so laut zu betonen und weit zu verbreiten wie nur möglich, sind wir auch verurteilt, immer wieder an diesem Anspruch zu scheitern und die Erfahrung zu machen, das jemand anders »einfach mehr Persönlichkeit« hatte oder sein »Charisma« besser einzusetzen wusste. Und je mehr Einfluss die Welt der Arbeit auf das tägliche Leben hat, desto mehr verstärkt sich diese Erfahrung. Der heutige Kapitalismus wirft uns ins Zentrum des Dilemmas der Subjektivität und nimmt uns jede Möglichkeit, alternative Erfahrungen zu sammeln. Wir werden zu Projekten, niemals abgeschlossen und vor allem niemals gut genug. Das Subjekt unterliegt einer permanenten Dezentrierung, insofern es die geforderte Individualität nicht erfahren kann und ihm wahre Sozialität zunehmend verdächtig erscheint, verwischt sie doch die Grenzen zwischen Selbst und Anderem und droht auf diese Weise, den öffentlichen Auftritt unserer Einzigartigkeit zu untergraben. Das Unzu Hause des Menschen bei sich selbst war lange Zeit eine Realität, mit der sich leben ließ, da sie primär von theoretischer Relevanz war, heute ist es der herrschende Modus des Selbstseins, nicht bei sich selbst, nicht beim Anderen – ein permanentes Scheitern.

Dass die heutigen Gesellschaften immer stärker von Individualismus geprägt sind, gemeinsame Normen verloren gehen und die soziale Struktur sich zusehends einem anomischen Zustand nähert, wird seit langer Zeit diagnostiziert und ist ein immer wieder gerne bemühter Topos, wenn es darum geht, spontane Ausbrüche von Gewalt, Korruption oder anderweitiges deviantes Verhalten zu erklären. Solche kulturpessimistischen Diagnosen erscheinen schnell suspekt, wenn wir ihnen z.B. die Frage entgegenhalten, ob in kapitalistischen Gesellschaften überhaupt gemeinsame Normen existieren können. Das eigentliche Problem liegt eher darin, dass die oben bezeichnete Dynamik eine wesentlich tiefere

Spaltung in die Gesellschaft einführt, als jede Schicht- oder Klassentheorie zu diagnostizieren erlauben würde.

Wenn die Verkäuflichkeit der Arbeitskraft heute mit dem Verkauf von Einzigartigkeit zusammenfällt, verwandelt sich die Gesellschaft in eine Ansammlung von Individuen, deren Ziel vor allem darin besteht, sich möglichst stark voneinander zu unterscheiden, weshalb ihnen jede Form der Gemeinsamkeit als Minderung ihres potentiellen Marktwertes erscheint. Auch wenn dieses Streben nach Individualität leerläuft, um in einen »Konformismus des Andersseins«⁴² zu münden, der letztlich alle wieder zu Gleichen macht, kommt doch eine neue Dynamik ins Spiel. Das Ziel wird zwar verfehlt, das zugrunde liegende Streben jedoch keineswegs aufgegeben, im Gegenteil. Gerade die Unerreichbarkeit des Ziels führt zu stets erneuten Versuchen, sich als einzigartige Person zu präsentieren. Die immens hohe Relevanz des Stils, des Looks oder des Lifestyles legt deutliches Zeugnis von einem Subjekt ab, das zusehends um sich selbst kreist und Stunden mit Selbstmodulation verbringt, um schließlich doch auf sich zurückzufallen und die Erfahrung zu machen, ein Mensch wie alle anderen auch zu sein.

Kritische Infragestellung des entleerten Geschäftigseins, das heute unseren Arbeitsalltag ebenso kennzeichnet wie unser mit ihm zusammenfallendes Privatleben, ist nicht mehr möglich, würde sie doch den eigenen Identitätswurf gefährden und damit alles, worauf sich das heutige Subjekt noch berufen kann, um in der radikalen Kontingenz, die sein Leben (de-)strukturiert, zumindest ansatzweise Sinn erfahren zu können. So bleibt nur, sich weiter auf das Spiel einzulassen, was bedeutet, nicht nur ja zur Leistung mitsamt ihres bereits skizzierten Rattenschwanzes zu sagen, sondern sich an jeder Stelle bereitwillig all jenen Spielen auszusetzen, mit denen sie gemessen und optimiert werden soll. Das heutige Subjekt findet sich nicht nur mit der Zumutung konfrontiert, in einer von Willkür strukturierten sozialen Umgebung zu leben – die eigentliche Zumutung besteht vor allem darin, in Willkür Ordnung (Strukturprinzip) zu erblicken, ihr daraufhin eine eigene Logik (Messbarkeit) zuzusprechen und sich dieser anschließend zu unterwerfen (Evaluation, Assessmentcenter, Intelligenztest usw.).

Leistung ist existentiell an den Begriff der Quantität und damit an die Frage gebunden, wer im Vergleich zu wem wie viel leistet. Wenn Arbeitskraft heute auf Wissen, Intelligenz, sozialer und emotionaler Kompetenz, körperlicher Erscheinung und vielen anderen Faktoren beruht, muss ihre

Leistungsfähigkeit sich ständig durch die Messung des Vermögens all dieser Bereiche beweisen, was vor allem die Entwicklung entsprechender Quantifizierungsverfahren erfordert, denen sich das Subjekt in regelmäßigen Abständen zu unterziehen hat. Viele Bewerbungsverfahren sehen Assessmentcenter und entsprechende Tests vor, durch die sichergestellt werden soll, ob »man wirklich zueinander passt«, wie es ein zur Zeit beliebter Allgemeinplatz formuliert. Unternehmen achten auf die richtige »Pflege« ihres Personals und die meisten Menschen haben gelernt, ihre Vorlieben und Abneigungen als Ressourcen zu betrachten. Dabei stellt sich, wie bereits gezeigt, ein nicht zu überwindendes Problem: Eine wirkliche Messung ist nicht möglich. In welcher Einheit sollte gemessen werden und vor allem, durch Rückgriff auf welches Verfahren?

Gemessen wird natürlich trotzdem und zwar reichlich. Was daraus folgt, lässt sich an einem Beispiel aus der Humankapitaltheorie verdeutlichen. Um der Wissenserosion in der Belegschaft des Unternehmens vorzubeugen, wird z.B. die Zielvereinbarung getroffen, diese durch Weiterbildungen und Schulungen um 50 % zu reduzieren. Das ist mit Sicherheit eine gute Idee, interessant ist jedoch, welche Rechnung diesem Vorhaben korrespondiert. Der Verfall des Wissens würde das Humankapital des Betriebes um 300.000 Euro reduzieren, die geplanten Personalentwicklungsmaßnahmen diesen Verlust immerhin auf 150.000 Euro eindämmen, dabei jedoch nur 50.000 Euro kosten. Damit ist es aber nicht getan, schließlich sind Mitarbeiter nicht automatisch motiviert, nur weil sie auf der Höhe des aktuellen Diskurses ihrer Fachdisziplin sind. Also muss auch hier investiert werden. Das Commitment muss von 1,1 auf 1,3 gesteigert, der Kontext auf 1,1 gehalten und die Retention von 1,3 auf 1,6 erhöht werden. Dies erheischt Ausgaben für Fördergespräche, Work-Life-Balance-Programme und Coaching in Höhe von 200.000 Euro, führt aber zu einer Steigerung des Humankapitalwerts um 600.000 Euro, wodurch sich zusammen mit den Ausgaben im Wissensbereich 250.000 Euro auf der Ausgaben- und 450.000 Euro auf der Einnahmeseite gegenüberstellen, die Firma also ein echtes Schnäppchen gemacht hat.⁴³

Achten wir darauf, was passiert. Veraltetes Wissen wird in Geld, Geld in neues Wissen und dieses wieder in Geld umgerechnet. Werden Emotionen hinzugezogen, wird die Reihe länger und lautet: Frühere Hingabe der Mitarbeiter – Kennzahl vorheriges Commitment – Geld – Maßnahme – Jetzige Hingabe der Mitarbeiter – Kennzahl späteres Commitment – Geld. Da diese Prozesse auf exakt definierten Rechenprozeduren ba-

sieren, erscheinen sie auf den ersten Blick vollkommen rational und tatsächlich pochen im Personalmanagement tätige Menschen nicht selten darauf, Methoden wie Intelligenzmessungen, Assessmentcenter oder Personaldiagnostik seien vor allem Ausdruck von Demokratie, da in mathematische Verfahren im Unterschied zu den Entscheidungen konkreter Menschen keine Faktoren wie Sympathie oder Attraktivität eingehen würden. Doch kann an dieser Stelle eine ganz naive Frage eingeflochten werden. Wie ist es möglich, Wissen in Kennzahlen und schließlich in Geld umzurechnen, um es auf diese Weise entweder mit anderem Wissen oder wie im Beispiel mit gleichfalls umgerechneten Emotionen zu vergleichen. Und ist dies nur mit Blick auf Wissen in Unternehmen möglich oder kann auch die Lektüre von Tolstois »Krieg und Frieden« in Geld ausgedrückt werden?

Es geht an dieser Stelle nicht darum, sich über die Humankapitaltheorie lustig zu machen oder ihr mangelnde Wissenschaftlichkeit vorzuwerfen. Sie macht lediglich, was mit zunehmender kapitalistischer Kommodifizierung mittlerweile selbstverständlich geworden ist. Intelligenz wird als IQ gemessen, Emotionalität als EQ, Bildungserfolge anhand von Notenskalen, wie gut verliebte Menschen zueinander passen in Scores und Umweltzerstörung wahlweise in Euro oder Dollar. In der Soziologie wird dieser Prozess als Kommensuration bezeichnet. Kommensuration reduziert qualitative in quantitative Unterschiede, indem Dinge oder Sachverhalte auf Zahlen zurückgeführt und anhand einer gemeinsamen Maßeinheit gemessen und verglichen werden. Natürlich werden hierzu hoch entwickelte Rechenverfahren benutzt und natürlich sind derartige Techniken bis zu einem gewissen Grad sinnvoll. Allerdings wird die Komplexität realer Verhältnisse durch sie drastisch beschnitten, indem zunächst der Phänomenbereich reduziert und dessen verbleibende Vielschichtigkeit anschließend durch die Ausrichtung anhand eines einzigen Kriteriums beseitigt wird. Auf diese Weise lässt sich etwa das Interesse des Yavapai-Stamms, auch weiterhin auf dem Gelände des ihnen seit vielen Jahren gehörenden Reservats zu leben, mit dem Interesse vergleichen, dort einen Staudamm zu bauen.⁴⁴ Dass bei solchen Rechnungen etwas nicht stimmt, weiß jeder, der nach der Schule wiederholt die Erfahrung gemacht hat, an einem Notendurchschnitt von XY gemessen und mit anderen verglichen zu werden, um anschließend weitere Bildungs- oder Ausbildungschancen entweder eingeräumt oder verwehrt zu bekommen. Kommensuration funktioniert in vielen Fällen nur bei oberflächlicher

Betrachtung. Zwar lässt sich unter entsprechendem Aufwand sicherlich immer ein Rechenmodus finden, der erlaubt, auch noch so verschiedene Dinge durch Bezugnahme auf eine gemeinsame Skalierung zu vergleichen. Doch kann dies weder über den Umstand hinwegtäuschen, dass die gemeinsame Skalierung erst durch die Berechnung entsteht und daher nicht notwendig von gemeinsamen Eigenschaften zeugt und noch weniger über die Sinnlosigkeit der angestellten Vergleiche. An einem Ort zu leben und Strom zu erzeugen, um ihn gewinnbringend zu verkaufen, hat ebenso wenig miteinander gemeinsam, wie die Fähigkeiten der noch mit 25 auf das Losverfahren im Studiengang Publizistik hoffenden Kirsten Wonnegruber mit ihrem Abiturdurchschnitt von 2,4.

Alltagssprachlich gibt es hierfür die Redensart »Äpfel mit Birnen vergleichen«, philosophisch betrachtet ist es ein Kategorienfehler. Der Begriff zieht sich seit Aristoteles durch die abendländische Philosophie und wurde in der Moderne vor allem durch den englischen Philosophen Gilbert Ryle geprägt. Ein Kategorienfehler liegt ihm zufolge vor, wenn Dinge, die einer bestimmten Kategorie angehören, dargestellt werden, als würden sie zu einer anderen Kategorie gehören und dadurch grob verfälscht werden. Ryle veranschaulicht dies an zahlreichen Beispielen. Ein Besucher wünscht die örtliche Universität zu besuchen. Er wird von seinem Gastgeber über den Campus geführt, sieht die Studienberatung, die Verwaltungsgebäude, die Bibliothek und sämtliche Hörsäle. Am Schluss fragt er: »Schön und gut, aber wo ist die Universität?«. Diese Frage setzt Gebäude mit Institutionen gleich und beruht damit auf einem schwerwiegenden Kategorienfehler.⁴⁵ Sie ist Blödsinn, weil grundlegende Regeln der Rationalität verletzt werden. Kommensuration erhebt den Kategorienfehler zum Prinzip, indem sie über den Umweg einer dritten Ebene zwei qualitativ verschiedene Dinge vergleicht, um daraus politische und ökonomische Handlungsstrategien abzuleiten.

Der springende Punkt liegt weniger in der formallogisch zwar richtigen, lebenspraktisch jedoch redundanten Feststellung, Kommensuration sei streng betrachtet unlogisch. Was es zu beachten gilt, ist auf welchem Gebiet sie angewendet wird und was dies für Konsequenzen zeitigt. Dass ein aktuelles Musikalbum und ein guter Rotwein beide um die 10 Euro kosten, ist sicherlich nichts Schlechtes. Niemand würde behaupten, es sei dasselbe, Musik zu hören oder sich gepflegt zu betrinken, schließlich kann eins das andere nicht ersetzen. Im Falle von Leistungsmessungen verhält es sich jedoch gänzlich anders. Was hier der Messung unterzogen

wird, sind zentrale Eigenschaften von Menschen, die ausschlaggebend für ihre Identität sind, wenn nicht gar das Individuum selbst geprüft wird, wie es z.B. in der Eignungsdiagnostik geschieht. Wer heute derartigen Verfahren unterzogen wird, macht die Erfahrung, von einer Persönlichkeit in einen numerischen Wert verwandelt zu werden, der anschließend gegen neue Optionen auf Identität eingetauscht werden kann, z.B. ein Durchschnitt von 1,0 gegen ein Studium der Medizin. Dass es sich dabei um einen durch Techniker der Kommensuration übertünchten Kategorienfehler handelt, wird an dieser Stelle hoch relevant. Das getestete, gemessene, und abschließend beurteilte Individuum macht zwei Erfahrungen zugleich. Zum einen wird seine Identität mit einem numerischen Wert gleichgesetzt und zwar anhand eines exakt definierten Verfahrens entlang streng rationaler Kriterien. Zum anderen produziert gerade dieses Verfahren einen Kategorienfehler, der vom Objekt dieser Prozeduren mindestens als dumpfes Unbehagen empfunden wird. Was auf diese Weise entsteht, ist ein double-bind, der für das moderne Individuum alternativlos ist. Da Verfahren zur Leistungsmessung heute einen wesentlichen Beitrag zur Identitätsfindung darstellen und sei es nur über das unentwegte Schätzen, wer wie viel arbeitet, beiträgt, sich anstrengt usw., kann das Ergebnis nicht einfach zurückgewiesen werden. Vielmehr ist es eine zentrale Komponente der Identität des heutigen Individuums, wenn es diese nicht gar zur Gänze definiert. Aufgrund der vordergründigen Rationalität des zugrunde liegenden Verfahrens ist es äußerst schwer, Widerspruch zu formulieren, während zugleich deutlich spürbar ist, wie weit die Ergebnisse an ihrem scheinbaren Gegenstand vorbeischießen. Die durch Leistungsmessungen und die zugehörigen Optimierungstechniken hervorgebrachte Identität ist dadurch zwischen vollkommen neutraler Rationalität und reinem Unsinn zerrissen. Was auf diese Weise in unserer aufgeklärten Kultur entsteht, ist ein Individuum, das seine Rationalität nur noch simulieren kann, indem es immer komplexere Verfahren ihrer Inszenierung entwickelt, ohne dass eine reale Grundlage bestünde, die als Bezug und Korrektiv dienen könnte, wodurch in letzter Konsequenz Falsifikation unmöglich und Blödsinn omnipräsent wird.

Der in Verfahren der Leistungsmessung investierte Aufwand nährt den Glauben des Individuums. Auf den ersten Blick könnte hier simple Ideologie gemäß dem guten alten Schema von Basis und Überbau vermutet werden. Die Menschen werden zum Glauben an die Leistungsgesell-

schaft erzogen, indem deren Prinzipien allerorten mit großem Aufwand in Szene gesetzt und als allein seligmachend angepriesen werden (vom Assessment über Partnerbörsen bis zur Castingshow). So glaubt jeder, seines Glückes Schmied zu sein und erblickt in Erfolg wie Misserfolg das Resultat seiner individuellen Anstrengungen, anstatt unbequeme Fragen an die Gesellschaft zu richten, geschweige denn nach Verantwortlichen zu suchen. Das Resultat sind – mit Marie von Ebner-Eschenbach gesprochen – glückliche Sklaven, die an Freiheit nicht sonderlich interessiert sind.

Eine solche Interpretation wirkt auf den ersten Blick bestechend. Auf der einen Seite die von den Mächtigen verdummte Masse, auf der anderen einige kritische Intellektuelle, die den Betrug durchschaut haben und sich nun wahlweise als Elite oder – »linker« formuliert – Avantgarde fühlen. Eine solche Sicht ist nicht nur arrogant, weil sie der Bevölkerung schlichtweg die Fähigkeit abspricht, ihre Lebensrealität kritisch zu reflektieren, sie ist auch epistemologisch bedenklich, da sie die Frage offen lässt, wie es den kritischen Intellektuellen im Gegensatz zur sonstigen Bevölkerung gelingt, sich dem Netz der Ideologie zu entziehen, um einen unverstellten Blick auf die Wahrheit zu werfen.

Was in den oben beschriebenen Mechanismen auf dem Spiel steht, ist weniger die Verdeckung einer unschönen Wahrheit als die Nahrung eines Glaubens. Seit Max Weber gilt der Kapitalismus als eine Gesellschaft, die mit überkommenem Aberglauben aufräumt und auf diese Weise die radikale »Entzauberung der Welt« durchsetzt.⁴⁶ Das Gefühl, den Glauben verloren zu haben, und dadurch weniger aufgeklärt als frustriert geworden zu sein, beschleicht die westliche Gesellschaft bereits seit langem. Schon in Schillers Gedicht »Die Götter Griechenlands«, das die Folgewirkungen des Übergangs vom griechischen Poly- zum christlichen Monotheismus beklagt, heißt es:

»Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebensströme,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.«⁴⁷

Der Gedanke hinter dieser auch heute häufig geäußerten Kritik an der Moderne ist folgender: Mit dem Kapitalismus setzt sich ein kalter Rationalismus durch, der Stück für Stück von der Welt Besitz ergreift, bis wir schließlich alle glauben, nichts sei in der Lage, sich wissenschaftlicher Er-

klärung zu entziehen. Dies führt für den modernen Menschen zu einem radikalen Verlust, der durch die heutige Gesellschaft nicht kompensiert werden kann. Das Resultat besteht in der von Schiller so anschaulich beschriebenen farblosen, hässlichen Realität, in der nichts mehr zirkuliert als kalte Diskursivität, was die Leute in die Arme von Sektenführern und Esoterikern treibt.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob dieser Gedankengang auch im aktuellen Stadium des Kapitalismus noch aufrecht erhalten werden kann. Was durch die allgegenwärtigen Diskurse über den Markt, die Personalentwicklung, den Aktienindex, staatliche Interventionen und vieles mehr vor allem geschürt wird, ist eine neue Art des Mystizismus. Die Gesellschaft ist diesem neuen Glauben zufolge heute so komplex, dass ihre Mechanismen sich verselbständigt haben und nur noch über unzureichend planbare Handlungsstrategien zu beeinflussen sind, deren Ziele allenfalls grob bestimmt, niemals jedoch exakt koordiniert werden können. Der springende Punkt an dieser Stelle ist nicht die Verselbständigung der Strukturen, die als vermeintlich objektive Sachverhalte wiederkehren (das ist ein alter Hut und heißt Verdinglichung), um anschließend Bezugspunkt all jener Reden von der Alternativlosigkeit der Verhältnisse zu sein, mit denen die heutige Politik ihre Selbstabschaffung betreibt. Vielmehr ist es der Glaube an eine Instanz, die zwar nicht benannt oder lokalisiert werden kann, doch Adressat all unserer ökonomischen Interventionsstrategien ist und selbige mal erhört, mal schmählich ignoriert. Wer heute durch diverse Verfahren von Beratung bis Lachyoga seine »Employability« zu erhöhen versucht, macht dies nicht nur in der Hoffnung, von einem imaginären Gegenüber als attraktiver potentieller Mitarbeiter wahrgenommen zu werden (was normal ist); vor allem glaubt er daran, die hierbei zu beachtenden Spielregeln seien in ihrer Komplexität unüberschaubar und Spiegelbild einer hoch differenzierten, fragmentierten und widersprüchlichen Gesellschaft. Die Gesellschaft wird infolgedessen als ebenso mystisch erfahren wie die polytheistische Götterwelt der Griechen bei Schiller. Von einer Entzauberung der Welt kann im modernen Kapitalismus keinesfalls die Rede sein und der Leistungsdiskurs mit all seinen Suggestionen hat daran wesentlichen Anteil.

Die Komplexität der heutigen Gesellschaft soll an dieser Stelle nicht in Abrede gestellt werden, doch kommt sie im Wesentlichen durch unendliche Variationen auf ein im Grunde banales Schema zustande. Leistung wird – wie weiter oben gezeigt – vor allem als Arbeit pro Zeiteinheit

verstanden. Dies ergibt in einer Dienstleistungsgesellschaft nicht den geringsten Sinn, weshalb die Formel Leistung gleich Arbeit durch Zeit meistens auf die einfache Forderung reduziert wird, sich anzustrengen. Hier beginnt vordergründig betrachtet die Produktion von Komplexität, da mit dem Imperativ, sich anzustrengen, keinerlei verbindliche Aussage verknüpft ist, wie diese Anstrengung aussehen muss, um zum Erfolg zu führen. Anstrengung nimmt aus diesem Grund unendlich viele Formen an, die sich sämtlich darin gleichen, ziellose Anrufungen der mystischen Autorität des Marktes zu sein, denen im Gegenzug entsprechende Angebote in Form von Coachings, Beratungen oder Bewerbungstrainings korrespondieren, um dadurch genau jene Komplexität hervorzubringen, die wir heute alle staunend bewundern.

Näher betrachtet zerfällt diese Unübersichtlichkeit jedoch sehr schnell. Die Formel Leistung gleich Arbeit pro Zeiteinheit geht aus Sicht jedes kleinen wie großen Kapitalisten an der Sache vorbei. Einfach ausgedrückt verhält sich die Sache wie folgt: Am Ende einer zur rechnerischen Betrachtung angesetzten Zeit (Monat, Quartal, Jahr) gibt es genau eine interessante Frage: Wurde Profit erwirtschaftet und wenn ja wieviel? Ob die komplette Belegschaft »Hurra!« schreit oder laut murrend mit dem Fuß stampft, wenn Überstunden zu machen sind, hat mit dieser Frage nicht sonderlich viel zu tun. Ausschlaggebend ist das Verhältnis von Kosten und Erlös, welches vor allem durch die Höhe der Löhne, die Kosten der Produktionsmittel und Rohstoffe sowie den Marktpreis der produzierten Waren bestimmt wird. Die Frage, wie sehr die Belegschaft sich anstrengt, ist nur eine unter vielen und wie die Humankapitaltheorie gezeigt hat, von gänzlich anderen Faktoren abhängig als der individuellen Bereitschaft des Einzelnen. Damit fällt die ganze Komplexität der heutigen Gesellschaft in einer kleinen simplen Formel zusammen, die Marx vor fast 150 Jahren bereits in »Das Kapital« formulierte:

$$p = \frac{m}{C} = \frac{m}{c + v}$$

Der Profit ist gleich dem Mehrwert geteilt durch das eingesetzte Kapital, welches sich aus menschlicher Arbeitskraft (Humankapital) und konstantem Kapital (Maschinen, Gebäude, Rohstoffe) zusammensetzt. Zur Steigerung des Profits hält die Formel bei konstanten Marktpreisen vor allem drei Stellschrauben bereit: Verlängerung der Arbeitszeit, Reduzierung

des Lohns und Intensivierung der Produktion durch Einführung entsprechender Produktionstechniken. Dass es so einfach ist und sich hinter der ganzen Leistungshysterie nicht mehr versteckt als eine kleine einfache Formel, ist eine radikale Entmystifizierung der modernen Gesellschaft, die für das moderne Subjekt schwer zu verdauen ist. Da unterwirft es sich detaillierten Analysen seiner Stärken und Schwächen, feilt in teuer bezahlten Kursen an Kompetenzen und Skills, beugt seiner Wissenserosion durch lebenslanges Lernen vor, aktualisiert regelmäßig seine Onlineprofile und das für eine Gleichung, die sich in drei Buchstaben ausdrücken lässt und all seine persönlichen Mühe der simplen Frage nach dem Profit gegenüberstellt. Das Ergebnis besteht in einer merkwürdig zerrissenen Alltagserfahrung. Auf der einen Seite ist das Leben kaum überschaubar, auf der anderen von einer schon jenseits der Langeweile liegenden Banalität.

ERSTE RISSE DER IDEOLOGIE

Der Begriff Leistung ist analytisch betrachtet von existentiellen Widersprüchen zerrissenen und bringt für Individuum und Gesellschaft fatale Konsequenzen mit sich. Damit stellt sich die Frage, warum die Diskussion um die Leistungsgesellschaft sich so hartnäckig in der Öffentlichkeit halten kann und Leistung bei Kritikern und Befürwortern noch immer einhellig als Dreh- und Angelpunkt des Sozialen gilt. Mit Freud betrachtet wäre dies die Frage nach dem Krankheitsgewinn.

Beim Betrachten einer Zeitung oder Nachrichtensendung entsteht ein gänzlich anderes Bild als das bislang gezeichnete. Die heute verbreitete Geschichte ist bekannt. Wenn sich alle anstrengen, führt dies zu höheren wirtschaftlichen Gewinnen, wodurch größere Reinvestitionen getätigt werden können, die ein steigendes Wirtschaftswachstum hervorbringen, damit ein Wachstum an Arbeitsplätzen, was schließlich zu steigendem gesellschaftlichen Wohlstand führt, da mehr Menschen in Lohn und Brot sind, deren höhere Verdienste wiederum steigenden Konsum bedeuten. Von dieser Geschichte gibt es natürlich tausende Varianten. Die schwer auf der Tasche der Gesellschaft liegenden Hartz-IV-Empfänger, die Verschiebung des Renteneintrittsalters oder Frühförderung in der Kita – das Thema ist unter dem Strich immer dasselbe. Leistung zahlt sich aus, viel-

leicht nicht sofort und für jeden, doch immerhin unter dem Strich, was im Anschluss allen zugute kommt.

Die Gesellschaft ist in dieser Narration vielleicht manchmal ungerecht, erkennt Leistung nicht ausreichend an und muss fortwährend durch politische Interventionen korrigiert werden, um nicht in eine intolerable Schieflage zu geraten, doch ist sie vor allem ein gemeinsames Projekt. Diese kleine humanistische Einspritzung in die verbreitete Narration von der Leistungsgesellschaft schafft ein Gemeinschaftsgefühl, das sich in eine positive und eine negative Komponente aufspaltet, die komplementär ineinander greifen. Einerseits sind wir alle für das Gelingen dieser Gesellschaft verantwortlich, ein bisschen, als wären wir im Refrain der Achtzigerjahre Band Geiersturzflog hängengeblieben, die sang: »Ja, ja, ja jetzt wird wieder in die Hände gespuckt. Wir steigern das Bruttosozialprodukt«. Dass dies Blödsinn ist und nicht Garant gesellschaftlicher Gerechtigkeit, ist den meisten Menschen klar, weshalb an dieser Stelle die negative Komponente des Gemeinschaftsgefühls ins Spiel kommt. Die Lage ist schlecht, die Arbeitswelt unfair und an jeder Ecke stopfen sich gierige Banker die Taschen voll, doch wir sitzen alle in einem Boot. Da es zugleich keine Alternative gibt, bleibt nichts anderes, als weiterzumachen, den Gürtel noch enger zu schnallen und sich noch mehr anzustrengen. Dies mündet in einen interessanten Widerspruch. Zwar gefällt die heutige Gesellschaft kaum noch jemandem, doch wenn wir sie verbessern oder in einer anderen leben wollen, müssen wir mit noch größerem Einsatz machen, was wir immer schon gemacht haben – mehr vom Selben.

Diese Erzählung stellt heute nur noch eine notdürftige Überbrückung der kognitiven Dissonanz dar, die viele verspüren, wenn sie sich bei der Arbeit oder dem Arbeitsamt aufreiben, ohne dafür etwas zurück zu bekommen. Wenn Ideologie – mit Eva Illouz betrachtet – Menschen dazu bringt, »mit Vergnügen im Inneren von Widersprüchen«⁴⁸ zu leben, kann mit Blick auf die heutige Gesellschaft ein progressives Versagen der Ideologie diagnostiziert werden, hinter der etwas sehr viel unfreundlicheres aufleuchtet, als die allerorten beklagte Leistungsgesellschaft.

Das sich heute nahezu alle Parteien, Staaten und Organisationen an häufig unter dem Label Neoliberalismus zusammengefassten wirtschaftstheoretischen Grundsätzen orientieren, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Gemeint ist mit Neoliberalismus vor allem eine Wirtschaftspolitik, die auf Deregulierung der Märkte, Senkung der Sozialausgaben und

Privatisierungen setzt, wobei die Aufgaben des Staates (Interventionen in die Wirtschaft ja oder nein) zwischen den Theorieschulen umstritten sind. An dieser Stelle soll nicht die »neoliberale« Theoriebildung kritisiert werden. Dies ist andernorts bereits vielfach geschehen, wenn auch häufig Theorie und Praxis verwechselt werden.

Dass Erfrischende an Wirtschaftstheoretikern ist vor allem ihre Ehrlichkeit. So wie Adam Smith 1776 in seinem Werk »Der Wohlstand der Nationen« freimütig einräumte, die Arbeiter würden durch die mit industrieller Produktion verbundene Routine stumpfsinnig und moralisch korrumpiert,⁴⁹ findet auch Friedrich Hayek – einer der wesentlichen Exponenten des »Neoliberalismus« – deutliche Worte mit Blick auf die heutige Zeit.

»Es sollte freimütig zugegeben werden, daß die Marktordnung keinen engen Zusammenhang zwischen subjektivem Verdienst oder individuellen Bedürfnissen und Belohnungen zustande bringt. Sie arbeitet nach dem Prinzip eines Spiels, in dem Geschicklichkeit und Chancen kombiniert werden und bei dem das Endergebnis für jeden einzelnen genausogut von völlig außerhalb seiner Kontrolle liegenden Umständen abhängen kann wie von seiner Geschicklichkeit oder Anstrengung. Jeder wird nach dem Wert entlohnt, den seine speziellen Leistungen für diejenigen haben, denen er sie darbringt. Und dieser Wert steht in keiner notwendigen Beziehung zu dem, was wir füglich sein Verdienst nennen können, und erst recht nicht zu seinen Bedürfnissen.«⁵⁰

Diese Worte überbieten in ihrer Deutlichkeit den Großteil dessen, was sich heute linke Kritik nennt und bringen die Sache auf den Punkt. Was unter der brüchig werdenden Ideologie erscheint, ist genau jene vom Zufall geprägte Gesellschaft, deren Konturen Hayek mit so gewandten Worten umreißt. Die Passage weist Parallelen zu dem auf, was im vorherigen Kapitel als Konsequenz des logischen Zusammenbruchs von Leistung und Leistungsgesellschaft ausgeführt wurde, indem sie vor allem die radikale Kontingenz betont, von der die heutige Gesellschaft durchzogen ist. Das Individuum kann nichts anderes tun, als sich an mystische Autoritäten zu wenden, deren Funktionieren es nicht durchschaut und deren Existenz nicht einmal sicher ist.

Dass sich die Menschen an jeden ideologischen Strohalm klammern, um nicht in dieser vom Zufall gesteuerten Gesellschaft leben zu müssen und den Fatalismus des In-Einem-Boot-Sitzens vorziehen, ist

nicht verwunderlich. Für jeden ist es wichtig, eine zusammenhängende Geschichte über sich selbst erzählen zu können, um die Erfahrung einer kohärenten Identität zu machen. Wo eine solche Narration nicht möglich ist, wird das Ich als fragmentiert und der Außenwelt gegenüber ohnmächtig erfahren.⁵¹ Eine Gesellschaft wie die von Hayek beschriebene ermöglicht die Erfahrung von Kohärenz nur sehr bedingt. Wenn der Bildungsabschluss keine Verbindung zum Beruf und dieser keine zur sozialen Stellung im Alter aufweist, wird die Biographie brüchig und von Rissen durchzogen, die das Subjekt narrativ nur noch durch Selbstbetrug schließen kann, wodurch Verdrängung und Unaufrichtigkeit seine wichtigsten Begleiter werden. Von der Gesellschaft Hayeks geht ein kalter Schrecken aus, insofern ihr ebenso jede verbindliche Ordnung des Zusammenlebens wie auch jeder Angelpunkt für die Bildung kohärenter Identität fehlt, wodurch Individuum und Gemeinschaft gleicherweise auf der Strecke bleiben.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob nicht auch diese »Kritik« – für Hayek handelte es sich um eine nüchterne Beschreibung des Status quo – ihren Gegenstand verfehlt. In der sozialen Ordnung Hayeks geht es zu wie in einem Kasino, einige haben Glück, andere verlieren. Ob eine solche Ordnung langfristig bestehen kann, hängt davon ab, wie sich Gewinner und Verlierer proportional zueinander verhalten und welche Strategien die Gewinner einsetzen, um den Verlierern zu suggerieren, es wäre jederzeit möglich, die Seiten zu wechseln, solange sie im Spiel blieben. Sofern sich das Spiel auf symbolischer Ebene angemessen präsentiert, ist niemand jemals ganz raus und alle können immer wieder neue Chancen ergreifen, die zumindest subjektiv zur Hoffnung berechtigen. In der Ordnung Hayeks gibt es also durchaus auch Licht, insofern der Zufall als unparteiische Instanz regiert, die sich zugunsten eines jeden auswirken kann. Das Leben in einer solchen Gesellschaft kann durchaus Spaß machen, sofern die Chancen gleichmäßig verteilt sind und die notwendigerweise entstehenden Hierarchien zwischen Gewinnern und Verlierern dynamisch bleiben.

Die Rede von der Leistungsgesellschaft hätte in der Gesellschaft Hayeks vor allem die ideologische Funktion, den Menschen zu suggerieren, jeder könne es schaffen, solange er nicht aufgibt oder – wie es heute heißt – weiter seinen Traum lebt. Wer auf der Strecke bleibt ist selber schuld, wer es zu etwas bringt, hat entweder Glück gehabt oder Beharrlichkeit bewiesen – ein Denken, das gesellschaftliche Probleme in eine Vielzahl in-

dividueller Verantwortlichkeiten auflöst und in idealer Weise die Stabilität des Gesamtsystems garantiert, indem es dessen Gestalt verdeckt und der Kritik entzieht. Die meisten Kritiken der Leistungsgesellschaft variieren diese ideologiekritische Denkfigur, stoßen dabei jedoch auf ein Problem.

Wie zuvor formuliert, ist die Ideologie heute fadenscheiniger denn je. Das Leistung sich lohnt glaubt nicht einmal die FDP, schließlich zog sie mit dem Slogan ins Feld, sie müsse sich wieder lohnen. Wenn sogar die herrschenden Parteien sich darin einig sind, wir lebten nicht in einer Leistungsgesellschaft, ist kaum zu vermuten, irgendjemand würde diese Meinung heute noch ernsthaft vertreten. Auf den ersten Blick ist die Gesellschaft damit in der Realität angekommen. Wir leben in einem riesigen Kasino. Um dies zu unterbinden, muss vor allem das strukturierende Prinzip Leistung wieder zur Geltung gebracht werden, um der Gerechtigkeit zu größerem Recht zu verhelfen. Die heutige Realität muss um ein neues Ideal (Leistung) ergänzt werden, um sich menschlich weiterzuentwickeln und den Menschen auch weiterhin ein befriedigendes Leben zu ermöglichen.

Was aber wäre, wenn sich der Kapitalismus Hayeks selbst als Ideologie herausstellte? Was, wenn sogar das Kasino als Reich des Zufalls sich gegenüber der Dynamik des Kapitalismus als äußerst angenehmer Ort herausstellt, da immerhin eine gewisse Chance auf Glück besteht? Und welche Funktion könnte Leistung in einem solchen Universum haben? Um diese Fragen zu beantworten ist es notwendig, einen etwas eingehenderen Blick auf die Frage zu werfen, was die heute so viel beklagte Ökonomisierung der Gesellschaft wirklich bedeutet und worin die Möglichkeitsbedingungen des Leistungsdiskurses zu suchen sind.

Teil II: Möglichkeitsbedingung

3. Ökonomisierung

VON DER KRITIK DES GELDES ...

Ebenso wie der Begriff Leistungsgesellschaft geht auch der Begriff »Ökonomisierung« mit einer sehr spezifischen Form von Erzählung einher und wie jede populäre Geschichte wird auch sie in verschiedenen Varianten erzählt, von denen an dieser Stelle drei besonders verbreitete vorgestellt werden. Es geht nicht darum, die Ansätze im Einzelnen zu widerlegen, vielmehr sind sie alle auf ihre Weise richtig, da sie zutreffend bestimmte Aspekte des modernen gesellschaftlichen Lebens beschreiben. Doch verfehlen sie sämtlich den Kern des Problems und erst durch dessen Analyse kann das Problem der Ökonomisierung in seinem vollen Ausmaß verstanden werden.

Die erste Variante lässt sich mit einem Gedanken erklären, der zentral für das Denken Niklas Luhmanns ist. Die Systemtheorie beruht auf dem Gedanken, soziale Systeme würden durch binäre Codes strukturiert, die erlauben, den in den einzelnen Systemen relevanten Phänomenbereich zu ordnen und ein System gegen das andere abzugrenzen. Jedes soziale System kann seine Rolle nur erfüllen, wenn es entlang des ihm eigenen Codes ausgerichtet ist und dadurch eine klare funktionale Differenzierung von anderen Systemen aufweist.¹

Genau dies wird durch die Ökonomisierung jedoch in Frage gestellt. Systemtheoretisch betrachtet ist sie ein Imperialismus des sozialen Codes der Ökonomie. Die für die Ökonomie ausschlaggebende Unterscheidung von zahlen/nicht zahlen beginnt, in andere soziale Systeme einzusickern und ihre Arbeitsweise in immer stärkerem Maße zu stören. In Folge dieses Fremdeinflusses sind sie nicht mehr in der Lage, entsprechend ihrer eigenen Ordnungskriterien zu funktionieren – eine Tendenz, die sich mit steigender Relevanz des ökonomischen Codes wesentlich verschlimmert.

Wo sich im Zuge einsetzender Ökonomisierung die Unterscheidung zahlen/nicht zahlen als störender Unterton bemerkbar zu machen beginnt, etwa wenn die Hintergedanken des Künstlers plötzlich potenziellen Käufern gewidmet sind, kolonisiert sie das System schließlich gänzlich, indem sie dessen ursprünglichen Code verdrängt und den Künstler in einen Menschen verwandelt, der ausschließlich für den Markt produziert. Je mehr der Code der Ökonomie andere Systeme durchdringt, desto mehr wird die soziale Differenzierung der Gesellschaft untergraben. Die einzelnen Systeme können ihre jeweilige Rolle nicht mehr erfüllen und weisen untereinander zusehends weniger Unterschiede auf, bis der Prozess seinen Kumulationspunkt in der Deckungsgleichheit des Systems der Ökonomie mit der Gesellschaft selbst erreicht. Ökonomisierung wäre aus dieser Sicht eine Implosion gesellschaftlicher Komplexität, da sie eine hoch differenzierte Konstellation sozialer Systeme entlang einer Linie ausrichtet, durch einen uniformen Code gleichschaltet und auf diese Weise schließlich den funktionalen Zusammenbruch des Gesamtsystems herbeiführt.

Was sich hinter diesem komplex anmutenden Gedankengang verbirgt, ist das aus dem Feuilleton bekannte Argument der immer größer werdenden Relevanz von Kosten/Nutzen-Entscheidungen, hinter dem sich wiederum der Allgemeinplatz versteckt, heute ginge es nur noch ums Geld (und schließlich würden wir merken, dass »man Geld nicht essen kann«, wie es im Lieblingsspruch der Achtzigerjahre Protestbewegung hieß). Die systemtheoretische Betrachtungsweise der Ökonomisierung beschreibt, sei es in ihrer feuilletonistischen oder wissenschaftlichen Variante, ein Problem, das zwar durchaus existiert, jedoch keineswegs neu ist. Kaum ein Künstler dürfte je darauf gepfiffen haben, ob seine Käufer zahlen oder nicht, da er wie jeder Mensch nicht von Luft lebt und gezwungen ist, von den durch Verkauf seiner Bilder erzielten Einnahmen mindestens das Überlebensnotwendige zu kaufen, wodurch der Binarismus zahlen/nicht zahlen letztlich zum entscheidenden Kriterium seines Lebens wird. An dieser Stelle ist nicht der Platz, die Systemtheorie einer kritischen Analyse zu unterziehen, doch auch wer sie für schlüssig hält, muss eines einräumen. Damit soziale Systeme sich differenzieren können, um ihren je eigenen Aufgaben entsprechend zu funktionieren, müssen sie mit ausreichenden Ressourcen ausgestattet sein, wodurch die Frage des Geldes für jedes System eine Überlebensfrage ist. Je weniger spürbar diese Tatsache ist, desto besser ist es um die Ressourcen bestellt und umgekehrt.²

Wenn heute an vielen Stellen der Gesellschaft über zunehmenden ökonomischen Druck geklagt wird, wäre dies systemtheoretisch betrachtet also weniger Zeichen einer neuen Entwicklung als der schlichten Tatsache verknappter Ressourcen.³ Die Theorie spielt damit dem überall verkündeten Argument des Sachzwangs direkt in die Hand, was ihre Eignung für eine kritische Analyse der Gesellschaft äußerst zweifelhaft erscheinen lässt.

Dem gerade geschilderten Gedankengang – zumindest in seiner populären Version – liegt noch ein weiterer Irrtum zugrunde. Die steigende Relevanz des Geldes wird mit zivilisationskritischem Impetus als verwerfliche Form der Kommerzialisierung gedeutet, woran sich zumeist spezifische Vorwürfe anschließen. In Kitas geht es nicht mehr um die Kinder, in Schulen nicht mehr um die Bildung und in Krankenhäusern nicht mehr um die Patienten. Dem Geld werden in dieser Argumentation nahezu dämonische Kräfte zugesprochen, insofern es mit der okkulten Fähigkeit ausgestattet scheint, die mit ihm in Verbindung befindlichen Menschen jeder moralischen Überzeugung zu entledigen, um sie alleinst in anale Charaktere zu verwandeln, denen der Besitz zum Selbstzweck wird. Was dieser Kritik zugrunde liegt, ist die folgenschwere Verwechslung von Ökonomisierung und Kommerzialisierung.⁴

Die zweite Variante der Erzählung von der Ökonomisierung fällt einfacher aus und wird gerne von praxisorientierten linken Gruppen vertreten. So schließt beispielsweise die zu Attac gehörende AG-Ökonomisierung an die Gouvernentalitätsstudien Foucaults⁶ an und kommt zu folgender Definition:

»Beim Prozess der Ökonomisierung geht es [...] nicht um den zunehmenden Einfluss der Ökonomie auf das Soziale, die Politik oder Kultur [...]. Es geht vielmehr darum, dass der Markt als das kapitalistische Ordnungsmoment schlechthin zu ›einer Art permanentem ökonomischen Tribunal‹ (Foucault) geworden ist, vor dem jedeR nicht nur das eigene wirtschaftliche, sondern das gesamte Handeln verantwortet.«⁷

Die Definition setzt sich zwar von einem Ökonomisierungsverständnis ab, das seinen Gegenstand lediglich in der größer werdenden Relevanz des Geldes erblickt, allerdings taucht durch die Betonung des Marktes erneut ein Problem auf. Genau betrachtet wird hier die Narration vom bösen Geld nur auf den Markt verschoben, dessen Schlechtigkeit scheinbar so evident ist, dass es nicht notwendig ist, sie argumentativ zu veran-

schaulichen. Dabei ist die Definition des Begriffs Markt in der heutigen Wirtschaftswissenschaft erstaunlich nüchtern. Ein Markt liegt überall dort vor, wo zwei Menschen aufeinandertreffen, von denen einer etwas besitzt, was der andere gerne hätte und ein Tauschmittel eingesetzt wird, um das erstrebte Gut von Hand zu Hand wandern zu lassen.⁸ Je mehr Güter, Menschen und Tauschmittel im Spiel sind, desto größer ist der Markt.

Wird dem Markt wie durch die soeben zitierte Definition eine innere Destruktivkraft zugesprochen, kann dies zwei gleichermaßen falsche Gründe haben. Zum einen wird – wie die Rede vom Tribunal suggeriert – behauptet, der Markt sei eine Instanz, die alles Existierende auf seine Verwertbarkeit befrage, um alles von der Bildfläche verschwinden zu lassen, was nicht genügend Profit verspricht. Dies ist insofern richtig, als auf jedem Markt nur Dinge erscheinen können, an denen mindestens ein anderer Mensch Interesse hat, damit dem Angebot eine Nachfrage gegenübersteht. Dass Dinge, die keiner haben will, keinen Käufer finden, bedeutet jedoch keineswegs, es sei angesichts des Marktes nicht mehr möglich, sich mit ihnen zu beschäftigen oder in ihnen persönlich das schönste Gut von allen zu erblicken. Die implizierte Destruktivkraft läuft hier also auf die tautologische Aussage hinaus, Märkte hätten die Tendenz, nicht tauschbare Güter zu exkludieren. Zum anderen wird – und dies ist der gewichtigere der beiden Kritikpunkte – dem Markt unterstellt, er sei durch eine Eigendynamik strukturiert, die, je nach theoretischer Provenienz, zur Hervorbringung von Armut, Konsumkultur, Umweltverschmutzung oder sonstigen Übeln der Zivilisation führe. Was diese Argumentation außer Acht lässt, sind die vielfältigen Optionen politischer Gestaltung, etwa ob es sich um (staatlich) organisierte bzw. nicht-organisierte oder offene bzw. geschlossene Märkte handelt. Dem Markt eine Eigendynamik zuzusprechen, die von sich aus dazu tendiert, ein buntes Portfolio moderner gesellschaftlicher Probleme zu gebären, ist nicht mehr als die linke Inversion der überstrapazierten (neoliberalen) Rede von der unsichtbaren Hand und magischer Selbstregulation als Ergebnis möglichst umfassender Deregulation.

Das Augenmerk liegt zumeist noch auf einem weiteren Punkt und selbiger führt zur dritten Verständnisweise des Begriffs Ökonomisierung. Abermals mit Foucault wird Ökonomisierung nicht nur als gesellschaftliche Dynamik begriffen, die das Gesetz des Marktes bis in die letzten Regionen des Sozialen trägt. Darüber hinaus bezeichnet sie vor allem eine spezifische Weise der Subjektproduktion, in der foucaultschen

Theorie Subjektivation genannt. Anders als in der Tradition der Aufklärung, wo der Mensch immer ein Subjekt ist, bzw. sich durch Geistesarbeit und Reflexion zu einem solchen erheben muss, indem er sich aus seiner »selbstverschuldeten Unmündigkeit«⁹ befreit, beschreibt der Begriff der Subjektivation das Paradox einer Subjektwerdung, die aus vorhergehender Unterwerfung resultiert. Subjekt zu werden bedeutet vor allem die Integration in eine Ordnung aus Normen und Werten, die dem Subjekt vorhergehen. Sie entziehen sich seiner Wahl in zweifacher Weise. Zum einen gehen sie ihm zeitlich voraus, zum anderen kann es sie nur einer Analyse unterziehen, wenn es bereits Subjekt ist, was jedoch erfordert, sich ihnen bereits unterworfen zu haben.¹⁰ Das Subjekt ist immer in die Netze der Macht eingesponnen und kann keinen ihr äußerlichen Blickwinkel einnehmen. So betrachtet ist Ökonomisierung vor allem die Hervorbringung einer spezifischen Form von Subjektivität, deren kennzeichnendes Merkmal darin besteht, ihr Selbstverhältnis durch das Medium des ökonomischen Diskurses zu konstituieren. Dies bedeutet nicht nur die ständige Selbstbefragung, ob das eigene Handeln und Denken den anerkannten Kriterien wirtschaftlicher Verwertbarkeit entsprechen – vor allem bedeutet es, das eigene Selbst der Dynamik permanenter Flexibilisierung und Optimierung zu unterwerfen, die kennzeichnend für die heutige neoliberale Wirtschaftsordnung sind. Das moderne Subjekt scheut feste Bindungen, ist ständig bereit, in unausgesetzten Feedbackschleifen an sich zu arbeiten und erschöpft sich dabei mehr und mehr in narzistischen Zirkeln, die es in eine einsame soziale Insel verwandeln.¹¹

Von den drei ausgeführten Varianten eines kritischen Ökonomisierungsverständnisses ist die subjektivationstheoretische sicherlich die treffendste, doch geht sie mit einem unangenehmen Problem einher. Wenn die These akzeptiert wird, Subjekte gingen aus Subjektivationsprozessen hervor, trifft dies nicht nur auf den modernen Kapitalismus zu, sondern ist eine strukturelle Eigenschaft menschlicher Subjektivität, was die Frage zulässt, ob es geschichtlich betrachtet je eine Ordnung gegeben hat, die dem Subjekt ein unproblematisches Verhältnis zu sich selbst gestattete. Sich durch den Diskurs des viktorianischen Englands zu subjektivieren oder durch das Gerede der proustschen Salons dürfte mindestens ebenso wenig erquicklich sein wie die Subjektwerdung im Neoliberalismus.¹² Zumal muss sich jede Form der Diskurstheorie die Frage gefallen lassen, wie Subjekte unter den Diskursen leiden können, von denen sie konstituiert werden und auf was dieses Leiden zurückgeht. Leiden kann

nur entstehen, wenn dessen Quelle außerhalb der Konstruktion liegt – die Existenz solcher Orte wird von entsprechenden Ansätzen (wie z.B. demjenigen Foucaults) jedoch überwiegend verneint.

Die Betrachtung der verbreiteten Verständnisweise des Begriffs Ökonomisierung hilft nur bedingt, ein kritisches Verständnis des ihm zugrunde liegenden gesellschaftlichen Prozesses zu erlangen. Das Geld wird immer wichtiger, der Markt dehnt sich aus und die Menschen orientieren sich an dessen Gesetzen – all das ist sicherlich richtig, jedoch keineswegs geeignet, auf analytischer Ebene ein Problem zu fixieren, dessen Dimension der Überwindung des Status Quo eine sichere Basis verleihen könnte. Ökonomisierung erscheint bislang eher wie ein unlesbares Zeichen, das irgendwie auf ein Unbehagen in der Gesellschaft weist, darauf, dass etwas nicht stimmt.

... ZUR KRITIK DES KAPITALS

Geld ist nicht das Problem. Richtig angewendet macht es das Leben sogar wesentlich leichter. Es ist schlicht und einfach ein Tauschmittel, das den Menschen erspart, die Produkte ihrer Arbeit von einem Ort zum anderen schleppen zu müssen, um sie gegen andere Produkte einzutauschen. Dem Geld – wie es vielerorts getan wird – mystische Fähigkeiten wie etwa diejenige zuzuschreiben, bis eben noch moralisch integere Menschen von einem auf den anderen Moment in egomane Monster zu verwandeln, stellt eine wesentliche Überschätzung seiner Fähigkeiten dar. Und im Ernst: Keinem Arbeiter am Fließband von VW sollte es zugemutet werden, in einer auf direktem Tausch basierenden Gesellschaft abends die von ihm gefertigten Autotüren mitnehmen zu müssen, um im Supermarkt zu bezahlen.

Die meisten Kritiken der Ökonomisierung verfallen der theoretischen Oberflächlichkeit, da sie die verbreitete Scheu teilen, die Dinge beim Namen zu nennen und sich dadurch eines wesentlichen Werkzeugs berauben. Soll die heutige Gesellschaft effektiv kritisiert werden, gilt es zunächst, sie nicht mit normativ aufgeladenen Begriffen zu beschreiben, sondern ein deskriptives Vokabular heranzuziehen, mit dessen Hilfe anschließend eine nüchterne Analyse angestellt werden kann. Sprachen westdeutsche Schüler in den Achtziger- und Neunzigerjahren ihre Lehrer auf den Kapitalismus an (vielleicht gar ohne jede politische Absicht),

konnte es ihnen passieren, dass sie mit mahndem Finger darauf hingewiesen wurden, es heiße nicht Kapitalismus, sondern soziale Marktwirtschaft.¹³ Schließlich sei Kapitalismus ein Begriff von Marx, also politisch in hohem Maße tendenziös, wohingegen soziale Marktwirtschaft den Vorzug besitze, die heutige Gesellschaft lediglich zu beschreiben. Heute würde die Antwort angesichts von Hartz IV und dem aktuellen Marx-Revival vielleicht etwas anders aussehen. Doch auch wer heute, wie nicht wenige universitäre Linke oder Politiker der bürgerlichen Mitte, den Kapitalismus anprangert, um sich selbst als kritischen Kopf zu verkaufen, verkennt die Bedeutung des Begriffs. Kapitalismus wurde von Marx nicht als wertender, geschweige denn moralisch aufgeladener Begriff konzipiert. Vielmehr ist er in strengem Sinne deskriptiv und beschreibt eine Gesellschaft, deren zentrales Funktionsprinzip auf dem Einsatz von Kapital beruht. Genau hier gilt es anzufangen.

Marx zufolge ist Kapital vor allem zweierlei: Ein Herrschaftsverhältnis und der spezifische Einsatz von Geld und Waren innerhalb der Gesellschaft. Anders als häufig angenommen, ist Geld für sich betrachtet ebenso wenig Kapital wie eine Maschine oder eine Fabrik. Kapital ist für Marx zunächst ein Produktionsverhltnis, das historisch betrachtet spezifisch für die bürgerliche Gesellschaft ist. Auf der einen Seite steht die Bourgeoisie. Sie ist im Besitz der Produktionsmittel in Form von Gebäuden, Maschinen und Land, hat Zugang zum Markt und verfügt über die nötige Bildung, sich auf diesem zu behaupten. Auf der anderen Seite steht das Proletariat. Es besitzt nichts außer seiner Arbeitskraft, die es auf dem Markt als Ware verkaufen muss, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Zwischen Bourgeoisie und Proletariat entsteht eine komplementäre Beziehung, innerhalb derer die Bourgeoisie die Herrschaft ausübt, da sie über die Ressourcen verfügt, den Zugang zu ihnen reguliert und ihren Einsatz kontrolliert.¹⁴ Der Zweck dieses Herrschaftsverhältnis ist vor allem die Aufrechterhaltung des zwischen Bourgeoisie und Proletariat bestehenden Ausbeutungsverhltnisses, innerhalb dessen den Arbeitern zwar das quivalent für den Wert ihrer Arbeitskraft gezahlt wird, nicht aber für die von ihnen darüber hinaus produzierten Werte (Mehrwert). Das Kapital und die es konstituierenden Formen von Herrschaft und Ausbeutung sind für Marx an die Industriegesellschaft gekoppelt, da nur diese den Klassenwiderspruch zwischen Bourgeoisie und Proletariat hervorbringt.¹⁵

In diesem Verhältnis hat vor allem die Linke lange das Hauptproblem der heutigen Gesellschaft lokalisiert, wenn sie es nicht heute noch tut. Der Kapitalismus ist aus dieser Sicht vor allem abzulehnen, weil er ungerecht ist; die Existenz von wenigen Reichen und zahlreichen Armen ist nicht Zeichen einer Korrektur zugänglichen Dysfunktionalität des Systems, vielmehr ist sie systemisch und insofern nur durch die Abschaffung des Systems zugunsten eines anderen zu beseitigen. In den G7- und vielen OECD-Staaten ist diese Kritik heute mit einer wesentlichen Schwierigkeit konfrontiert. Armut ist noch immer ein Problem, hat sich jedoch wesentlich verändert. Von Armut wird in den Industrienationen in der Regel dann gesprochen, wenn Menschen oder Haushalte über weniger als 60 % des Haushaltsnettoeinkommens verfügen, wodurch eine »der Würde des Menschen entsprechende Teilhabe am gesellschaftlich üblichen Leben«¹⁶ nicht mehr möglich ist. So gerechnet sind in Deutschland 15 % der Bevölkerung von Armut bedroht.¹⁷ Natürlich ist das ein Problem und natürlich sollten Arbeitslose, Menschen ohne Bildungsabschluss und Alleinerziehende (in der Regel Frauen) als besonders von Armut Betroffene über mehr Geld und Ressourcen verfügen. Auf Grundlage dieser Daten jedoch die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten zu behaupten, um damit die grundlegende Notwendigkeit gesellschaftlicher Umgestaltung zu behaupten, wie es zu Marx und Engels Zeiten möglich war, ist nicht länger realistisch. Um so zu argumentieren, muss Armut kreativ definiert werden, was gegenüber der absoluten Armut, in der über eine Milliarde Menschen leben, immer einen zynischen Beiklang hat, zumal das Argument mit jeder Verbesserung der sozioökonomischen Lage bislang armer Bevölkerungsteile (mit der freilich nicht zu rechnen ist) an Legitimation verliert.¹⁸

Das Problem des Kapitalismus ist heute wesentlich eher im zweiten Aspekt des Kapitals zu sehen. Das Hauptproblem wie viele Kritiker im Geld auszumachen, ist zwar eine so reduktionistische wie oberflächlich moralisierende Form der Kapitalismuskritik, allerdings auch nicht vollkommen falsch. Das Problem ist nur weniger das Geld, als die Art seiner Verwendung. Im Kapitalismus wird Geld in Kapital verwandelt, indem es zur Produktion von Waren verausgabt wird, die sich anschließend für mehr Geld verkaufen lassen, als zu ihrer Produktion notwendig war. Der Kapitalist kauft für sein Geld Maschinen, Rohstoffe und Arbeitskraft, bringt innerhalb des Produktionsprozesses Waren hervor und verkauft

diese für einen Betrag, der seine vorherigen Auslagen übersteigt (Mehrwert) und seine Quelle im vom Arbeiter geschaffenen Mehrwert hat.

»Dieses Inkrement oder den Überschuss über den ursprünglichen Wert nenne ich – Mehrwert (surplus value). Der ursprünglich vorgeschossene Wert erhält sich daher nicht nur in der Zirkulation, sondern in ihr verändert er seine Wertgröße, setzt einen Mehrwert zu oder verwertet sich. Und diese Bewegung verwandelt ihn in Kapital.«¹⁹

Kapital ist demnach Geld, dessen einziger Zweck darin besteht, sich durch eine Metamorphose zur Ware in noch mehr Geld zu verwandeln. Marx drückt dies in der kleinen Formel $G - W - G'$ aus, wobei der Strich über dem zweiten G die Differenz des späteren zum anfänglichen Geldbetrag markiert. Dieser Prozess hat zwei grundlegende Aspekte.

Das Ende der Formel ist der Auftakt einer neuen Bewegung des Kapitals, die dem gleichen Ablauf folgt und in weitere Wiederholungen mündet. Dies liegt vor allem an einer Eigenschaft des Geldes, die noch den Letzten, der behauptet, es sei die Inkarnation allen Bösen, eines Besseren belehren sollte. Geld hat im Gegensatz zu allen anderen Waren im Kapitalismus nur einen Gebrauchswert: Man kann damit tauschen. Wird Geld dauerhaft dem Tausch entzogen, ist es vollkommen nutzlos.²⁰ Die Bewegung des Kapitals stellt sich damit als endlose Reihung der kleinen Formel $G - W - G'$ dar, ist reiner Selbstzweck und potentiell endlos.²¹ Da der Kreislauf des Kapitals auch der Kreislauf der Produktion ist, wird im Kapitalismus auch diese zum Selbstzweck. Produziert wird weder für den Bourgeois noch den Proletarier, sondern für die Produktion selbst, insofern sie das Medium des Kapitals ist. Dieser Umstand führt zu so unscheinbaren wie folgenschweren Konsequenzen. Wie Marx betont kann alles als Kapital erscheinen: »Der Körper des Kapitals kann sich beständig verwandeln, ohne daß das Kapital die geringste Veränderung erlitte.«²²

Ebenso wie alles zu Kapital werden kann, ist es in einer zum Selbstzweck gewordenen Produktion gleichgültig, was das Kapital an Waren hervorbringt, sofern sie für genügend Menschen einen Gebrauchswert haben und sich verkaufen lassen, um den von Marx als Inkrement bezeichneten Überschuss über die ursprünglich investierte Geldsumme zu realisieren. Worum es in einer um das Kapital herum organisierten Gesellschaft geht, ist die Verwertung des Wertes – Bedürfnisbefriedigung

ist lediglich ein Nebenprodukt, ob es vielen oder wenigen zuteil wird, ist letztlich gleichgültig.²³ Der Kreislauf des Kapitals ist aus marxsscher Perspektive ein vollkommen sinnloser Zirkel, innerhalb dessen alles Mögliche sich als Kapital qualifizieren kann, um anschließend irgendetwas zu produzieren, dessen einziger Daseinsgrund in seiner Verkäuflichkeit besteht. Ob dies ein Impfstoff gegen Krebs, Pornohefte oder Landminen sind, ist von keinerlei Interesse. Da Marx' Theorie meist herangezogen wird, um soziale Ungleichheit zu erklären, die Kontinuität von Ausbeutung zu beweisen oder die Zyklizität ökonomischer Krisen darzustellen (die Liste ließe sich mit ähnlichen Themen fortführen), ist dieser Aspekt zwar immer angesprochen, nicht aber auf seine tiefere Bedeutung hinterfragt worden.²⁴

Richard Sennett stellt in seinem Buch »Der Flexible Mensch« Denis Diderot und Adam Smith gegenüber, die sich beide mit den Folgeerscheinungen kapitalistischer Arbeitsbedingungen für das Individuum beschäftigten und zu zwei vollkommen verschiedenen Thesen gelangten. Diderot behauptete, die mit maschineller Arbeit verbundene Wiederholung der stets gleichen Verrichtungen würde zu immer besserer Beherrschung dieser Tätigkeiten und dadurch zu einer Einheit von Geist und arbeitendem Körper führen, die dem Arbeiter das Gefühl von Kontrolle und Ruhe vermittele. Smith betonte demgegenüber, die zunehmende Arbeitsteilung innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise würde den Arbeiter zwingen, sich in immer kleinere Abschnitte des Arbeitsprozesses zu fügen und ihn zur steten Wiederholung stupider Tätigkeiten verdammen, was auf Dauer den Charakter zerstöre.²⁵

Geschichtlich betrachtet hat Smith sicherlich recht behalten. Den ganzen Tag etwa damit zu verbringen, stets die gleiche Platine eines Handys zu verlöten, dürfte kaum zu Ruhe und Selbstkontrolle, sondern nach kurzer Zeit zu Langeweile und Frustration führen. Aus diesem Grund gehen derartige Arbeiten häufig mit einem Gefühl von Ekel einher. Die von Smith und anderen Kritikern angeführten Routinearbeiten werden von den Betroffenen in den meisten Fällen als sinnlos und der eigenen Persönlichkeit vollkommen fremd erlebt. An dieser Stelle wird häufig mit dem Entfremdungstheorem von Marx argumentiert, um den Ekel des Arbeiters zu erklären. Arbeit im Kapitalismus bringt demnach drei Formen von Entfremdung hervor: vom Produkt der Arbeit, von der Arbeit selbst und schließlich von der eigenen Persönlichkeit.²⁶

Psychologisch betrachtet liegen Schädigungen vor, wenn ein Mensch infolge seelischer Probleme in seinen Lebensvollzügen so stark beeinträchtigt ist, dass es ihm schwer fällt oder gar unmöglich wird, ein normales Leben aufrecht zu erhalten. Moderne seelische Erkrankungen wie Depression oder Burnout sind allerdings bei Menschen, die einen von Routine geprägten Arbeitsalltag haben, weniger anzutreffen als bei Menschen, die in Berufen arbeiten, die sie jeden Tag vor wechselnde Anforderungen stellen. Ein Blick auf die Risikogruppen und -faktoren legt vielmehr das Gegenteil nahe und beschwört ein eigentümliches Paradox herauf. Eigentlich sollten Depressionen und Burnout-Erkrankungen vor allem jene Menschen heimsuchen, die in starkem Maße eintönigen Arbeitsabläufen ausgesetzt sind und weniger Menschen mit abwechslungsreichen Tätigkeiten. Es ist jedoch genau das Gegenteil der Fall.²⁷ Um dieses Paradox aufzulösen ist es notwendig, nicht voreilig zum Stereotyp überzugehen, die eigentlich Leidenden wären heute vor allem Grafik-Designer und Projektmanager, sondern den bereits angesprochenen, mit Routinearbeiten verbundenen, Ekel ernst zu nehmen und die Frage zu stellen, warum er offensichtlich vor psychischer Krankheit schützt.

Der Sinn einer Tätigkeit hängt nicht von der Frage ab, ob sie häufig wiederholt wird oder nicht. Das Verlöten von Handyplatinen ist vielleicht stupide, jedoch keineswegs sinnlos – schließlich können Menschen anschließend mit ihren Lieben telefonieren oder einen Krankenwagen rufen, wenn sie in Not geraten. Das Problem ist ein anderes. Die Arbeitsteilung, die Routine und Entfremdung machen die Selbstreferentialität des Kapitals und des kapitalistischen Produktionsprozesses fühlbar. Wer in der vom Taylorismus auf die Spitze getriebenen Zerstückelung des Arbeitsprozesses nur noch einen sich stetig wiederholenden Bruchteil der zur Herstellung einer bestimmten Ware notwendigen Arbeit ausführen muss und so von jeder Verbindung zum Arbeitserzeugnis und zur Arbeit abgeschnitten wird, spürt eindringend deutlich, wie gleichgültig die konkrete Dimension seiner Tätigkeit ist. Die Arbeit wird als leere Tätigkeit fühlbar, die ebenso gut genutzt werden kann, um das eine herzustellen wie das andere, die an diesem Ort ebenso gut eingesetzt werden kann wie an einem anderen. Die Entscheidung liegt nicht beim Bedarf, nicht bei irgendwelchen Fähigkeiten, geschweige denn Präferenzen – sie ist einzig diktiert durch die Logik des Kapitals. Zu dieser individuellen Wahrnehmung tritt eine gesellschaftliche hinzu. Arbeit besitzt idealer Weise eine sozialintegrative Funktion. Sie dient nicht nur dem Arbeiter, um

seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und dem Unternehmer, um seine Waren zu verkaufen, sondern spielt darüber hinaus eine gesellschaftliche Schlüsselrolle, insofern die produzierten Güter Menschen zugute kommen, die sie mehr oder weniger dringend brauchen. Auch wer einem mit so geringem Prestige verbundenem Beruf wie dem des Müllmanns nachgeht, leistet einen essentiellen Beitrag zur Gesellschaft, insofern ohne ihn bald Seuchen in den Städten ausbrechen würden und es wieder aussähe wie im Mittelalter. Diese gesellschaftliche Dimension der Arbeit wäre geeignet, der Stupidität von Routinetätigkeiten etwas entgegenzusetzen und Grundlage eines stolzen Selbstbildes zu sein, wenn sie nicht ebenso wie die individuelle Dimension von der Logik der Selbstreferentialität des Kapitals affiziert wäre. Zwar kann manch ein Arbeiter stolz darauf sein, eine gesellschaftlich unentbehrliche Tätigkeit auszuüben, doch spürt er zugleich, wie wenig seine Arbeit wirklich um das herum organisiert ist, was eigentlich ihren Zweck darstellen sollte. Der gesellschaftliche Zweck seiner Tätigkeit ist bloßes Nebenprodukt seiner Mühen, die unabhängig von seiner Zustimmung in die Verwertungslogik des Kapitals integriert werden. Diese Verschiebung des Zentrums von der sozialen Funktion zur Verwertungslogik wird vom Arbeiter als radikale Entwertung seiner konkreten Tätigkeit empfunden. Für das Unternehmen ist es vollkommen gleichgültig, ob er ein Müllmann oder ein Jongleur ist – es hat sich nur zufällig auf ersteres spezialisiert. Das Ziel der Müllabfuhr liegt nicht darin, den öffentlichen Raum sauber zu halten, sondern so effizient wie möglich Kapital zu verwerten.

Kapital wird eingesetzt, um Kapital hervorzubringen, um Kapital hervorzubringen, um Kapital hervorzubringen – eine end- und maßlose Bewegung, die keinerlei außer ihrer selbst liegendes Ziel verfolgt. Routine und Entfremdung prädestinieren den von Adam Smith beschriebenen Industriearbeiter, die Leere des Kapitals zu spüren und äußern sich in einem entsprechenden Ekel. Was sollte ein Mensch empfinden, wenn ein großer Teil seiner Tage sich daraus zusammensetzt, in ein Räderwerk gespannt zu werden, dessen Bewegung keinen jenseits der Aufrechterhaltung dieser Bewegung liegenden Sinn hat. Doch bei aller möglichen Kritik hat Routinearbeit doch einen Vorteil. Zum einen lässt sie kaum Illusionen darüber zu, ob die Arbeit ein Ort der Selbstverwirklichung ist, was dem Ekel eine realistische Komponente verleiht. Die Dinge zu sehen wie sie sind, erlaubt die Ausbildung von Strategien, um sich auch langfristig mit Situationen zu arrangieren, die nicht zu ändern sind. Zum anderen

(und dies ist der wichtigere Punkt) beruht Routinearbeit nur auf wenigen Fähigkeiten des Individuums, z.B. zum richtigen Zeitpunkt einen Knopf zu drücken, um eine Presse abzusenken oder Zahlenkolonnen in eine Datenbank einzuspeisen. Dadurch fragt sie nur einen kleinen Ausschnitt der Persönlichkeit als Arbeitskraft ab und lässt den anderen unangetastet. Der Charakter, das Aussehen oder das Sozialleben der Person bleiben außen vor und werden von der selbstreferentiellen Bewegung des Kapitals nicht erfasst. Dieses Arbeitsmodell ist schon heute ein Auslaufmodell und wird es in Zukunft in noch stärkerem Maße sein. Der Grund ist in der Entwicklung des Kapitals zu suchen.

DIE EXPANSION DES KAPITALS

Aus Sicht der marxischen Theorie ist das Kapital vor allem eine sich selbst hervorbringende und unterhaltende Bewegung ($G - W - G'$) mit kontingentem Inhalt. Dadurch ist es seinem inneren Wesen nach tautologisch, was mit Roland Barthes betrachtet gewichtige Konsequenzen hat:

»Man muß vermerken, daß darin eine kleine Kriegserklärung steckt [...]. Die Tautologie ist immer aggressiv. Sie bedeutet einen wütenden Bruch der Intelligenz mit ihrem Objekt. Sie ist die arrogante Androhung einer Ordnung, in der man nicht denken würde.«²⁸

Wenn das Kapital in seiner Selbstreferentialität tautologisch ist, wohnt ihm eine aggressive Dynamik der Sinnlosigkeit inne, die sich auf alles ausdehnt, was mit ihm in Berührung kommt. Insofern ist es in drastischer Weise komplexitätsreduzierend. Was zuvor ein multifaktorielles Phänomen war, wird durch den Zugriff des Kapitals in dessen so banalen wie wirkmächtigen Zirkel gezogen und auf einen einzigen Faktor hin ausgerichtet – die Verwertung. Zwar existiert das Denken nach wie vor, doch muss es sich mehr und mehr die Frage nach seiner Verwertbarkeit stellen lassen, wird in den Zirkel des Kapitals integriert und dadurch zu einer Ware, deren konkrete Bedeutung nicht von Belang ist.²⁹ Das Kapital setzt dem Denken kein Ende, reorganisiert es aber um seine zirkelförmige Bewegung herum und verwandelt es dadurch in Form ohne Inhalt. Mit Blick auf das Kapital lässt sich an dieser Stelle folgendes feststellen: Abgesehen von seiner vielbeachteten Eigenschaft, konstitutiv auf Ausbeu-

tung zu beruhen, besitzt es vor allem die Eigenschaft, alles, was mit ihm in Verbindung gerät, durch Integration in seine zirkelförmige Bewegung radikal seines konkreten Sinns zu entkleiden.

Um ermessen zu können, inwiefern diese Dynamik das Strukturprinzip der heutigen Gesellschaft ist, gilt es eine auf den ersten Blick verwirrende Frage zu stellen. Wie kapitalistisch ist der Kapitalismus? Wenn Kapitalismus der deskriptive Begriff für eine Gesellschaft ist, deren Funktionsprinzip in der Kapitalverwertung besteht, bedeutet dies nicht, dass es nichts außerhalb dieser Logik Liegendes gibt.

Marx unterscheidet zwischen konstantem und variablem Kapital. Ersteres sind vor allem Maschinen, Rohstoffe, Gebäude usw., Letzteres die Arbeitskraft der Arbeiter. Während das konstante Kapital seinen Wert nicht verändert, sondern teilweise (Maschine) oder komplett (Rohstoff) auf die produzierte Ware überträgt, besitzt das variable Kapital die einzigartige Fähigkeit, neuen Wert (Mehrwert) zu schaffen.³⁰ Für Marx war das Kapital existentiell an das Bestehen einer vor allem auf industrieller Produktion beruhenden Gesellschaft gekoppelt, wodurch nicht alles als Kapital in Frage kam, weder als konstantes noch als variables.

Als konstantes Kapital qualifizierte sich, was innerhalb industrieller Produktion verwertbar war, also ein bestimmtes Set an Maschinen, Räumlichkeiten und Ressourcen. Ein Grammophon beispielsweise war ein Luxusgegenstand, nicht aber konstantes Kapital, mit dem jemand einen Verwertungsprozess hätte initiieren können. Das variable Kapital war vor allem in seiner Eigenschaft gefragt, intelligent koordinierte Muskelkraft zu verkörpern, setzte sich also aus einer je nach Tätigkeit unterschiedlich proportionierten Zusammenstellung von Bildung und körperlichen Fähigkeiten zusammen. Freundlichkeit oder eine heitere Ausstrahlung waren Privatsache und ein Teil der Persönlichkeit, der nicht für die Verwertung als variables Kapital in Frage kam. Nette Menschen waren mit Sicherheit bei den Kollegen beliebter, konnten jedoch Loren keineswegs besser durch Stollen schieben, als jemand mit schlechten Manieren.

Wie in den vorherigen Kapiteln ausgeführt, ist die Trennung zwischen solchen Ressourcen, die sich als Kapital qualifizieren und solchen, die zu diesem Zweck nicht in Frage kommen, bei Marx zwar angelegt, jedoch logisch nicht stringent, da kein schlüssiges Unterscheidungskriterium angeboten wird, um eines vom anderen zu trennen. Als Kapital kommt potentiell alles in Frage. Kapitalismus wird aus diesem Grund von den

meisten Theoretikern nicht als fertige Ordnung interpretiert, innerhalb derer es nun einmal ums Kapital geht, sondern als fortschreitender Prozess, der immer mehr Dinge, Fähigkeiten und Lebensvollzüge in Kapital verwandelt. Ökonomisierung bedeutet keineswegs, es ginge nur noch ums Geld. Sie bedeutet vor allem, alles wird zu Kapital. Aufgrund der Eigenschaft des Kapitals, alles seiner Selbstreferentialität zu unterwerfen, ist dies ein Prozess, dessen Konsequenzen kaum überschätzt werden können, sind sie doch wesentlich gravierender als die Verliebtheit ins schöne Geld oder marktgerechte Selbststilisierung.

Eine klare Trennung zwischen Kapitalist und Arbeiter vorausgesetzt, betraf die auf der tautologischen Bewegung des Kapitals beruhende Gleichgültigkeit, welche Waren produziert werden, solange sie nur Mehrwert umsetzen, den Arbeiter zur Zeit des klassischen Kapitalismus nur bedingt. Als variables Kapital diente nur ein kleiner Teil seiner Persönlichkeit (ein Ausschnitt seiner intellektuellen und körperlichen Fähigkeiten) und konstantes Kapital besaß er nicht, da er Waren lediglich kaufte, um sie als Gebrauchswerte zu konsumieren. Die aus Sicht des Kapitalisten bestehende Beliebigkeit seiner Fähigkeiten und der konkreten Gestalt der von ihm produzierten Waren mochte den Arbeiter ärgern, da er sie als Verhöhnung seiner beschränkten Lebensumstände (nicht selten produzieren Arbeiter Dinge, die sie sich selbst nicht leisten können) sowie Entwertung seiner Arbeit und Person empfand. Doch die vom variablen und konstanten Kapital ausgehenden Zumutungen hielten sich auf dieser Schwelle in Grenzen und erlaubten durch Rückgriff auf entsprechende Strategien des Umgangs mit der Situation noch Abgrenzung.

Mit dem Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft begann sich der Ausdehnungsbereich des Kapitals rapide zu erweitern. Das Grammophon ist heute als Schallplattenspieler ebenso zum Kapital unzähliger DJs geworden, wie die Eigenschaft, freundlich lächeln zu können, eine selbstverständliche Erwartung an das Kapital eines jeden Verkäufers darstellt. Da es spätestens mit der Dienstleistungsgesellschaft nicht mehr möglich ist, die Arbeitskraft eines Menschen gegen dessen übrige Existenz abzugrenzen, Mensch und Arbeitskraft also koextensiv werden, wird die komplette Lebenswelt von der Logik des Kapitals erfasst. Als Kapital zählt nicht länger nur die einer gewissen Ausbildung unterworfenen Muskelkraft, vielmehr kann jede menschliche Eigenschaft durch ihre Integration in entsprechende Bereiche der Ökonomie zu Kapital werden. Zum Kapital gibt es keinerlei Distanz, ihm gegenüber ist keinerlei

ironische Betrachtungsweise möglich – denn das Kapital sind wir selbst. Und ließ es uns in Zeiten des klassischen Industriekapitalismus in vielen Aspekten unserer Persönlichkeit noch unangetastet, weil vor allem unsere Muskeln gefragt waren, gilt sein Zugriff spätestens heute unserer gesamten Persönlichkeit. Sehr früh bemerkt hat dies Pierre Bourdieu. Er plädierte bereits Anfang der Achtzigerjahre dafür, den Kapitalbegriff von seiner Bindung an das Ökonomische zu befreien, um zu einer genaueren Beschreibung gesellschaftlicher Mechanismen zu gelangen, die zwar nicht in der Sphäre der Ökonomie situiert sind, trotz allem aber der Logik des Kapitals gehorchen.³¹ Aus dieser Überlegung heraus stellte er dem klassischen ökonomischen Kapital das kulturelle und das soziale Kapital zur Seite.³²

Kulturelles Kapital wird von den Menschen durch Aneignung bestimmter Wissensbestände und Fähigkeiten erworben, setzt also eine Investition voraus, die vor allem in Lebenszeit und der Bereitschaft zur Ent-sagung besteht (die Kehrseite der Zeit). Es objektiviert sich in kulturellen Erzeugnissen wie Kunst oder Maschinen, deren Tücke darin liegt, nur von jenen genutzt werden zu können, die über entsprechendes Wissen verfügen. Schließlich institutionalisiert es sich in Titeln und Zeugnissen, die dem Träger bescheinigen, eine bestimmte Summe an kulturellem Kapital zu besitzen und ihn dadurch von der Mühe befreien, dies immer wieder aufs Neue demonstrieren zu müssen.³³ Bestand die Kränkung des Industriearbeiters darin, seine Kraft und körperlichen Fähigkeiten durch ihre Integration in die Selbstreferentialität des Kapitals entwertet zu sehen, tritt hier ein neuer Faktor hinzu. Spätestens mit der Verbreitung des Begriffs der Wissensgesellschaft dürfte deutlich geworden sein, wie recht Bourdieu hatte. Die notwendigen Kenntnisse, um heute auf dem Arbeitsmarkt zu bestehen, sind seit langem über die grundlegenden Fähigkeiten des Rechnens, Lesens und Schreibens hinausgewachsen, die vor hundert Jahren noch vollkommen ausreichend waren. Dies ist natürlich hoch erfreulich, macht es die Bevölkerung doch zumindest theoretisch schlauer, da sie in die Lage versetzt wird, sich durch Lektüre und kritisches Nachfragen ein eigenes Bild von den Dingen zu machen und sich aufgeklärt am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Andererseits unterwirft es den kompletten Gegenstandsbereich des kulturellen Kapitals, handle es sich dabei nun um die Werke Balzacs, die Fähigkeit, wundervoll Klavier zu spielen oder eine Doktorarbeit in Neurobiologie, der Dynamik des Kapitals. Zum einen wird das kulturelle Kapital zu einem Machtfaktor. Das ist

freilich nichts Neues, war Wissen doch schon lange vor dem Kapitalismus ein wesentlicher Faktor von Herrschaft. Zum anderen – und dies ist der wesentliche Punkt – wird alles im Bereich des kulturellen Kapitals liegende in die Selbstreferentialität des Kapitals hineingezogen, radikal von konkreter Bedeutung entleert und in Wert verwandelt, der sich ebenso gut in gänzlich anderen kulturellen Gütern verkörpern könnte. Dies ist z.B. deutlich am Geschehen in den immer stärker an Kapitalverwertung ausgerichteten Universitäten spürbar. Je deutlicher die Logik des Kapitals in den Vordergrund rückt, desto größer wird die Tendenz, das kulturelle Kapital zu akkumulieren und zum Produktionsfaktor zu machen. In vielen Dissertationen wird mehr zitiert als gedacht und die Themen sind in den meisten Fällen bereits vor Arbeitsbeginn passgenau auf ihre Verwertung zugeschnitten.³⁴ Sie wechseln mit der Mode und bereits junge Studierende legen ihre Schwerpunkte nicht selten bereits zu Anfang des Studiums mit Blick auf ihre künftige Durchschlagskraft als Kapital fest.

Die arbeitenden Menschen widerfahrende Entwertung nimmt mit der steigenden Bedeutung kulturellen Kapitals gänzlich neue Züge an. Kulturelles Kapital bedeutet einerseits die Verpflichtung, sich zu bilden, andererseits entzieht es Wissensbeständen systematisch ihren Inhalt, insofern vor allem ihre Verwertbarkeit im Kreislauf des Kapitals gefragt ist. Dass Bedürfnisbefriedigung im Kapitalismus nur eine Nebensache ist, bedeutet mit Blick auf das kulturelle Kapital, dass dessen konkrete Form gleichgültig ist, von den persönlichen Überzeugungen des Trägers (falls er solche überhaupt hat) unabhängig und ausschließlich auf den Zweck der Verwertung orientiert. Was früher ein bestimmter Bestandteil der Kultur war, z.B. Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« wird nun zu einem Wertzeichen, das beliebige Inhalte aus dem Bereich des Kulturellen subsumiert und sie dadurch einander äquivalent macht. Was arbeitenden Menschen in ihrer Eigenschaft, kulturelles Kapital zu verkörpern, innerhalb des Arbeitsprozesses entgleitet, ist die konkrete Dimension ihres Wissens, die für den Produktionsprozess zwar unentbehrlich ist, insofern sie selbigen vorantreibt und aufrechterhält, jedoch hinter dem Hauptzweck der Verwertung verschwindet, da dieser – zumindest potentiell – ebenso mit einer anderen Wissensressource betrieben werden könnte.

Soziales Kapital verkörpert sich in einem Netzwerk aus Beziehungen und Freundschaften, das seinen Mitgliedern bestimmte Ressourcen verleiht. Was diese Beziehungen von anderen unterscheidet, ist vor allem ihre

Eigenschaft, nicht auf persönlichen Neigungen oder Vorlieben, sondern auf einem berechnenden Nützlichkeitskalkül zu beruhen.³⁵ Sie sind das Produkt teils langwieriger Beziehungsarbeit und setzen die Kompetenz zur vermeintlich natürlichen Anbahnung und Aufrechterhaltung von Kontakten voraus, da solche Netzwerke vor allem von der Illusion leben, sie seien das Resultat spontanen, uneigennütigen Handelns, nicht aber kühler Berechnung. Neben dem kulturellen wird damit auch der soziale Bereich von der Dynamik des Kapitals erfasst. Die Folgen sind ähnlich. Die konkrete Freundschaft oder Beziehung ist Nebenprodukt des Verwertungsprozesses des sozialen Kapitals, in dem der Mensch als Individuum nur insofern zählt, als sich in seiner Person soziales Kapital verkörpert. Soziale Netzwerke sind an die Stelle von Beziehungsgeflechten getreten und entsprechend hoch ist die Bereitschaft der Mitglieder, sich vor dem Hintergrund der Verwertbarkeit nutzlos gewordener Beziehungen zu entledigen. Mit der stark zunehmenden Relevanz von Beziehungen in der heutigen Arbeitswelt verliert deren konkrete Gestalt ebenso an Bedeutung wie die spezielle handwerkliche Begabung des Proletariers oder die intellektuellen Vorlieben des Wissensarbeiters, insofern auch hier nur die Verwertbarkeit des sozialen Kapitals von Belang ist.

Zum kulturellen und sozialen gesellt sich in der jüngeren Zeit mit dem emotionalen eine weitere Form des Kapitals hinzu. Der Begriff emotionales Kapital wird in der wirtschaftswissenschaftlichen Betrachtung meist in einen unternehmensinternen und einen unternehmensexternen Bereich unterteilt, wobei ersterer die Gefühle der Mitarbeiter und Letzterer die dem Unternehmen seitens der Konsumenten entgegengebrachten Gefühle bezeichnet.³⁶ Prinzipiell ist es ganz einfach. Wer überzeugt ist, in einer duften Firma zu arbeiten, arbeitet gerne auch mal mehr und wird sich keinen anderen Job suchen. Wer eine bestimmte Marke für einzigartig hält, wird sich langfristig an sie binden und mit Freuden jedes neue Produkt kaufen. Doch die Wirtschaftstheorie macht hier den zweiten Schritt vor dem ersten, insofern emotionales Kapital zunächst einmal die Fähigkeit voraussetzt, eine bestimmte Weise des Fühlens zu kultivieren. Eva Illouz beschreibt den dazugehörigen Prozess folgendermaßen:

»In dem Maße, in dem die Persönlichkeit und die Emotionen zu neuen Formen der sozialen Klassifikation wurden, haben die Psychologen nicht nur dazu beigetragen, aus dem emotionalen Stil eine soziale Währung – also ein Kapital – zu ma-

chen, sondern auch dazu, eine neue Sprache des Selbstseins zu artikulieren, in der es darauf ankommt, von diesem Kapital Gebrauch zu machen.«³⁷

Ähnlich wie Bourdieu spricht auch Illouz den Herrschaftscharakter des Kapitals an, indem sie auf die Notwendigkeit verweist, über bestimmte emotionale Eigenschaften und Fähigkeiten zu verfügen, um eine gesellschaftliche Machtposition zu bekleiden, geht jedoch deutlich über diesen Aspekt hinaus, wenn sie auf den Gebrauch dieses Kapitals verweist, der neben dem Herrschaftsaspekt wie bei jeder anderen Art von Kapital in der Verwertung liegt. Und auch hier greift die in der Selbstreferentialität des Kapitals liegende Gleichgültigkeit gegenüber dem Konkreten. Solange das emotionale Potential der Mitarbeiter und Konsumenten geeignet ist, den Mehrwert zu erhöhen, ist seine konkrete Gestalt nicht von Belang und potentiell kann jede Firmenphilosophie ebenso schnell verändert werden, wie sie entworfen wurde. Waren Unternehmen früher hierarchisch geordnete Organisationen mit klarer Machtverteilung und erforderten seitens der Mitarbeiter die emotionale Bereitschaft, sich in von oben nach unten verlaufende Autoritätsstrukturen einzufügen, sind sie heute in Form von horizontalen Netzwerken organisiert und erwarten von ihren Mitarbeitern – wie es ein populärer Allgemeinplatz formuliert – sich als Teil einer großen Familie zu fühlen, die häufig unter dem Namen Team auftritt. Ebenso verändern Marken in kurzer Zeit vollkommen ihr Image – etwa wenn Jägermeister vom verdauungsfördernden Rentnergetränk zum hippen Clubgesöff wird oder bei Audi aus Familienkutschen plötzlich coole Mackerautos werden. Das konkrete Gefühl ist immer irrelevant, könnte auch vollkommen anders aussehen und wird dadurch von Belanglosig- und Bedeutungslosigkeit affiziert.

Was diese Dynamik weiter vorantreibt, ist die von Bourdieu hervorgehobene Eigenschaft der verschiedenen Kapitalsorten, untereinander konvertierbar zu sein. Soziales Kapital lässt sich z.B. in kulturelles verwandeln, weil das ihm zugrunde liegende Netzwerk wesentlich hilft, Kenntnis von bestimmten Diskursen und Zugang zu entsprechenden Institutionen zu erlangen. Kulturelles Kapital lässt sich anschließend wieder in ökonomisches verwandeln, etwa indem der Dokortitel genutzt wird, um einen guten Job zu bekommen oder sich selbstständig zu machen.³⁸ Die dem Kapital anhaftende Gleichgültigkeit gegenüber dem Konkreten geht durch die Konvertierbarkeit über die spezielle Beschaffenheit des Kapitals hinaus, da nun auch die Form des Kapitals selbst irrelevant

wird. Vom Kreislauf des Kapitals aus betrachtet ist eine Kapitalform so gut wie die andere, allenfalls besitzt die ökonomische den Vorteil, sich leichter reproduzieren und weiter geben zu lassen.

Ökonomisierung wird an diesem Punkt als Bewegung erkennbar, die weit über die anfänglich geschilderten Interpretationen hinausgeht, insofern sie vor allem in einer beständigen Ausweitung der Logik des Kapitals besteht. Dies bringt zweierlei mit sich. Zum einen bedeutet die Integration einer Sache, Fähigkeit oder Eigenschaft in den Kreislauf des Kapitals deren Reduktion auf ihre Verwertbarkeit. Wenn der Kreislauf des Kapitals als $G - W - G'$ selbstreferentiell und es dadurch gleichgültig ist, welche konkreten Inhalte in ihm zirkulieren, besitzt er die Eigenschaft, alles in ihm Gefangene von dessen konkreter Bedeutung zu trennen, insofern es nur noch als Träger von (Mehr-)Wert erscheint. Die einzige Form der Präsenz des Konkreten innerhalb des Kreislaufs des Kapitals ist seine Erscheinung als etwas, das zwar gerade eine bestimmte Form angenommen hat, ebenso gut aber auch anders beschaffen sein könnte. Mit Blick auf das (variable) Kapital fasste Fromm die durch den Kapitalkreislauf hervorbrachte Logik in dem Satz zusammen: »Ich bin so, wie ihr mich wünscht«³⁹. Die Schwierigkeit, dies in voller Tragweite zu erkennen, liegt in einem einfachen Umstand begründet. Die Beliebigkeit ist immer im Konkreten inkarniert. Wer sein Kapital, bzw., sich selbst, zu Markte trägt, stellt nicht zuvor dem Chef die Frage, wie er ihn gerne hätte. Ganz im Gegenteil wird er sich als Mensch verkaufen, der diese und jene Eigenschaften und Fähigkeiten besitzt und nur aufgrund dieser seiner Einzigartigkeit den Entschluss getroffen hat, sich bei diesem und keinem anderen Unternehmen zu bewerben. Doch die Beliebigkeit durchdringt diesen Akt auf zwei Ebenen. Auf der Ebene des Individuellen steckt er hinter der Antizipation verborgen, die dem Gespräch vorausgeht und üblicherweise darin besteht, sich durch Beschaffung entsprechender Informationen optimal auf das Bewerbungsgespräch vorzubereiten. Auf der Ebene des Allgemeinen liegt sie darin, dass hinter der konkreten Erscheinungsform, die sich als Einzigartigkeit zu verkaufen trachtet, ein allgemeiner Stil des Verhaltens und Empfindens steckt, der die zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Branche aktuelle und radikal der Fluktuation von Moden unterworfenen Version dessen verkörpert, wie man in diesem Bereich zu sein hat. Die Beliebigkeit ist damit eine doppelte.

»Voraussetzung für die Marketing-Orientierung ist innere Leere, das Fehlen jeder spezifischen Qualität, die unauswechselbar wäre, denn jeder bestimmte Charakterzug könnte eines Tages mit den Anforderungen des Marktes in Widerspruch geraten.«⁴⁰

Kapitalismus erweist sich dadurch als eine Ordnung, die einem schwarzen Loch ähnelt. In seinem Zentrum ist nichts als Leere und alles, was in dessen Anziehungskraft gerät, wird von jedweder konkreten oder individuellen Bedeutung entleert. Die Bedeutungen der heutigen Waren und Menschen sind letztlich nichts als zur Verwertung unerlässliche Simulakren. Ökonomisierung ist aus dieser Sicht eine gesellschaftliche Bewegung, die Schritt für Schritt jedes Bedeutungsverhältnis unterminiert, indem sie alles in eine Tautologie verwandelt – und genau darin liegt das eigentliche Problem der Ökonomisierung.

JEDER EIN KAPITALIST?

Der klassische Industriekapitalismus ist nicht – wie Marx annahm – die Vollendung der Logik des Kapitals; vielmehr hemmt er deren Entfaltung. Zum einen kann in einer Industriegesellschaft nicht ohne weiteres alles zu Kapital werden, da es immer Dinge und Aspekte menschlichen Daseins gibt, die sich industrieller Verwertung entziehen. Nicht alles ließ sich in konstantes Kapital verwandeln, da die klassische Industriegesellschaft einen konformistischen Lebensstil hervorbrachte, dessen konstituierende Norm davon lebte, bestimmte Vorlieben und Bedürfnisse zu exkludieren, um jenen Bereich legitimer Lebensführung zu schaffen, der mit dem Begriff bürgerlicher Lebensstil beschrieben wird. Als variables Kapital waren nur spezifische Fähigkeiten als Arbeitskraft gefragt, wodurch immer nur ein Ausschnitt menschlicher Lebensvollzüge zu Kapital wurde, der überwiegende Rest jedoch unangetastet und damit privat blieb. Die Tautologie des Kapitals und die mit ihr verbundene Unterminierung der Bedeutungsverhältnisse erfasste in der Industriegesellschaft nur einen Ausschnitt der materiellen Welt und der menschlichen Existenz, wodurch ihr stets ein Residuum der Nichtökonomie gegenüberstand, das den Menschen erlaubte, sie selbst zu sein.

Diese Grenze ist heute für das konstante wie das variable Kapital gefallen, da mittlerweile schlichtweg alles als Kapital dienen kann. Heute kann

ein erfülltes Sexleben ebenso variables Kapital sein, wie die Kenntnis der Werke Kants und Hegels. Das eine erlaubt, entspannt und ausgeglichen bei der Arbeit aufzutreten, das andere sichert eine Kommunikationskompetenz, die im Verkaufsgespräch ebenso glänzen kann wie im Hörsaal.

In der marxischen Theorie ist die soziale Welt in komfortabler Weise geordnet. Wie allgemein bekannt, interpretiert Marx die Geschichte als Geschichte der Klassenkämpfe. Der Kapitalismus hat gegenüber früheren Gesellschaftsordnungen wie dem Feudalismus jedoch die Eigenschaft, die Klassenstruktur der Gesellschaft zu vereinfachen, insofern die von ihm hervorgebrachte Industriegesellschaft zu ihrem Funktionieren vor allem das Proletariat und die Bourgeoisie benötigt, die sich mehr und mehr zu den Hauptklassen der Gesellschaft entwickeln und einander (im Idealfall) feindlich gegenüberstehen.⁴¹ Diese Gesellschaftsstruktur hat sich mit der im Zuge des Fordismus größer gewordenen Mittelschicht zugunsten einer höheren Komplexität verschoben, welche durch die mit der Dienstleistungsgesellschaft einhergehenden Identitätswürfe noch wesentlich verstärkt wird. Dies bedeutet nicht, es gäbe keine Armen und Reichen mehr in der Gesellschaft, ganz im Gegenteil. Während 27 % der Bevölkerung über keinerlei Vermögen verfügen, besitzen 10 % der Bevölkerung über 61 % des gesellschaftlichen Reichtums.⁴² Mit Blick auf die Einkommen aus Arbeit öffnet sich die soziale Schere ebenfalls in zusehendem Maße. Die Mittelschicht ist von 66 % auf 60 % der Gesamtbevölkerung eingebrochen, die Zahl der Menschen im Niedriglohnbereich stieg von 18 % auf 22 %.⁴³ Und auch Arbeit ist seit einiger Zeit kein Heilmittel gegen Armut mehr. Über 7 % aller Beschäftigten in Deutschland sind von Armut betroffen.⁴⁴

Es mangelt der Gesellschaft also keineswegs an Ausgeschlossenen und Deklassierten, zumal sich die Liste umfänglich erweitern ließe. Es besteht jedoch ein gravierender Unterschied zu der von Marx beschriebenen Gesellschaft. Marx zufolge befinden sich die Proletarier objektiv in der gleichen Situation – schlechte Bezahlung, miese Arbeitsbedingungen, Ausbeutung – wodurch sie im Klassenkampf zusehends zu der Erkenntnis gelangen, im gleichen Boot zu sitzen und ihnen die Lage ihrer Klasse schließlich zu subjektiver Erkenntnis wird.⁴⁵ Wenn den objektiv geteilten Lebensbedingungen und Interessen des Proletariats das Bewusstsein zur Seite tritt, einer gemeinsamen gesellschaftlichen Klasse anzugehören und dieses Bewusstsein von Anerkennung und Solidarität getragen wird, muss sich die Bourgeoisie warm anziehen. Der wesentli-

che Hebel linker Politik bestand deswegen stets darin, den sozial Benachteiligten den Weg von objektiv geteilten sozialen Bedingungen zur subjektiven Erkenntnis ihrer gemeinsamen Lage aufzuzeigen. Diese Politik krankte schon immer an der ihr innewohnenden Arroganz, besser als die Betroffenen selbst über deren Lage Bescheid wissen zu wollen, steht heute aber noch vor einem sehr viel schwerwiegenderem Problem. Mit der sozialen Diversifikation der Gesellschaft hat sich auch das soziale Gefüge stark verändert, wodurch es kaum noch objektive Bedingungen gibt, auf die linke Politik rekurrieren könnte, um ein politisches Subjekt hervorzubringen, das Träger gesellschaftlicher Umgestaltung sein könnte. Zu den Einkommensarmen gehören heute selbständige Tänzer ebenso wie Beschäftigte von Zeitarbeitsfirmen – ihre objektiven Bedingungen sind grundverschieden. Abhängig beschäftigt zu sein, kann ebenso bedeuten, in der Entwicklungsabteilung eines Spitzenkonzerns zu arbeiten wie die Toiletten eines Fast-Food Restaurant zu putzen. Das klassische Proletariat ist mit der Industriegesellschaft verschwunden und hat eine komplex geschichtete Gesellschaft hinterlassen, in der objektiv geteilte Existenzbedingungen nicht länger Garant menschlicher Gemeinsamkeiten und Grundlage von Solidarität sind.

Mit dieser Bewegung haben sich auch die Autoritätsstrukturen innerhalb der Arbeitswelt und der Gesellschaft grundlegend verändert. Waren Beschäftigungsverhältnisse früher in Form von vertikalen Hierarchien strukturiert und spiegelte sich diese Organisationsform in den meisten Familien wieder, insofern ihre patriarchale Funktionsweise zur (Re-)Produktionsstätte dieser Autorität wurde, sind die Beziehungen in Unternehmen und Familien heute grundlegend anders organisiert. Die meisten Firmen arbeiten mit flachen Hierarchien, Arbeit besteht häufig aus der Teilnahme an wechselnden Projekten und die klassische Familie ist ein Auslaufmodell, das verlängerter Adoleszenz, Lebensabschnittspartnerschaften und Patchworkarrangements gewichen ist. Wie alle Dinge hat dies positive und negative Seiten. Den patriarchalen Familienvater vermisst wohl niemand, die Einflüsterungen postmoderner Autorität haben jedoch durchaus ihre Tücken. Basierte die traditionelle Autorität auf klassischer Zurichtung des Über-Ichs durch eine Form von Zwang, die sich vor allem in der Aufstellung kausaler wenn-dann Beziehungen gefiel, fußt die postmoderne Autorität vor allem darauf, ihren Adressaten zum Komplizen zu machen und sich dadurch direkt in dessen Ich einzuschreiben. Wer heute der Anrufung der Autorität folgt, macht dies nicht im

verletzten Bewusstsein, sich unliebsamer Fremdbestimmung zu beugen, sondern ist überzeugt, Wünschen und Erwartungen zu entsprechen, die in der eigenen Persönlichkeit wurzeln und von anderen lediglich positiv verstärkt werden. Slavoj Žižek fasste diese Veränderung in der Ausübung von Autorität zusammen, indem er humoristisch darauf verwies, wo es früher geheißen hätte: »Wenn du nicht mit zu Oma kommst, dann...« würde es heute lauten: »Du weißt, wie sehr deine Oma dich liebt, aber du sollst sie natürlich nur besuchen, wenn du es selbst willst...«.⁴⁶ Wenn die Mitarbeiter von Firmen sich untereinander duzen, in Teamstrukturen mit flachen Hierarchien organisiert sind oder sich gar als Familie bezeichnen, versteckt sich dahinter mehr als nur eine neue ideologische Variante des klassischen Ausbeutungsverhältnisses.

Hinter den Veränderungen der Autoritätsstrukturen steckt eine vollkommen anders organisierte Struktur des Kapitals als sie in der Industriegesellschaft verbreitet war, die von wenigen Kapitaleigentümern gelenkt wurde, die Kraft ihres Monopols an Produktionsmitteln dem über nichts als seine Arbeitskraft verfügenden Proletariat die Bedingungen diktieren konnten. Mit dem Zusammenbruch dieser Ordnung weitet sich der Kreis derer, die über Kapital verfügen, stetig aus. Neben dem Eigentümer einer Fabrik (ein nur noch vereinzelt vorkommendes klassisches Besitzverhältnis), der mit seinen Maschinen und Arbeitern über konstantes und variables Kapital verfügt, gibt es heute zahlreiche andere Optionen, als Kapitalist zu agieren. Fußballer, Radiomoderatoren oder Ernährungsberater – sie treten alle als Kapitalisten auf, insofern ihre Arbeitskraft nicht zur Ausbeutung durch das Kapital bestimmt ist, sondern sie ganz im Gegenteil in ihrem Verhältnis zu sich selbst über ein Kapital verfügen, das sie durch Investitionen vergrößern und mit Blick auf Verwertung entsprechend einsetzen.

Mit dem Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft erodiert das den Kapitalismus bislang tragende geordnete Herrschaftsverhältnis. In der heutigen Gesellschaft ist die Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne Kapital schwierig bis unmöglich, da die Unterschiede graduell und nicht mehr dichotomisch sind.⁴⁷

Ein Unternehmensberater mag für eine Firma arbeiten, wird durch diesen Umstand aber nicht zum in Ketten liegenden Proletarier, insofern ihm stets die Möglichkeit offen steht, die Firma oder gar die Branche zu wechseln. Er ist keineswegs gezwungen, jede ihm angebotene Arbeit anzunehmen, vielmehr sind es die Mitarbeiter der Human Resources

Abteilungen, die unter Druck stehen, Menschen wie ihn ausfindig zu machen und langfristig an das eigene Unternehmen zu binden. Dies ist durch den Umstand bedingt, dass der geschilderte Berater zwar ein Angestellter ist, vor allem aber über immenses Kapital verfügt, das sich in seinem Wissen, Auftreten und Umgang mit Kunden widerspiegelt. Die klassische Struktur des Kapitals als $G - W - G'$ setzt sich bei ihm aus allen Investitionen in seine eigene Person zusammen, wozu er Geld in Bildung anlegt, soziale Netzwerke pflegt, Kulturveranstaltungen besucht, auf seine innere Ausgeglichenheit achtet und Sport treibt. Die daraus entstehende Ware (er selbst) verkauft er anschließend mit entsprechendem Gewinn auf dem Markt. In seiner Interaktion mit einer Beratungsfirma treten beide Parteien als Kapitalisten auf und es ist nicht möglich, eine einseitige Feststellung darüber zu treffen, wer hier wen als Kapital gebraucht, da dies ein wechselseitiger Prozess ist, der von beiden Seiten ausgeht und sich im Idealfall komplementär ergänzt. Ist der Berater für die Firma kein Kapital, wird sie ihn entlassen, ist die Firma für den Berater keines, wird er sich eine andere suchen.

Wie dieses Beispiel verdeutlicht, geht der Umstand, seine Arbeitskraft zu verkaufen, keineswegs automatisch mit Ausbeutung oder Unterdrückung einher und schließt auch nicht aus, gerade im Verkauf dieser Arbeitskraft als Kapitalist zu agieren. Doch wie verhält es sich im Fall von Menschen, die am unteren Ende der Gesellschaft leben? Nehmen wir als Beispiel einen bei H&M arbeitenden Leiharbeiter, der ca. 700,- netto verdient und zum Aufstocken durch Hartz IV gezwungen ist. Das Arbeitsamt verlangt von ihm, alles zu tun, um aus seiner unangenehmen Lage herauszukommen, sich also zu bewerben und die Attraktivität seiner Arbeitskraft zu erhöhen, etwa durch Aneignung zusätzlicher EDV-Kenntnisse oder Absolvierung von Vorstellungstrainings. Bewerbungskosten können dabei (zumindest theoretisch) ebenso wie Fortbildungen oder Fachliteratur als Werbungskosten abgesetzt werden. Die Bewegung ist der des Beraters ähnlich. Es wird Geld in die eigene Persönlichkeit investiert und diese anschließend als Ware zum Verkauf angeboten. Das Ziel besteht ebenso wie im zuvor geschilderten Fall darin, für den derzeitigen oder potentiellen Arbeitgeber attraktiver zu werden und durch diese erhöhte Nachfrage die Möglichkeit zur möglichst freien Anwendung des eigenen Kapitals zu erlangen. Allerdings handelt es sich hier um eine Geschichte des Scheiterns. Das Kapital des Aufstockers produziert kaum relevante Gebrauchswerte und erheischt aus diesem Grund auch nur

einen sehr beschränkten Tauschwert. Nur kann er sich nicht länger beschweren. Da ihm ein »unternehmerisches Selbst« (Bröckling) aufgenötigt wird, sitzt er mit dem erfolgreichen Berater plötzlich in einem Boot, auch wenn er sich nicht so geschickt zu verhalten weiß. An dieser Stelle greift die Mutter aller Kritikverbote: Wer sich selbst wie ein kleiner Chef verhält, hat kein Recht, andere mit Vorwürfen zu traktieren, nur weil sie in diesem Spiel besser abschneiden. Natürlich ist die heute weitverbreitete Behauptung, wer keine Arbeit habe, sei entweder zu faul oder dumm, perfide, insofern sie auf die Produktionsverhältnisse zurückgehende soziale Probleme in die Eigenverantwortung der Individuen transferiert, um auf diese Weise das Feld des Diskurses in gefahrlose Gefilde zu verschieben. Wäre sie aber vollkommen aus der Luft gegriffen, würde niemand mehr in ihr erblicken als einen schlechten Scherz.

Wie bei jedem Stück gut funktionierender Ideologie gibt es auch hier einen wahren Kern. Dieser liegt in einer folgenschweren Weiterentwicklung des Kapitalismus verborgen, die in den beiden geschilderten Beispielen bereits anklingt. Wird Kapitalismus mit Marx klassisch als eine in Proletariat und Bourgeoisie geteilte, vom Staat als ideellem Gesamtkapitalisten aufrechterhaltene, industrielle Klassengesellschaft verstanden, stellt sich die Frage, wie der Kapitalismus bis heute überleben konnte. Die Industriegesellschaft ist ebenso verschwunden wie das Proletariat und die Menschen legitimieren den Staat in (dem Verfahren nach) demokratischen Wahlen. Wie also konnte der Kapitalismus unter diesen Umständen bestehen bleiben? Es gibt zahlreiche theoretische Versuche, den Gedanken der Klassen- und mit ihm die Struktur der marxschen Industriegesellschaft zu retten, z.B. indem der Begriff Erwerbstätige an die Stelle des Proletariats rutscht oder die heterogene Gruppe der vom System Ausgestoßenen unter Begriffen wie Multitude zusammengefasst wird.⁴⁸ Der Grund für dieses Festhalten an der Grundstruktur der marxschen Klassengesellschaft liegt in einem sehr weit verbreiteten moralischen Irrtum begründet.

Die Begriffe Proletariat und Bourgeoisie sind zu keinem Zeitpunkt rein analytische Begriffe gewesen, die im Fall grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen hätten aufgegeben werden können, sondern waren stets auch moralisch geprägte Kategorien, die der Theorie einen Teil ihrer Legitimation verschafften. Der Proletarier wurde als Mensch imaginiert, der vom Leben geschlagen ist, gerade dadurch aber Authentizität und praktischen Lebenssinn verkörpert, zumindest solange er nicht

von der Ideologie verführt wird. Der Kapitalist war demgegenüber moralisch verkommen und in seinen zahlreichen Lebensgenüssen wie in einer realitätsfernen Blase gefangen, die ihn von sich selbst und anderen distanzierte.⁴⁹ Der Armut des Proletariers korrespondierte dessen Reinheit, dem Reichtum des Kapitalisten dessen Verkommenheit – der Klassenkampf zog sein Feuer nicht zuletzt daraus, dass er sich als Austragung der uralten Dichotomie von Gut und Böse inszenierte. Diese säkularisierte theologische Figur hält sich in vielen Teilen kritischer Theorie und Praxis bis auf den heutigen Tag.⁵⁰ Den Gedanken der Klassengesellschaft aufzugeben, bedeutet aus dieser Sicht weit mehr als die Verabschiedung einer atavistischen Analysekatégorie, da mit ihr ebenso eine wesentliche Grundlage zur moralischen Legitimation politischen Handelns verloren geht als auch das Gefühl, nicht nur im Recht zu sein, sondern obendrein das Gute zu verkörpern.

Wie die Beispiele des Unternehmensberaters und des Hartz-IV Aufstockers gezeigt haben, treten heute auch die Ausgebeuteten als Kapitalisten ihrer selbst auf. Die historische List des Kapitalismus liegt vor allem darin, den Klassengegensatz auf formaler Ebene zu beseitigen, indem er die Menschen zwingt, als Kapitalisten zu agieren. Genau das ist der tiefere Sinn hinter Formulierungen wie »sich gut verkaufen« oder »in eigener Sache unterwegs sein«. Dieser Gedanke ist vor dem Hintergrund des klassischen Verständnisses der marxischen Klassentheorie schwer zu fassen, weil er sowohl den Klassenkampf als auch dessen moralische Konnotation zu beseitigen scheint. Zudem ist es ein kränkender Gedanke, da es nun keine Seite des Guten und Wahren mehr gibt, in deren Mitte man sich wähen könnte.

Realistisch betrachtet sind solche Vorbehalte natürlich obsolet. Proletarier waren zu keinem Zeitpunkt der Erkenntnis der Wahrheit näher als andere und Kapitalisten amüsieren sich nicht weniger aufrichtig als alle anderen – sie trinken lediglich besseren Wein. Dass der Status des Kapitalisten heute jedem zukommt, ist aber keineswegs geeignet, die Problematik des Kapitalismus zu entschärfen. Das Gegenteil ist der Fall.

In einer aus Bourgeoisie und Proletariat zusammengesetzten Klassengesellschaft kann die Bourgeoisie, auch wenn sie den Staat an ihrer Seite hat, keineswegs machen, was sie möchte. Dies hat vor allem zwei Gründe. Erstens muss sie darauf achten, es nicht zu einer Revolution kommen zu lassen. Dies ist zweitens nicht auf dem Weg reiner Repression zu erreichen, da jedes politische System nur insofern existieren kann, als es auf

einem gewissen Maß an Konsens basiert, für das Unterdrückung eine gute Ergänzung aber kein Ersatz ist.⁵¹ Da der Widerstand des Proletariats die Stabilität des Systems gefährdet, muss er im Zaum gehalten werden, wobei klassischem Zwang verglichen mit Integration eine vergleichsweise geringe Rolle zukommt. Dazu muss den Interessen, den politischen Positionen und der Rhetorik des Proletariats entgegengekommen werden. Die Sozialgesetze Bismarcks, der Aufbau des Sozialstaates bis hin zu den bei allen Politikern beliebten Gesten der Volksnähe lassen sich in dieser Weise verstehen. Das Proletariat ist innerhalb des Kapitalismus aufgrund seiner Fähigkeit zur Mehrwertproduktion dessen zentrale Achse und wegen seiner politischen Unberechenbarkeit zugleich dessen Hemmschuh. Es ist die Verkörperung einer lähmenden Paradoxie, die beseitigt werden muss, um die kapitalistische Verwertung auf die Spitze treiben zu können (indem deren Antagonist aus dem Feld geräumt wird). Die Produktion des Mehrwerts ist keineswegs an die Existenz des Proletariats geknüpft. Gerade in einer primär auf Dienstleistungen beruhenden Ökonomie wie dem modernen Kapitalismus kann sie ebenso von Kapitalisten hervorgebracht werden, die ihr Selbst als Ware verkaufen.

In der traditionellen Klassengesellschaft wird der Proletarier ausgebeutet, hungert vielleicht sogar, doch gibt es einen sozialen Antagonismus, innerhalb dessen jederzeit mit ihm gerechnet werden muss, gerade wenn die Verelendung einen bestimmten Punkt überschreitet. Auch ohne Marx' These der objektiven Klasseninteressen zu teilen, lässt sich von divergierenden Interessen sprechen, insofern z.B. gänzlich unterschiedliche Standpunkte darüber existieren, was eine angemessene Bezahlung ist oder wie ein guter Arbeitsplatz aussehen sollte. Innerhalb einer Gesellschaft, die sich auf einen Punkt zubewegt, an dem alle Menschen in der Position des Kapitalisten sind, verschwindet dieser Widerspruch. Das bedeutet nicht, es gäbe keine Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern mehr. Doch gibt es eine grundlegende Veränderung in der Beschaffenheit dieser Konflikte. Ist eine zwischen Proletariat und Bourgeoisie ausgetragene Auseinandersetzung über die Standards am Arbeitsplatz immer auch ein Streit um die Machtverteilung innerhalb einer Herrschaftsbeziehung, verschiebt sich der Gegenstand, wenn die Auseinandersetzung zwischen zwei als Kapitalisten auftretenden Parteien geführt wird, zu der Fragestellung, ob die am Arbeitsplatz zur Verfügung stehenden Ressourcen ausreichend sind, um die jeweils definierten Ziele zu erreichen oder nicht. Was nicht mehr verhandelt wird, ist eine

antagonistische Sozialbeziehung. Dachte Marx, die Klassengesellschaft würde zur Revolution des Proletariats, diese zu dessen Aufhebung als Klasse und diese wiederum zur klassenlosen Gesellschaft führen,⁵² besteht die Strategie des Kapitalismus darin, die Aufhebung der Klassen innerhalb seiner eigenen Grenzen zu realisieren, indem alle Akteure in die Rolle des Kapitalisten gepresst werden.

Hinter dieser Verschiebung steht eine perfide Logik. Ist der Proletarier ein Mensch, der gute Gründe hat, die grundlegende Änderung der Gesellschaftsstruktur zu fordern, ist der Kapitalist unabhängig von seinem Erfolg auf dem Markt immer ein Komplize der Logik des Kapitals. An die Stelle zweier zumindest potentiell entgegengesetzter Klassen sind Menschen getreten, die in ihrer Performance als Kapitalisten erfolgreich oder erfolglos sind, wobei erstere Gewinn erwirtschaften und zweitere Verlust, zwischen beiden jedoch Einigkeit darüber besteht, es in der kapitalistischen Ökonomie mit der ultima ratio zu tun zu haben, so schlecht und ungerecht sie auch sein möge und sogar unabhängig davon, ob sie von ihren Protagonisten überhaupt befürwortet wird. Die einzige annähernd politische Forderung, die in einer solchen Situation noch erhoben werden kann, ist die nach gleichberechtigter Teilhabe am Erfolg.⁵³ Geht die Forderung nach Chancengleichheit von der Diagnose aus, es sei nicht allen Menschen in der Gesellschaft in gleicher Weise möglich, sich ihren Teil vom Kuchen abzuschneiden, wusste der Proletarier noch, dass er gar nicht eingeladen war. Zwar ist der moderne Kapitalismus noch immer ein Herrschaftsverhältnis, doch besteht selbiges nicht länger im Antagonismus zweier sozialer Klassen und geht nicht länger mit fixierten Subjektpositionen einher. Es ist ein flüssiges Verhältnis, das lose zwischen dem Oben und Unten einer Gesellschaft besteht, deren Mitglieder sich einig darüber sind, in einem Boot zu sitzen, da es keine Alternative gibt und die gleichermaßen darum ringen, sich als Kapitalisten zu behaupten.

Dies ist nicht nur politisch fatal, es bedeutet vor allem eine Ausweitung der Beseitigung von Bedeutungsverhältnissen. Innerhalb der klassischen Industriegesellschaft ist vor allem der Kapitalist von der Tautologie des Kapitals betroffen. Bei allem, was er verkauft, weiß er genau, wie gleichgültig die konkrete Gestalt der von ihm produzierten Waren ist und spürt, wie diese Belanglosigkeit ihm selbst und seinem sozialen Leben die Substanz entzieht. Der Proletarier muss sich zwar ebenfalls damit abfinden, jeden Tag seine Fähigkeiten für eine bestimmte Zeit in diesem Strudel verschwinden zu sehen – es gibt zwischen ihm und dem

Kapitalisten jedoch einen wesentlichen Unterschied. Das zwischen Proletarier und Kapitalist bestehende Herrschaftsverhältnis zieht der Reichweite der Tautologie eine Grenze. Wo der Kapitalist wenig oder keine Freizeit hat und an den leeren Zirkel des Kapitals gebunden bleibt, kann der Proletarier diesen jeden Tag verlassen, wenn die Arbeit vorbei ist und er nicht mehr als variables Kapital agiert. Dies gewährt ihm keineswegs ein schönes Leben, da er unter einem Herrschaftsverhältnis zu leiden hat, aus dem er sich selbst unmöglich befreien kann, eröffnet ihm aber die Möglichkeit, sich außerhalb der Fabrik in einem bedeutungsvollen sozialen Universum zu bewegen.

Löst sich die Klassenstruktur zugunsten einer Gesellschaft auf, in der jeder Mensch gezwungen ist, in der Rolle des Kapitalisten zu fungieren, geht dieses letzte Ressort von Bedeutung verloren. Wir bewegen uns auf eine Gesellschaft zu, innerhalb derer die Handlungen, Fähigkeiten und Eigenschaften eines jeden zu Kapital werden, da alle Menschen sich in derselben Subjektposition befinden. Die Omnipräsenz des Kompetenzbegriffs legt davon ebenso Zeugnis ab wie die aus dem Boden sprießenden Beratungs- und Coachingangebote. Durch die oben betrachtete Ausweitung des Kapitals in alle Bereiche entstehen zudem zahlreiche Verknüpfungen und Synergien, welche die Verbreitung der ihm eigenen tautologischen Logik beschleunigen. Wer heute an seiner Beziehungsfähigkeit arbeitet, um eventuell wieder eine feste Partnerschaft zu führen, arbeitet auch an seinem sozialen, kulturellen und emotionalen Kapital und hat nicht selten – sollte es mit der Beziehung dann doch nicht klappen – bereits dessen Transformation in ökonomisches Kapital vor Augen. Wer seinen Emotionen freien Lauf lässt, macht dies nicht selten mit Blick auf die Inszenierung seines Selbst, wer Kontakte zu Freunden hält, schießt auf deren Nützlichkeit und wer sich durch die Werke Aristoteles arbeitet, wird sie an geeigneter Stelle zu zitieren wissen. Diese Form des Nützlichkeitsdenkens ist eine vielerorts kritisierte Erscheinung der Moderne, entgegen der verbreiteten Meinung ist ihr jedoch nicht durch Gelassenheit, Entschleunigung oder eines der anderen heute propagierten Wundermittel beizukommen. Tolstoi hat in »Krieg und Frieden« eine sehr anschauliche Beschreibung der Einstellung geliefert, die dieser Haltung korrespondiert.

»Seine Pläne sorgsam zu durchdenken, das lag nicht in der Art des Fürsten Wasili. Noch weniger war er darauf bedacht, anderen Leuten Übles zu tun, um selbst einen

Vorteil zu erlangen. [...] In seinem Kopf bildeten sich fortwährend je nach den Umständen und je nachdem er mit diesem oder jenem in nähere Beziehungen kam, allerlei Pläne und Kombinationen, von denen er sich selbst nicht genauer Rechenschaft gab, die aber doch den gesamten Inhalt seines Daseins ausmachten. Und von solchen Plänen und Kombinationen waren in seinem Kopf nicht etwa nur einer oder zwei im Gang, sondern Dutzende [...] die Sache ging so zu: er kam mit dem einflußreichen Mann in Berührung, und in demselben Augenblick flüsterte ihm sein Instinkt zu, daß dieser Mann ihm nützlich sein könne, und nun näherte Fürst Wasili sich ihm, und sobald sich die Möglichkeit dazu bot, ohne alle Vorbereitungen, lediglich durch seinen Instinkt geleitet, schmeichelte er ihm, wurde mit ihm intim und sprach dann mit ihm von dem, was ihm am Herzen lag.«⁵⁴

Was Tolstoi beschreibt, ist die mit der Akkumulation von Kapital verbundene Empfindungsweise und der mit ihr einhergehende Umgang mit Menschen. Diese Haltung ist heute in allen Berufen, die mit dem Aufbau oder der Pflege sozialer Netzwerke verbunden sind, zum vorherrschenden Habitus geworden. Sie hat eine radikale Entleerung der Bedeutung von sozialen Beziehungen und Empfindungen zur Folge, die den tieferen Grund für verbreitete Aussagen wie »Besonders einsam fühle ich mich, wenn ich unter Menschen bin« oder »Ich kenne tausend Leute und kann doch mit niemandem reden« darstellt. Die Tücke liegt im systemischen Charakter des Problems. Da es in der Logik des Kapitals verwurzelt ist, kann es nicht durch gute Vorsätze oder den Aufbau alternativer Beziehungen kuriert werden. Die unseren Lebensvollzügen immer stärker anhaftende Gleichgültigkeit ist Symptom der als zunehmende gesellschaftliche Ausweitung der Logik des Kapitals zu verstehenden Ökonomisierung. Sie erfasst jeden Menschen und alle Dinge. Alles kann für jeden Kapital sein und ist potentiell immer schon bedeutungslos. Was auch immer wir in der Rolle des Kapitalisten tun, affiziert alles mit unseren Handlungen Verbundene mit Nichtigkeit.

Dieser gesellschaftlichen Bewegung sollte logisch betrachtet ein zunehmendes öffentliches Schweigen korrespondieren. Zum vorherrschenden Geräusch würden die Ticker der Börsen und das Gerede der Journalisten, die uns täglich mit den neuen Meldungen über das Schicksal des Dax und den aktuellen Dollarkurses beschallen – absolute Inhaltsleere. Doch dem ist keineswegs so. Ganz im Gegenteil wird die entleerende Bewegung der Ökonomisierung von einer Diskursproduktion auf allen Ebenen der Gesellschaft begleitet, die noch vor kurzer Zeit unvorstell-

bar gewesen und als störender Lärm betrachtet worden wäre. Nie gab es mehr Fernsehprogramme, Videos, Zeitschriften und Zeitungen.⁵⁵ Viele neue Medien sind hinzu gekommen, von Videospielen bis zum Internet. Zu keinem Zeitpunkt der Weltgeschichte dürfte das Ausmaß der gesellschaftlich zirkulierenden Informationen so riesig gewesen sein wie jetzt. Auf den ersten Blick sollte dieser Umstand optimistisch stimmen, ist es doch jedem möglich, sich die für seine Zwecke notwendigen Informationen zu beschaffen und auf ihrer Grundlage entsprechende Entscheidungen zu treffen. Wie ein näherer Blick zeigt, geht die Aufklärung heute jedoch keineswegs in die letzte Gerade und von Kants berühmten Diktum »Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen« sind wir weit entfernt.

Die heutige Diskursproduktion funktioniert zum überwiegenden Teil nach dem Talkshow-Prinzip. Themen tauchen auf, werden im Rahmen gewichtiger Inszenierungen besprochen und verschwinden ansatzlos wieder aus der Öffentlichkeit. Talkshows – unabhängig von ihrer politischen Provenienz und ihrem Niveau – machen nichts weniger als Informationen zu verbreiten oder die politische Mündigkeit der Bürger zu erhöhen, indem sie den Nachvollzug unterschiedlicher Standpunkte und deren argumentative Gegenüberstellung ermöglichen. Sie greifen Themen heraus, die auf Nachfrage hoffen dürfen, setzen eine Runde aus intellektuellen Statisten zusammen, die sie diskutieren und gehen zum nächsten Thema über. Durch dieses serielle Moment werden alle Themen einander gleichgestellt, jedes bekommt die selbe Sendezeit, den selben Sendeplatz und wird von den selben Menschen diskutiert. Alles ist gleich viel wert, alles ist gleich wichtig, alles wird mit demselben Geschwätz gewürdigt.⁵⁶ Den dadurch entstehenden Effekt kann jeder selbst z.B. durch die Frage überprüfen, wie hoch die Strahlungswerte in Fukushima mittlerweile sind oder wie es dem Ökosystem des Golfs von Mexiko nach der Explosion der Deepwater Horizon heute geht. Beide Ereignisse waren mediale Höhepunkte sondergleichen und wurden per Liveschaltung übertragen, um der mittlerweile zu Experten gewordenen Bevölkerung im Stundentakt den neusten Stand der Dinge mitzuteilen. Und irgendwann war es einfach vorbei und die Ereignisse hinterließen keinerlei ihrer Größenordnung entsprechende Konsequenz.

Die zuvor geschilderte Bewegung des Kapitals, zusammengesetzt aus einer permanenten Ausdehnung auf Menschen und Dinge und der schrittweisen Entleerung von Bedeutung im Zuge seiner tautologischen

Selbstbezüglichkeit, betrifft insbesondere auch den Medienbereich. Wird Information in eine Ware verwandelt, verändert sie radikal ihren Charakter. Von einer potentiell aufklärerischen Botschaft wird sie zu einer auf Verwertung zielenden Ware, deren konkrete Gestalt ebenso gleichgültig ist wie die aller anderen. Information und Gleichgültigkeit gegenüber dem Konkreten widersprechen einander fundamental, insofern erstere zwingend auf ihre Besonderheit angewiesen ist, um einen spezifischen Aussagegehalt befördern zu können. Als Ware zirkulierende Informationen verlieren diese Eigenschaft, zumal sie heute vielfach auch auf Seite des Adressaten vor allem in ihrer Eigenschaft rezipiert werden, kulturelles Kapital zu verkörpern. In den Medien zirkulieren aus diesem Blickwinkel nicht länger Botschaften, vielmehr sind sie Produktionsstätten von Diskursen, die vor allem der Ware Unterhaltung dienen, zu deren besseren Absatz sie jedoch gezwungen sind, Bedeutung künstlich zu erzeugen oder – wie Baudrillard sagen würde – sie als Simulakrum zu produzieren. Ein Simulakrum lässt sich einfach ausgedrückt als Simulation beschreiben, die der Verbundenheit mit ihrem Objekt verlustig gegangen und sich von diesem befreit zum Selbstzweck geworden ist. Es erzeugt Stimmungen, Gefühle, ist vielleicht gar Grund für Dissens, dabei jedoch von der Realität vollkommen abgelöst und nicht in der Lage, sie zu beeinflussen (sofern diese jenseits des Simulakrums überhaupt noch zugänglich sein sollte).

Die zunächst formulierte Vermutung, mit der Leere des Kapitals müsste ein sich ausdehnendes Schweigen einhergehen, erweist sich damit als richtig und falsch zugleich. Zwar wird die Ausdehnung des Kapitals im Rahmen der Ökonomisierung von einer geschichtlich einzigartigen Expansion der Diskursproduktion begleitet, allerdings ist diese selbst nur ein Element innerhalb des Kapitalkreislaufs und dessen Annullierung jeder Signifikanz in besonderem Maße ausgesetzt, da Information nur im Konkreten existieren kann. Durch ihre Integration in die Tautologie des Kapitals wird sie zu einer Form omnipräsenter Geschwätzigkeit auf Seiten der Sender und leerer Empfindung auf Seiten der Adressaten.

Ökonomisierung wird am jetzigen Punkt der Argumentation als doppelte Bewegung erkennbar. Zum einen besteht sie in der radikalen Entleerung der Gesellschaft von Bedeutung, indem sie zunehmend die Dimension des Konkreten beseitigt. Dieser Bewegung steht eine beispiellose Diskursproduktion gegenüber, die weder Botschaft noch Information hervorbringt, die Leere der Tautologie jedoch mit Simulakren füllt,

deren rasche Zirkulation seitens der Rezipienten freischwebende Gefühle produziert. Beide Prozesse stützen und forcieren sich wechselseitig. Die Leere wird verdeckt und ihre weitere Ausdehnung garantiert. Das Ausmaß der gesellschaftlichen Geschwätzigkeit ist aus diesem Grund ein guter Indikator dafür, wie weit die Entleerung der sozialen Bedeutungen schon fortgeschritten ist – die Diagnose ist entmutigend.

Die Klärung des Begriffs Ökonomisierung macht ein zentrales Problem unserer Gesellschaft erkennbar, das im Maße seines Fortschreitens immer weniger kompensierbar wird. Jede Gesellschaft strebt nach sozialer Integration, um ihr Bestehen zu gewährleisten und ist zu diesem Zweck gezwungen, den in ihr lebenden Menschen ein Sinnangebot zu unterbreiten, das sie zur Partizipation veranlasst. Natürlich unterliegt der von den Herrschenden suggerierte Sinn der Gesellschaft immer ideologischer Verzerrung, da es vor allem darum geht, jene Menschen einzubinden, die für die bestehende Ordnung entweder unentbehrlich sind oder im Gegenteil ihre Existenz gefährden könnten. Trotz dieser Verzerrung aber erweist sich der von den Mächtigen gegenüber dem Rest der Gesellschaft ins Feld geführte Sinn nicht als vollkommen fiktives Konstrukt. Jede soziale Ordnung hat ein Zentrum, um das herum sich die Produktion von Bedeutungsverhältnissen organisiert. In einer auf dem Gottesgnadentum beruhenden Monarchie geht alles auf die Figur des Königs und in ihm auf Gott selbst zurück und ist durchdrungen von Transzendenz. Jedes Geschehnis kann vor dieser Folie interpretiert werden und erlangt durch diesen Interpretationsakt eine nicht in Frage zu stellende Bedeutung, z.B. dass ein Attentat auf den König unvorstellbar ist oder die Unterdrückung der Bauern Ausdruck göttlichen Willens.

Das in der Analyse des Begriffs Ökonomisierung deutlich werdende Problem der hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften liegt darin, dass ihr Zentrum in der Verwertungslogik des Kapitals liegt und dieses Zentrum sich selbst aufhebt, anstatt in die Breite der Gesellschaft auszustrahlen. Wie gezeigt dreht die Verwertungslogik sich ausschließlich um sich selbst und verkörpert eine tautologische Kreisbewegung, die das Zentrum der kapitalistischen Gesellschaft in ein leeres Zentrum ohne eigene Bedeutung verwandelt. Von diesem Zentrum kann nichts anderes ausgehen als Bedeutungslosigkeit, die sich im Zuge der voranschreitenden Ökonomisierung schließlich bis in die letzten Peripherien des Sozialen erstrecken wird. Dachte Marx, der Kapitalismus würde seine Schranke im Widerspruch zwischen den ärmlichen Lebensbedingungen

des Proletariats und der stetigen Erweiterung der Produktion finden, die nicht in der Lage ist, die gesellschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen, hat sich diese Schranke durch die moderne Entwicklung des Kapitalismus heute verschoben. Die Schranke des Kapitalismus ist der Punkt, an dem die Leere seines Zentrums sich bis in die äußersten Ränder menschlicher Lebensvollzüge erstreckt hat und von ihm nichts übrig bleibt als ein riesiges schwarzes Loch, an dessen Boden jede Signifikanz in Nichts aufgelöst wird.

Der Kapitalismus stellt sich als eine Gesellschaftsordnung dar, die von allen bisher existierenden insofern grundverschieden ist, als sein Zentrum aus Leere besteht. Der Kapitalismus hat kein Thema, es geht schlicht und einfach um nichts. Dadurch ist es ihm unmöglich, den Menschen ein Sinnangebot zu unterbreiten. An dessen Stelle tritt mehr und mehr die Aufforderung zum Hedonismus durch Konsum, dessen Leere die Leere des Sozialen spiegelt und lediglich depressiven Hedonismus hervorbringt.⁵⁷ Ebenso wie er selbst leer ist, höhlt der Kapitalismus auch die in ihm lebenden Menschen innerlich aus, denen die Kontrolle über die Bedeutung ihrer Handlungen zusehends entgleitet, da sie sich im Nichts des Kapitalkreislaufs verlieren. Je weiter diese Logik sich ausbreitet, desto schwerer wird es, sie unter ideologischem Firnis zu verstecken, wie dick und schön er auch aufgetragen sein mag. Ebenso wenig wie die heutige Gesellschaft ihren Bürgern ein jenseits des Konsums liegendes Sinnangebot unterbreiten kann, ist sie in der Lage, einen Grund für ihr Bestehen anzuführen. Und genau in diesem Umstand liegt die Popularität des Begriffs der Leistungsgesellschaft begründet.

4. Leistung und Ideologie

DER KULT DES OBJEKTIVEN

Wer heute hinsichtlich der in den westlichen Gesellschaften hegemonialen Überzeugungen noch von Ideologie zu sprechen wagt, bekommt meistens eine Antwort wie die folgende. Als die Menschen früher an große Lehren und Erzählungen glaubten, gab es noch Ideologien, heute allerdings hat sich das erledigt. Wie Lyotard bereits in »Das postmoderne Wissen« betonte, ist an die Stelle des singulären Wahrheitsanspruchs früherer Doktrinen eine Pluralisierung der Sprachspiele getreten, die es nicht länger erlaubt, definitive Ansprüche auf Wahrheit zu formulieren. Wir sind stattdessen gezwungen, auf Letztbegründungen zu verzichten und müssen ertragen lernen, in einer permanenten intellektuellen Schwebelage zu existieren.¹ Nationalsozialismus und Kommunismus sind gleichermaßen gescheiterte Systeme und die heute existierenden Gottesstaaten nur eigentümliche Atavismen, die mit dem Fortschreiten der Geschichte schließlich in einer säkularen Gegenwart ankommen werden. Innerhalb dieser Logik erscheinen die westlichen Staatsordnungen als Systeme, die nach einem langen Leidensweg endlich im Zeitalter der liberalen Demokratie angekommen sind, das zwar nicht die Realisierung aller politischen Glücksversprechungen ist, allerdings frei von ideologischen Zumutungen und damit die beste aller denkbaren Ordnungen.²

Das Interessante an dieser Auffassung, die sich amüsanterweise ebenso als Erzählung verstehen lässt wie die von ihr verabschiedeten, liegt darin, mit welcher Eleganz sie sich durch Fremdattribution als Ausdruck einer politischen Entwicklung inszeniert, die in einem System angekommen ist, das für Ideologie keine Verwendung mehr hat. Der Trick dabei ist eine versteckte Negation, die durch den Ort der Aussage stillschweigend impliziert wird und dadurch nicht die Blöße riskiert, sich durch explizit-

te Formulierung verdächtig zu machen. Werden alle vergangenen mit- samt den aus der Reihe tanzenden politischen Systemen der Gegenwart als ideologische bezeichnet, kann dies nur ausgehend von einem Ort des Nicht-Ideologischen aus geschehen. Von diesem Punkt werden nüchterne Aussagen über alles jenseits seiner selbst getroffen und in dieser Nüchternheit – die es nicht nötig hat, einen Beweis anzutreten oder sich zu rechtfertigen – liegt das Nicht-Ideologische als Selbstevidenz für jeden offen zutage. Wie gut dies funktioniert, kann anhand der Verwandlung der Semantik des Begriffs Ideologie ermessen werden. Heute geht es nicht mehr darum, wer welcher Ideologie anhängt, geschweige denn darum, worin diese Ideologien inhaltlich bestehen – Ideologie ist immer und auf jeden Fall von Übel, da sie eine Verzerrung der Wahrheit darstellt, in deren vollem Besitz wir uns heute befinden.

Die dieser Anti-Ideologie korrespondierende Auffassung von Ideologie setzt sich aus mehreren Elementen zusammen. Ideologie gilt als (illegitime) Methode, Überzeugungen und Ideen zu verbreiten, indem sie als universell dargestellt werden (was die Verunglimpfung und Ausschließung anderer Standpunkte einschließt) und dadurch selbstverständlich erscheinen. Gemäß dieser Auffassung dient sie dem Zweck, die wahren gesellschaftlichen Zustände zu verschleiern, da sie aus sich selbst offensichtlich keine Legitimation generieren können.³ Die Abgrenzung von der Ideologie geht demnach nicht nur mit der Behauptung einher, Zugriff auf die Wahrheit selbst zu haben, sondern impliziert die Verkettung zahlreicher moralischer Ansprüche. Im System der Anti-Ideologie ist es nicht länger notwendig, die Bürger zu täuschen oder andere Standpunkte zu unterdrücken, noch geht es länger um Überzeugungen – vielmehr sprechen die Dinge für sich selbst. Vielleicht mögen sie nicht jedem gefallen, ja vielleicht gar niemandem, aber immerhin erscheinen sie unverhüllt und können dadurch einer demokratischen Diskussion zugeführt werden, an der sich alle auf Grundlage gleicher Informationen beteiligen können, bis eine konsensuale Lösung gefunden ist. Die anti-ideologischen Regime der heutigen Zeit warten aus dieser Sicht mit zwei Versprechungen auf – Wahrheit und Ehrlichkeit.

Dies kann z.B. an der Akribie festgemacht werden, mit der die Bloßstellung von Politikern betrieben wird, die ein wenig über die Stränge geschlagen sind. Ob gefälschte Dissertation, ein Darlehen beim reichen Kumpel, Sex auf Spesenrechnung oder Spendenaffäre, alles wird medial genüsslich seziiert und bis ins letzte Detail offen gelegt. Das ist mehr als

bloßer Voyeurismus, denn die Botschaft liegt vor allem im Subtext. Natürlich werden die Gebote von Wahrheit und Ehrlichkeit regelmäßig verletzt, doch in diesem Fall wird die staatliche Ordnung alles in ihrer Macht Stehende unternehmen, um der Verletzung ihrer Prinzipien Einhalt zu gebieten. Unehrllichkeit wird sogar dort bestraft, wo sie nicht einmal relevant ist. Ob, wie im Falle Guttenbergs, der Verteidigungsminister seine Doktorarbeit gefälscht hat, ist für die Ausübung seines Amtes offensichtlich gleichgültig, sonst wären nicht so viele Bürger mit seiner Politik so zufrieden gewesen. Trotz alledem hat er sich an den Grundsätzen von Wahrheit und Ehrlichkeit versündigt und in seiner Eigenschaft als öffentliche Person dadurch die Grundpfeiler der heutigen Ordnung in Frage gestellt. Nur sein Rücktritt konnte das Gleichgewicht wieder herstellen.

Slavoj Žižek hat die Anti-Ideologie in einem Interview als die schlimmste Form von Ideologie überhaupt bezeichnet.⁴ Die Ideologie des Stalinismus z.B. war denkbar einfach anzugreifen. Dass Massenerschießungen dem Wohlergehen der Bürger ebenso wenig dienlich waren, wie die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, dürfte auch durch die Größe der allerorten aufgestellten Stalinbilder nur schwer zu kaschieren gewesen sein. Wenn es Menschen gab, die loyal zu Stalin standen, so nicht, weil sie ihn als Heilsbringer verehrt hätten (auch wenn es wie immer einige Verwirrte gegeben haben dürfte), sondern weil die Sowjetunion der einzige kommunistische Staat der Welt und damit Träger einer Idee war, die es in ihren Augen wert war, sogar jemanden wie Stalin zu ertragen. Die Anti-Ideologie gibt sich diese Blöße nicht. Sie anzugreifen läuft immer darauf hinaus, ihr nachweisen zu müssen, sie sei ungeachtet ihres Selbstanspruchs ebenso eine ideologische Ordnung wie alle ihr vorhergehenden auch. So laufen die meisten Kritiken des Neoliberalismus in der Strategie zusammen, ihn dem klassischen Verständnis von Ideologie gemäß (womit man ihr übrigens in die Falle läuft, da sie sich auf eben dieses stützt) mit dem Vorwurf zu konfrontieren, er sei ein von wenigen Lobbygruppen, Parteien und Wirtschaftsunternehmen durch Machtmittel und Geld in den Vordergrund der medialen und öffentlichen Aufmerksamkeit gedrängter Diskurs, dessen zentraler Zweck einzig darin liege, die Menschen davon abzuhalten, ihre eigentlichen Interessen zu erkennen. Die Antwort auf diesen Vorwurf liegt klassischerweise im Verweis darauf, die Wirtschaftspolitik würde von demokratisch gewählten Parteien gemacht, deren Politik Ausdruck des gesellschaftlichen Mehrheitswillens sei und schon allein deswegen nicht ideologisch sein kann, weil sie

jederzeit durch eine andere ersetzt werden könne, indem die Bürger bei der nächsten Wahl ihr Kreuzchen an anderer Stelle setzten. Oft wird noch der Verweis auf die öffentlichen Bibliotheken hinzugefügt, in denen auch das Werk von Marx und Lenin zu haben sei, oder auf die Vielfalt der Zeitungslandschaft, die auch zahlreiche Publikationen umfasse, die keinen wirtschaftsliberalen Kurs verfolgen würden.

Die Vorwürfe sind richtig, dummerweise sind die Gegenargumente es auch. Und genau hier liegt das zentrale Problem und die eigentliche List der Anti-Ideologie. Indem sie das Ideologische zurückweist, um sich auf den Boden dessen zu stellen, was sie als Wahrheit und Ehrlichkeit inszeniert, konstruiert sie einen Raum von Wirklichkeit, jenseits dessen alles andere maximal eine fixe Idee ist. Sie lädt uns ein, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und überdeckt durch eben diese Einladung und ihren Gestus der Zurückweisung alles Ideologischen, dass die sogenannte Faktizität der Dinge selbst eine auf Machtpraktiken zurückgehende Konstruktion ist, nicht aber eine Form objektiver Realität, die sich durch einfache Betrachtung erschließt. Dadurch konstruiert sie einen Raum des Intelligiblen,⁵ für den sich nur Äußerungen qualifizieren, die auf die Objektivität der Dinge selbst zielen. Infolge dessen verwandelt sich jede Diskussion in einen leeren Diskurs, da einerseits zwar niemals ein abschließender Beweis für den Besitz der objektiven Wahrheit angetreten werden kann, andererseits jedoch jede Intervention in den Diskurs gezwungen ist, die Existenz dieses Beweises zu behaupten, um sich auf den Boden der Objektivität zu stellen, der den Zugang zum diskursiv Intelligiblen garantiert. Jeder darf z.B. behaupten, Nahrungsmittelspekulation würde den Welthunger verstärken, solange er versucht, einen objektiven Beweis für seine Behauptung vorzubringen. Genau dieser Versuch ist jedoch Garant der Wirkungslosigkeit seiner Aussage, denn ihm wird mit einem Gegenargument geantwortet werden, das auf anderen Rechnungen beruht und an die gleiche Objektivität appelliert. Wer aber schlicht und einfach feststellt, Nahrungsmittel seien ein Menschenrecht und sollten aus diesem Grund jeder Form von Spekulation entzogen werden, damit wir in einer Welt leben können, in der – und das wäre ja schon mal ein Anfang – immerhin alle Menschen etwas zu essen haben, wer solches fordert, ist ein Romantiker, ein Idealist – aber eben nicht mehr im Diskurs, da der normative Gehalt seiner Aussage sie zusammen mit deren Parteilichkeit in eine ideologische Aussage verwandelt. Und wer weiß, ob es überhaupt ratsam wäre, das normativ Gebotene zu tun? Vielleicht dient die Spekulation

in Wirklichkeit wichtigen Allokations- und Distributionsprozessen, ohne die alles noch viel schlimmer wäre? Der ideologische Charakter der Anti-Ideologie liegt demnach gerade in ihrer Behauptung, es gäbe eine Wahrheit und sie sei der Weg, zu selbiger unverdeckten Zugang zu erhalten. Das Normative, das Utopische, das Schöne, alles, was sich diesem Diskurs nicht unterwerfen kann oder will, wird von ihm an die Grenzen des Intelligiblen gedrängt und der Lächerlichkeit preisgegeben. Das Lachen aber ist eine wesentlich effizientere Methode, die Meinung des Anderen zu unterdrücken als das Gefängnis.

Wenn das Ideologische der Anti-Ideologie in ihrem Anspruch liegt, einen Zugang zur Wahrheit zu erschließen und diese zur einzigen Basis jedweden politischen Diskurses zu erheben, stellt sich die Frage, was dieser Haltung theoretisch entgegen zu setzen ist. Konnte klassischen ideologischen Regimen wie z.B. dem der DDR in Tradition des kantschen *sapere aude* vorgehalten werden, ihr Anspruch würde sich nicht mit der Wirklichkeit decken, der Verweis auf die Objektivität also als subversives Argumentationsmuster verwendet werden, stellt sich die Situation nun genau anders herum dar. Einer auf der Wirklichkeit fußenden Ordnung kann nur die Utopie entgegengestellt werden, wie es etwa die Globalisierungskritiker machen, wenn sie dem berühmten Spruch Margaret Thatchers »There is no alternative« ihr »Eine andere Welt ist möglich« entgegenhalten. Die Kraft dieses Einwandes ist zwangsläufig schwach, da sie sich gegenüber einer Ordnung, die Realität und Objektivität zur einzigen Norm des Diskursiven erhebt, nicht zu legitimieren vermag. Allenfalls kommt er als emotionales Supplement in Frage.

ANTI-IDEOLOGIE ALS HEGEMONIE

Die Entgegnung auf die Anti-Ideologie kann demnach nicht darin liegen, die von ihr entzauberte Welt wieder mit Magie aufzuladen. Vielmehr sollte sie in einem unbeeindruckten Achselzucken bestehen. Das Ideologische ist bei näherem Hinsehen nicht das Problem und dies zu beweisen denkbar einfach. Dies ergibt sich bereits aus einer einfachen erkenntnistheoretischen Überlegung, die vor allem durch den Poststrukturalismus in den Vordergrund gerückt wurde. Wenn wir durch die Sprache auf die Welt zugreifen, diese Sprache aber ein Kulturprodukt ist, ist die Welt immer schon kulturell überformt, anstatt sich in ihrem Wesen zu präsentie-

ren. Damit ist die Welt eine diskursiv hergestellte soziale Konstruktion, deren konkrete Gestalt wesentlich von denjenigen bestimmt wird, die Zugang zu den Schlüsselstellen sozialer Diskursproduktion besitzen.

Dieses einleuchtende Argument muss zunächst von einer verbreiteten Fehlinterpretation abgegrenzt werden, denn heute wird es häufig verwendet, um einen scheinbar so aufgeklärten wie toleranten Relativismus heraufzubeschwören, dessen primärer Verdienst darin liegt, jeder ernsthaften Diskussion den Boden zu entziehen. Dieser Relativismus entsteht, sobald die sozialkonstruktivistische Implikation des Arguments unzulässig radikalisiert wird. Wenn die Welt nichts als eine diskursive Konstruktion wäre, die aufgrund der Unzugänglichkeit des An-sich-Seienden nicht als Repräsentation verstanden werden darf (da dies ein Rückfall in den Objektivismus wäre), wiese sie als Konstruktion keinen Kontakt mehr zu irgendeiner Realität auf und könnte aus diesem Grund prinzipiell beliebige Gestalt annehmen. Terry Eagleton hält dieser Anschauung ein eindrückliches Beispiel entgegen, indem er einen Galeerensklaven beschreibt, der durch einfache Überlegungen zu der Schlussfolgerung gelangt, seine Arbeit sei die Hölle und er müsse sich aus seiner Situation befreien. Ausgehend von einer relativistischen Interpretation des Sozialkonstruktivismus macht er es sich allerdings ein wenig zu leicht, weil er sich einfach auf seine Erfahrung⁶ verlässt.

»In den verschiedenen Zielhäfen könnte der Galeerensklave durch irgendwelche Diskurstheoretiker, denen er begegnet, darüber belehrt werden, daß die Interessen, die er da gerade formuliert, in keiner Weise nur passive Widerspiegelungen seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit seien und daß er diese Tatsache gefälligst ernst nehmen solle. [...] Man könnte ihn vielleicht dazu bringen, zu verstehen, daß ›Unterdrückung‹ eine Frage des Diskurses ist [...].«⁷

Dieses Problem kommt vor allem durch die Tatsache zustande, dass die meisten heutigen Konstruktionstheorien von einem primär linguistischen Diskursbegriff ausgehen und sich dadurch auf geschriebene und gesprochene Sprache beschränken. Darin spiegelt sich nicht nur eine extrem idealistische Überschätzung des Geistigen – es läuft vor allem auf die absurde Behauptung hinaus, die Welt und die Menschen seien durch die magische Kraft sprachlicher Performativität konstituiert (und Gott sprach: »Es werde Licht!«).

Dass dies so einfach nicht ist, dürfte jedem klar sein, der sich schon mal mit dem Hammer auf den Finger gehauen hat. Der Schmerz ist keineswegs eine Konstruktion. Er kommt aus dem Innersten des Körpers selbst und verlangt nach Artikulation. Erst bei dieser fängt die Konstruktion an, die in lautem Schreien oder im sprichwörtlichen Zähne zusammenbeißen bestehen kann. Vor allem aber setzt sie bei den Verarbeitungsstrategien an, die wir bemühen, um den Vorkommnissen unseres Lebens einen Sinn zu verleihen. So kann ich entweder beschließen, von nun an nur noch die Handwerker ins Haus zu holen oder aber die Sache damit abtun, Späne fielen nun einmal dort, wo gehobelt würde. In einer von Baumärkten gepflasterten Gesellschaft mit omnipräsentem »Do it Yourself« Diskurs ist die Wahrscheinlichkeit für Letzteres deutlich höher. Was dieses einfache Beispiel verdeutlicht, ist folgendes. Die Welt kommt uns entgegen und bietet uns einen Sinn an, den wir anschließend interpretieren, wodurch die Welt und wir uns auf halbem Wege entgegenkommen – und erst das ist eine richtig verstandene soziale Konstruktion.

Der von Eagleton beschriebene Galeerensklave hat also gute Gründe, seine Situation als von extremer Unterdrückung und Ausbeutung geprägt wahrzunehmen; die Konstruktion ist in der Frage zu suchen, wie er Unterdrückung und Ausbeutung mit seinem sonstigen Leben und dem sozialen Kontext verknüpft. Er kann darin eine Strafe Gottes erblicken, aber auch einen guten Grund, die Mannschaft aufzuwiegeln und das Schiff zu kapern, kaum jedoch wird er in der Lage sein, die Tatsache zu negieren, sich in einem Unterdrückungsverhältnis zu befinden.

Ebenso beruht jede Gesellschaft auf einer ihr eigenen Struktur, die von den Bürgern wahrgenommen wird und deren Vorstellungen und Handlungen prägt. Diese Struktur erschließt sich jedoch nicht in Form objektiver Faktizität (die sie als soziale Struktur nicht besitzen kann), sondern als Anlass bestimmter diskursiver Interpretationsmuster, die ihr einen Sinn verleihen und sie in einen Kontext betten. Der Diskurs ist immer ein ideologischer, da er notgedrungen eine Form von »Überbau« konstituiert, ohne den die Gesellschaft für ihre Mitglieder nicht lesbar wäre und das Soziale keine Grundlage hätte. Aus dieser Sicht ist die Basis jeder Gesellschaft Ideologie, die dadurch von einem normativen Begriff (Verzerrung) zu einem deskriptiven wird. Wie der unter dem Hammer Schlag schmerzende Finger limitiert die Struktur der Gesellschaft jedoch den Radius der Ideologie, da nur bestimmte Ideologien dem Drängen der Strukturen verständlichen Ausdruck verleihen können. Anders als es aus

Sicht des modernen konstruktivistischen Relativismus erscheint, ist also nicht jede Ideologie zu jeder Zeit möglich. Je besser eine Ideologie die ihr zugrunde liegende Struktur des Sozialen rationalisiert, desto weniger ist die staatliche Ordnung zum Einsatz von Repression gezwungen.⁸

Eine derartige Auffassung des Diskurs- und Ideologiebegriffs wird vor allem von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe vertreten. Mit dem Begriff Diskurs bezeichnen sie im Gegensatz zu anderen poststrukturalistischen Autoren vor allem die Tatsache, dass die soziale Welt sich aus bedeutungsvollen Elementen zusammensetzt, die zueinander in Relation stehen und sich wechselseitig beeinflussen, was sowohl linguistische wie nicht-linguistische Elemente einschließt.⁹ Ideologie wird aus dieser Sicht zu etwas sehr umfassendem, da sie nicht nur bestimmt, wie über bestimmte Sachverhalte gesprochen und geschrieben wird, sondern sich in der Totalität der Gesellschaft niederschlägt und zu deren konstituierendem Faktor wird. Ideologie betrifft unsere alltäglichen Verrichtungen ebenso wie sie sich in den Veröffentlichungen der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft niederschlägt.

Setzt die Gesellschaft sich aus Elementen zusammen, die sich untereinander beeinflussen, aber voneinander verschieden sind, wäre sie ohne ein allen Elementen gemeinsames ordnendes Moment nicht mehr als ein riesiges Durcheinander. An diesem Punkt bringen Laclau und Mouffe den von Gramsci geprägten Begriff der Hegemonie ins Spiel. Gramsci ging davon aus, Staat und Zivilgesellschaft wären heute eng miteinander verschränkt, der Staat also anders als früher ein weit in die Gesellschaft reichender Akteur, was entscheidende Konsequenzen für die Ausübung von Herrschaft habe. War es früher möglich, durch einfache Repression zu regieren, umfasst der Staat heute zahlreiche Akteure mit unterschiedlichen Interessen, wodurch Herrschaft immer auf einem gewissen Maß an Konsens basieren muss. Soziale Akteure, die es verstehen, ihre Ideen zum alles verklammernden Konsens zu machen, hegemonisieren Staat und Gesellschaft und sind dadurch im Besitz der Macht.¹⁰ Laclau und Mouffe verstehen dies als Prozess, durch den ein leerer Signifikant, die differenten Elemente der Gesellschaft einander kompatibel macht, indem er sie sämtlich auf sich ausrichtet und ihrer Differenz dadurch ein Moment von Äquivalenz verleiht. Was zunächst unverständlich klingt, ist ein alltäglicher Prozess. Jede Gesellschaft besitzt eine Art Thema, an dem ihre Elemente sich orientieren, um sich miteinander zu etwas Größerem zu verketteln. So kann z.B. eine bestimmte Vorstellung von Freiheit zu

einem verbindlichen Prinzip werden, das (wie früher in den U.S.A.) in der Lage ist, sowohl Rockerbanden wie die Hells Angels als auch Mitglieder der konservativen Partei unter einem Dach zu versammeln und sie zu Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Der als Klammer dienende Begriff wird von Laclau und Mouffe als leerer Signifikant bezeichnet, weil er seine konkrete Bedeutung in dem Maße verliert, wie er zu einem allgemeinen Bezugspunkt für eine Vielzahl an sozialen Akteuren wird. Je mehr Menschen und Gruppen sich etwa um den Begriff Freiheit scharen, desto weniger wird dieser Begriff für sich betrachtet bedeuten – er verliert Signifikanz. Durch diesen Prozess bekommt die Gesellschaft zwar ein Zentrum und eine Ordnung, doch geht damit auch ein hoher Preis einher. Was der Subsumtion unter das vereinheitlichende Prinzip (leerer Signifikant) widerstrebt, wird ausgeschlossen und bildet das Jenseits der Gesellschaft, wie z.B. die Burakumin in Japan oder illegalisierte Flüchtlinge in Europa. Die Ordnung des Sozialen basiert also auf der Einführung zweier einander gegensätzlicher Bereiche, von denen einer das Innere der Gesellschaft umfasst, innerhalb derer die Menschen ein normales Leben führen und der andere das Äußere der Gesellschaft, in das jeder gestoßen zu werden droht, der von der sozialen Norm in intolerabler Weise abweicht, sei es durch Geburt oder individuelle Lebensführung.¹¹

Aus Sicht der Hegemonietheorie ist eine ideologiefreie Gesellschaft unmöglich, die Existenz von Ideologie konstitutiv für das Soziale selbst und im Gegensatz zur Auffassung der Anti-Ideologie auch nicht problematisch.¹² Vielmehr ist aus ihrer Sicht die Frage zu stellen, ob die bestehende Ideologie den Menschen in der Gesellschaft ein gutes Leben ermöglicht oder sie zwingt, unter Verhältnissen zu leben, die einem Großteil von ihnen die Möglichkeit zur Selbstbestimmung ihrer Existenz vorenthält. Eine gute Ideologie wirkt auf eine Ausrichtung des Sozialen hin, die möglichst vielen Menschen möglichst gute Lebenschancen verschafft und ist zu diesem Zweck auch bereit, das Soziale neu zu arrangieren, indem sie es um ein alternatives Prinzip herum ordnet. Dies entspricht einer Revolution, die sich hegemonietheoretisch betrachtet nicht nur durch Stürmung der Regierungsgebäude, sondern auch durch Rezentrierung des gesellschaftlichen Gravitationszentrums erreichen lässt, in beiden Fällen aber von einem demokratischen Prozess getragen ist. Doch kann Laclau und Mouffe zufolge nicht alles zum verklammernden Prinzip der Gesellschaft werden. Ein Wechsel vom Kollektivismus zum Individualismus ist z.B. nur möglich, wenn es innerhalb des Sozialen bereits

zuvor breitere Strömungen gegeben hat, die nach verfeinerten Optionen individuellen Selbstausdrucks gestrebt haben. Das Soziale lässt zahlreiche Möglichkeiten zur Konstruktion neuer Hegemonieverhältnisse zu, zieht den Optionen zugleich aber auch Grenzen, insofern nur in Frage kommt, was zuvor bereits (wenn auch im Kleinen) vorhanden war.

Gesellschaften sind in der Regel unter zwei Bedingungen in ihrer Stabilität gefährdet. Zum einen können sie um ein instabiles Hegemonieverhältnis herum angeordnet sein, zum anderen können sie der Hegemonie gänzlich ermangeln, wodurch sie in ein Vakuum geraten, das jede Form sozialer Ordnung aufzulösen droht. Der erste Fall tritt meistens ein, wenn in einer Gesellschaft gerade ein Umbruch stattfindet, weil die bis dahin hegemoniale Fraktion der Gesellschaft von einer anderen verdrängt wird und eine grundlegende Verschiebung des sozialen Kontextes stattfindet. In einem solchen Prozess gibt es eine gewisse Zeit, während derer die alte Ordnung noch nicht ganz verschwunden ist und die neue sich noch nicht vollkommen durchgesetzt hat.¹³ In dieser Zeit durchläuft die Gesellschaft eine Krise, insofern geltende Werte- und Normenmuster erodieren, die sich abzeichnenden neuen Muster aber noch nicht ausreichend durchgesetzt sind, um Grundlage des täglichen Handelns zu sein. Was eine solche Periode kennzeichnet, ist Unsicherheit. Was darf man noch sagen, wie soll man sich verhalten und wie wird es weitergehen? Doch in dem Maße, wie die neue Ordnung zur Durchsetzung und schließlich Hegemonie gelangt, verschwinden die Unsicherheiten. Das bedeutet keineswegs, die neue Gesellschaft würde allen gefallen, doch immerhin ist transparent, wie sie funktioniert und mit welchen Erwartungen an die Bürger sie einhergeht.

Der zweite Fall ist wesentlich komplizierter. Eine hegemoniale Ordnung kann auch obsolet werden, wenn die sie verklammernde Ideologie sich so weit vom »realen« Geschehen in der Gesellschaft löst, dass sie keinen Bezug mehr zu ihm unterhält und zur Farce wird. Dies ist der DDR passiert. Ihre Ideologie war schon immer einen Tick zu laut, um glaubhaft zu erscheinen, verlor ihre Fähigkeit zur Interpretation des Sozialen jedoch vollends, als sie auf den Wunsch der Bürger nach politischer und persönlicher Freiheit nicht anders zu antworten wusste, als durch Repression und den Abgesang längst verhallter kommunistischer Slogans. Dadurch entstand ein interpretatorisches Vakuum, das vom liberalen Diskurs der politischen Parteien der BRD gefüllt wurde und schließlich zur Wiedervereinigung führte. Wenn der hegemoniale Diskurs jedoch

obsolet wird und kein anderer Diskurs an seine Stelle tritt, steht die Gesellschaft vor einem gravierenden Problem, da sie ihre sozialintegrativen Mechanismen nicht mehr aufrecht erhalten kann, wodurch es zu einer sozialen Diffusion kommt, die im Extremfall in unorganisierter Anarchie mündet. Zum erstrebenswertesten Zustand überhaupt wird in dieser Situation Laclau zufolge Ordnung an sich,¹⁴ unabhängig davon, wie sie zustande kommt, wer sie zustande bringt und durch welche Politik. Und genau das ist heute die größte Gefahr.

DIE LÜGEN DER MELANCHOLIE

Ein Blick auf die heutige Gesellschaft zeigt die tiefe Krise der Ideologie. Klassische Themen der westlichen Demokratien waren bislang immer Begriffe wie Gerechtigkeit, Freiheit oder Partizipation. Diese Themen sind nicht von der Bildfläche verschwunden und werden öffentlich noch in starkem Maße mobilisiert, wenn es darum geht, bestimmte Entscheidungen durchzusetzen oder die nächste Wahl zu bestreiten. Wie stark ihre Aushöhlung vorangeschritten ist, lässt sich allerdings zuverlässig daran ablesen, in welchem Maße Wahlkämpfe zur Simulation von Politik geworden sind, die sich zusehends in der Konkurrenz von Lifestylefragen und Inszenierung von Personen auflöst.

Aus der Mitte der Gesellschaft stammende Untersuchungen wie die PISA-Studie haben, flankiert von breiter medialer Aufmerksamkeit, den Zusammenhang von sozialer Stellung, Bildung und anschließender (wenn überhaupt) Berufslaufbahn nachgezeichnet und den Mythos der Chancengleichheit stark erschüttert. Die Einführung von Hartz IV – entwickelt von einem verurteilten Wirtschaftskriminellen und dem Medien-Oligopol Bertelsmann – hat den Begriff soziale Gerechtigkeit in einen Schenkelklopfer verwandelt; die Sicherheitspakete des Innenministeriums und laxen Datenschutzbestimmungen bedrohen die individuelle Freiheit. In anderen Ländern Europas und den U.S.A. sieht es nicht besser aus – überall gibt es vergleichbare Maßnahmen und überall treffen sie auf Ablehnung durch die Bevölkerung.

Dies spiegelt sich mittlerweile auch in Umfragen wieder. Die auf Ergebnissen des Instituts für Demoskopie beruhende Studie »Das Unbehagen am Kapitalismus« bestätigt diese Diagnose. Der Begriff Kapitalismus wird vor allem mit Gewinnstreben (89 %), Gier (85 %), sozialer Ungleich-

heit (81 %) und Ausbeutung (77 %) assoziiert, mit Freiheit (27 %), Verantwortung (14 %) geschweige denn Gerechtigkeit (5 %) jedoch deutlich weniger. Die Ergebnisse fallen moderater aus, wenn statt Kapitalismus der Begriff Marktwirtschaft verwendet wird, jedoch sind bei Schlüsselbegriffen wie Freiheit (49 %) Verantwortung (35 %) und Gerechtigkeit (17 %) noch immer deutlich weniger als die Hälfte aller Befragten der Meinung, eine marktwirtschaftliche Ordnung könne sie garantieren. Zumal sind 66 % der Ansicht, Deutschland sei ein kapitalistisches System, während nur 15 % dem widersprechen und 19 % sich nicht festlegen können.¹⁵ Auch die renommierte Studie »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« des Bielefelder Soziologen Wilhelm Heitmeyer kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Ihr zufolge sind knapp 75 % der Menschen der Überzeugung, Ursache der Wirtschafts- und Finanzkrise sei das »kapitalistische Wirtschaftssystem«¹⁶ und bis auf ca. 5 % gehen sie davon aus, die Zahl sozialer Abstiege sowie der von Armut Betroffenen würde in Zukunft deutlich steigen.¹⁷

Die heutige (Anti-)Ideologie steht damit vor dem grundlegenden Problem, kaum noch jemanden überzeugen zu können. Dass niemand eine Alternative zu benennen vermag, verschärft diese Schwierigkeit wesentlich. Sprechen sich nur 16 % der Bevölkerung für eine grundlegende Veränderung der Wirtschaftsordnung aus, sind 23 % unschlüssig und die verbleibenden 61 % plädieren für deren Beibehaltung.¹⁸ Wie die angeführten Zahlen belegen, ist diese scheinbare Befürwortung des Systems mit Vorsicht zu genießen, beruht sie doch nicht auf der Überzeugung, in einer gut ausbalancierten sozialen Ordnung zu leben, sondern auf der heute weit verbreiteten fatalistischen Grundhaltung, Kapitalismus sei prinzipiell betrachtet zwar dysfunktional, leider aber alternativlos. Diesem Fatalismus steht die diffuse Hoffnung gegenüber, es könnte mit der heutigen Gesellschaftsform vielleicht doch noch klappen, wenn Blockaden aus dem Weg geräumt und ihr inhärente Defizite kompensiert würden. Doch je länger die Dinge bleiben, wie sie sind, desto mehr verliert sich diese Hoffnung und weicht dem Fatalismus, den sie eigentlich kompensieren sollte.

Es fehlt der Ideologie heute an Möglichkeiten, eine effiziente Hegemonisierung der Gesellschaft herzustellen, während zugleich keine Alternative existiert, die das entstehende Vakuum füllen und eine Umgestaltung der Gesellschaft herbeiführen könnte. Damit stecken wir mitten in einer Krise der Hegemonie, deren Ende nicht abgesehen werden kann, die sich

aber bereits heute in einer zunehmenden Diffusion der Gesellschaft und dem Versagen bestehender sozialintegrative Mechanismen artikuliert.

In einem anti-ideologischen System ist die Rede von der Leistungsgesellschaft eine der wenigen verbleibenden Optionen, das Soziale zu hegemonisieren. Das liegt vor allem in zwei Faktoren begründet. Zum einen lebt die Anti-Ideologie von der Negation. Sie besteht im wesentlichen darin, konkurrierende Ideen und Gesellschaftsentwürfe im Namen der Objektivität zu diskreditieren, als deren Verkörperung sie sich inszeniert.¹⁹ Zum anderen kann sie sich infolge dessen nicht auf ein positives Prinzip des Sozialen beziehen, das ihrer Logik entsprechend immer eine Verzerrung der objektiven Wahrheit darstellen und ihren Gültigkeitsanspruch unterminieren würde. Der Begriff Leistung kommt ihr in diesem Zusammenhang stark entgegen, insofern er mathematische Klarheit und Transparenz verspricht. Alles ist nur eine Frage der Berechnung. Wer leistet was, mit welchem Nutzen und zu welchem Preis und vor allem, wem steht welcher Teil des Kuchens zu? Ausschlaggebend ist, dass im Gestus der Anti-Ideologie auf ein fundierendes Prinzip des Sozialen verwiesen werden kann, das nicht im Widerspruch zu ihrem Anspruch auf Objektivität steht und doch geeignet ist, dem Handeln der Individuen einen gesellschaftlichen Sinn zu verleihen, um auf diese Weise die für jedes System konstitutive Sozialintegration herzustellen.

Das Bestreben, den Sozialstaat zu beschneiden, wird vor diesem Hintergrund als Flucht nach vorn lesbar, durch welche die Anti-Ideologie das Bestehen des Systems zu gewährleisten versucht. Der Sozialstaat fußt auf einem solidarischen Prinzip, das in (unter dem Strich) willkürlichen Normen und Werten verwurzelt ist und dadurch ihrer Logik folgend ideologischen Charakter besitzt. Durch das Leistungsprinzip und das Vertrauen in die Gerechtigkeit der Märkte wird diesen letzten Residuen der Ideologie die Objektivität der Dinge selbst entgegengesetzt. Egal wie selbige beschaffen ist – so die Botschaft – es gibt keine andere, ebenso wie die Gesetze der Naturwissenschaft unabhängig von unserem Willen existieren. Die einzige Aufgabe des politischen Handelns kann unter diesen Umständen darin bestehen, den objektiven Gesetzen des Sozialen zur Durchsetzung zu verhelfen.

Leistung ist nicht nur eine der wenigen ideologischen Optionen, die sich in den objektivistischen Gestus der Anti-Ideologie integrieren lassen, sie verspricht zudem eine höhere Gerechtigkeit, wodurch die derzeitige Form des Sozialen auf den ersten Blick zur besten aller Gesellschafts-

optionen wird. Berechenbare Leistung verspricht aus drei Gründen die Grundlage eines in jeder Hinsicht idealen Verteilungsprinzips zu sein. Erstens entspringt sie der Natur der Gesellschaft selbst und ist ihr nicht durch einen letztlich willkürlichen politischen Willen aufoktroziert. Das Soziale entwickelt sich seiner eigenen Dynamik gemäß und bringt aus sich selbst heraus das Leistungsprinzip als Zentrum hervor, an dem die Menschen sich orientieren können, um eine verbindliche Richtschnur sowohl für die Interaktion mit Anderen als auch ihre individuelle Lebensplanung zu finden. Durch seine Berechenbarkeit ist das Leistungsprinzip zweitens gerecht, da jeder bekommt, was ihm zusteht – sein Verdienst als Output in genauer Relation zu seinem Input steht. Und drittens ist es trotz seiner gesellschaftlichen Dimension in der Lage, den Menschen individuell gerecht zu werden, indem es jedem Einzelnen seinen Verdienst zurückspielt.

Aus dieser Sicht stellt sich die Frage, ob der Rückbau des Sozialstaates und die mit ihm verbundene Individualisierung von Verantwortung (für letztlich gesellschaftlich verursachte Probleme) ihren Grund wirklich in der neoliberalen Wirtschaftspolitik hat oder diese nicht selbst Ausdruck einer wesentlich tiefer liegenden Ursache ist. Die Kritik am Neoliberalismus ist berechtigt: Privatisierungen, Kürzungen von Sozialleistungen und Deregulierung der Märkte²⁰ sind für das Leben der meisten Menschen verheerend, da sie ihrer Subsistenzgrundlagen beraubt werden und der letzten Reste demokratischer Kontrolle ihrer Lebensbedingungen verlustig gehen. Zudem hat der Neoliberalismus die Tendenz, das Entstehen autoritärer politischer Systeme zu begünstigen, da die von ihm hervorgerufene soziale Desintegration nur durch ein starkes Durchgreifen der Staatsmacht kompensiert werden kann.²¹

So verführerisch diese Argumentation ist, so sehr sie auch die Tatsachen auf ihrer Seite zu haben scheint, sollte die Schnelligkeit, mit der sie bei jedem gesellschaftlichen Missstand Verursacher (multinationale Konzerne, die Finanzmärkte...), Problem (der Neoliberalismus) und Gegenmittel (Tobinsteuer, Regulierung der Finanzmärkte...) benennt, doch skeptisch stimmen. Die klassische Kritik am Neoliberalismus suggeriert, mit dessen Verschwinden würden sich die Dinge schon zum Besseren wenden, auch wenn heute noch keinerlei Vorstellungen existieren, wie es aussehen könnte. Bei genauer Betrachtung aber ist der Neoliberalismus nichts anderes als eine der vielen Strategien der Anti-Ideologie. Privatisierung bedeutet Beendigung der staatlich vermittelten Solidarität, z.B. der

Möglichkeit, zu einem erschwinglichen Preis eine Fahrkarte für den Bus kaufen oder im Falle von Armut medizinische Versorgung in Anspruch nehmen zu können. Kürzungen von Sozialleistungen beenden die gesellschaftliche Umverteilung zugunsten der Schwachen und Deregulierung der Märkte befreit diese endlich von ihnen fremdem Einflussfaktoren. All dies ist nichts anderes als die konsequente Umsetzung der anti-ideologischen Strategie, alles nicht auf dem Boden der (durch sie konstituierten) Objektivität Fußende im Namen der Befreiung von ideologischen Atavismen zu beseitigen. Der Neoliberalismus ist nicht mehr als der reine Ausdruck der Anti-Ideologie und wird nicht verschwinden, wenn selbige bestehen bleibt. Und genau hier liegt der Fallstrick vieler politischen Initiativen, die sich gegen den Neoliberalismus zu stellen versuchen. Sie lassen sich von der Anti-Ideologie auf deren objektivistischen Boden und in nicht endende Diskussionen ziehen, innerhalb derer sie den nicht widerlegbaren Beweis dafür zu erbringen versuchen, wie schädlich die heutige Wirtschaftsordnung ist – ohne dabei zu bemerken, wie sie durch diesen Wechsel des diskursiven Terrains genau von jener Logik assimiliert werden, die zu bekämpfen sie ausgezogen sind.

Doch das Leistungsprinzip steht vor einem grundlegenden Problem. Wenn – wie bereits ausgeführt – in England eine gesellschaftlich so angesehene Berufsgruppe wie Werbefachmänner durch ihre Arbeit proportional zu jedem Pfund ihres Lohns 11,5 Pfund auf gesellschaftlicher Ebene zerstören, während ein Müllmann der Gesellschaft für ein Pfund seines Lohns 12 zurückgibt²² und sich Beispiele wie dieses überall in Europa und den sonstigen industrialisierten Staaten finden lassen, dürfte niemand mehr willens sein, an die Existenz eines gerechten Leistungsprinzips zu glauben. Was umgangssprachlich als Leistung verstanden wird (sich anstrengen, der Gesellschaft dienen, dafür entsprechende Anerkennung erhalten), spielt im Kapitalismus keine Rolle.

Sogar die FDP hat mit ihrem Slogan »Leistung muss sich wieder lohnen« das Leistungsprinzip verabschiedet. Allerdings legt sie den Akzent weniger auf dessen Verschwinden als die Betonung der Möglichkeit, wieder zu einer mit allen bereits geschilderten Vorteilen versehenen Leistungsgesellschaft zurückzukehren. Auf den ersten Blick mag dies merkwürdig anmuten. Auch wenn es nach dem Bankrott der großen teleologischen Systeme der Geschichtsphilosophie von Hegel und Marx nicht möglich erscheint, der Geschichte eine eindeutige Entwicklungsrichtung zu unterstellen, da sie offensichtlich nicht zu einer schrittwei-

sen Entfaltung der Vernunft führt und der Kapitalismus die ungeahnte Fähigkeit besitzt, noch die ihm entgegengebrachte Kritik in eine Ware zu verwandeln, dürfte trotz allem klar sein, wie gering die Aussichten restauratorischer Politik sind. Es wird in Europa keine Monarchie mehr geben, die ihren Namen verdient hätte, ebenso wenig wie wir zur Agrar- oder Industriegesellschaft zurückkehren werden. Die mit Aufgabe der Teleologie einsetzende Erkenntnis, Geschichte würde nicht »vorwärts« verlaufen, bedeutet keineswegs, die Entwicklung der Gesellschaft sei ein keinerlei Gesetzmäßigkeit unterworfenen Prozess und könne deswegen ebenso gut an Vergangenes anknüpfen wie sich in andere Richtungen entwickeln.

Slogans wie »Leistung muss sich wieder lohnen« (oder irgendetwas anderes müsse wieder irgendwas) haftet immer ein gewisser Fatalismus an. Im Grunde dürften auch die meisten Mitglieder der FDP wissen, wie aussichtslos ihr Vorhaben der Restauration ist. Das Leistungsprinzip ist aus gesellschaftlicher Sicht bankrott. Niemand glaubt wirklich, man müsse sich nur anstrengen, um, vielleicht auch spät, die Früchte seiner Mühe einzustreichen. Schulabgänger ohne Lehrstelle, arbeitslose Absolventen geisteswissenschaftlicher Studienfächer oder Menschen über 50 auf Beschäftigungssuche – sie alle können ein Lied davon singen, und auch wer Arbeit hat, macht nur selten die Erfahrung, Anstrengung würde sich auszahlen. Wie also soll das Leistungsprinzip länger dazu dienen, die Gesellschaft zu verklammern, indem es – mit Laclau und Mouffe gedacht – als Bezugspunkt für die Heterogenität des Sozialen (leerer Signifikant) fungiert?

Die Lebendigkeit des Leistungsprinzips speist sich paradoxerweise genau aus diesem Widerspruch zwischen seiner diskursiven Omnipräsenz einerseits und faktischen Inexistenz andererseits. Der FDP-Slogan erlaubt eine schlüssige Aufklärung dieses Paradoxons. »Leistung muss sich wieder lohnen« formuliert auf impliziter Ebene zwei Thesen zur Gesellschaft. Erstens ist Leistung objektiv vorhanden, sie existiert als Prinzip und kann aus diesem Grund, bei entsprechendem politischem Willen, auch zur Geltung gebracht werden. Zweitens – und dies ist die Kernaussage – ist das Leistungsprinzip aus einem nicht näher bezeichneten Grund verschüttet oder bis zur Unkenntlichkeit verzerrt worden. Da es sich hier um eine implizite Aussage handelt, kann dieser Grund in jedem beliebigen Sachverhalt gesucht werden. Innerhalb der anti-ideologischen Strategie ist die erste Zielscheibe natürlich alles auf dezidierten

Normen und Werten Beruhende wie z.B. der Sozialstaat, auf Umverteilung zielende Steuersysteme oder Antidiskriminierungsrichtlinien. Sie stellen sich sämtlich der aus der Logik des Sozialen entspringenden Dynamik entgegen und verhindern deren Entfaltung. Der Grund für das beklagte Scheitern der Leistungsgesellschaft kann aber auch – und hier schlägt der Diskurs eine gefährliche Richtung ein – in der Anwesenheit von Menschen und Gruppen liegen, deren Existenz und Lebensweise als sozial destruktiv bewertet wird. Dies geschieht etwa, wenn es politisch vorgezogen wird, illegalisierte Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken zu lassen, als ihnen die Einreise nach Europa zu gewähren oder Arbeitslose für die maroden Staatsfinanzen verantwortlich gemacht werden.

Die geschichtliche Ironie der heutigen Zeit liegt darin, dass ihr einerseits der Antikommunismus bis ins Mark reicht, sie aber andererseits in aller Regelmäßigkeit Diskurse hervorbringt, die denen des Vulgärmarxismus strukturell bis aufs Haar gleichen. In seinem Roman »Sonnenfinsternis« schildert Arthur Koestler das Schicksal eines sowjetischen Kommunisten, der zur Zeit der stalinistischen Schauprozesse konterrevolutionärer Umtriebe beschuldigt, ins Gefängnis gesteckt und schließlich hingerichtet wird.²³ Was den überzeugten kommunistischen Protagonisten Rubaschow in den Augen seiner Ankläger zu einem Konterrevolutionär macht, liegt nicht in den seinen Handlungen zugrunde liegenden Intentionen begründet; vielmehr entspringt es den objektiven Konsequenzen seiner Taten, auch wenn diese mit den besten Absichten vollbracht wurden. Die Geschichte besitzt eine ihr eigene objektive Logik, die mit den wissenschaftlichen Mitteln des Marxismus-Leninismus durch die Partei erkannt werden kann und der es unabhängig von persönlichen Vorlieben oder Abneigungen zu folgen gilt, um nicht wider willens zu einem Verräter an der Sache zu werden. Die Gesetze der Geschichte liegen nicht in der Hand des Menschen – er hat lediglich die Aufgabe, ihnen zu dienen oder kann sie in besonders günstigen Augenblicken zu seinem Vorteil nutzen. Der französische Philosoph Merleau-Ponty schrieb in seiner Interpretation des koestlerschen Romans:

»[...] politische Handlungen dürfen nicht nach der Bedeutung beurteilt werden, die das moralische Agens ihnen beimißt, sondern nach der, die sie im geschichtlichen Zusammenhang und in der dialektischen Phase gewinnen, in der sie entstehen.«²⁴

Die geschichtliche Bedeutung individueller Handlungen fungiert als deren objektive Dimension und ist das zentrale Kriterium ihrer moralisch-ethischen Einschätzung. Mit dieser Argumentationsfigur und der Kolonisierung der Erkenntnis durch den Marxismus-Leninismus der KPDSU hatte der kommunistische Diskurs seinen absoluten Tiefpunkt erreicht, indem er die Dynamik der Dialektik der Mechanik opferte und dadurch den Terror gebar.

Die Struktur des anti-ideologischen Arguments funktioniert auf gleiche Weise. Es gibt ein objektives Gesetz des Sozialen, dem es Folge zu leisten gilt. Margaret Thatcher umschrieb es mit den geflügelten Worten »There is no alternative«, in der deutschen Parteienlandschaft wird es zu meist Sachzwang genannt und in anderen Ländern hört es auf ähnlich klingvolle Formulierungen, die sämtlich in einem Argument zusammenlaufen: Durch die objektiven Gesetze des Sozialen ist eine Richtung menschlichen Handelns vorgezeichnet und wer diesen vorgezeichneten Pfad verlässt, handelt wieder das Wesen der Dinge, welches nur durch die Anti-Ideologie aufgeschlüsselt werden kann. Wer heute aus der Gesellschaft herausfällt, hat nicht einfach Pech gehabt oder sich entschieden, einen eigenen Weg zu gehen – er hat sich gegen das Soziale selbst gestellt und sollte sich freuen, wenn er noch den Schutz der Gesellschaft genießen darf. Prinzipiell betrachtet ist heute jeder Hartz-IV-Empfänger ein Rubaschow.

Damit ist jedoch noch nicht geklärt, wie der Leistungsbegriff angesichts seines absoluten semantischen Bankrotts noch als Klammer des Sozialen oder – mit Laclau und Mouffe formuliert – leerer Signifikant fungieren kann. Von sich aus leere Begriffe sind nicht in der Lage, die Heterogenität des Sozialen zusammenzuhalten, da sie keine Bedeutung und damit keine verbindende Kraft haben. Im Falle des Leistungsbegriffs verhält es sich anders, weil die Leere des Begriffs zugleich Garant seiner Fülle ist. Leistung wird zu einem verlorenen Prinzip des Sozialen, ausgesaugt von Parasiten, verspottet von Weltverbesserern, durch neoliberale Ökonomen totgesagt – sie ist eine anwesende Abwesenheit, um deren Verlust wir trauern. Da das Leistungsprinzip keinerlei signifikante gesellschaftliche Funktion erfüllt und wir stattdessen täglich die Erfahrung machen, wie wenig es sich lohnt, durch besondere Anstrengungen glänzen zu wollen, liegt die einzige Möglichkeit, das Verschwinden des Glaubens an den Leistungsbegriff zu verhindern, in der Trauer. Die Trauer ermöglicht sowohl den unabweisbaren Befund anzuerkennen, Leistung sei

kein Funktionsprinzip unserer real existierenden Gesellschaft, zugleich jedoch den Glauben daran aufrechtzuerhalten, sie sei es früher einmal gewesen und bilde nach wie vor das (vergessene) Zentrum des Sozialen, das aus diesem Blick tragisch, doch immerhin nicht leer erscheint und zu guter Letzt noch eine romantische Note erhält. Aus diesem Grund korrespondiert dieser spezifischen Form von Trauer der Zynismus. Wir alle wissen um die Sinnlosigkeit unserer täglichen Verrichtungen, doch irgendwo, ganz tief drinnen in der Gesellschaft, ist das Gute, um dessen willen wir weitermachen.

Die Fähigkeit des Leistungsbegriffs zur Hegemonisierung des Sozialen bleibt auf diese Weise erhalten. Innerhalb des hegemonialen Diskurses fungiert Leistung als das Verlorene und bietet sich dadurch als Klammer für drei politische Strategien an, die heute nahezu im kompletten politischen Spektrum anzutreffen sind. Das Leistungsprinzip als Zentrum des Sozialen erscheint dabei entweder als durch die falsche Entwicklung der Gesellschaft verschüttet, durch äußere Umstände und politische Strategien beseitigt oder als Ziel gemeinsamer restauratorischer Anstrengungen. Die Kombination aller drei Elemente ließe sich in folgendem (geläufigen) Argument zusammenfassen: Wenn wir die Verzerrungen und Dysfunktionalitäten des heutigen Systems beseitigen, störenden Kräften nicht erlauben, ihren schädigenden Einfluss geltend zu machen und alle an einem Strang ziehen, können wir zum verlorenen Prinzip unserer Gesellschaft zurückkehren. Da es objektiv vorhanden ist und ebenso wenig verschwinden kann wie das Gesetz der Gravitation, hat es schließlich nie zu existieren aufgehört. Ein Signifikant, der auf ein inexistentes Signifikat verweist, ist aus dieser Sicht besser zur Hegemonisierung des Sozialen geeignet als ein Signifikant, der eine Fülle aktueller Bedeutungen umfasst. Zum einen erlaubt die Inexistenz des Signifikats dessen Substitution durch entsprechende politische Erzählungen, deren Konvergenzpunkt darin liegt, das Verschwinden des Signifikats zu rationalisieren. Zum anderen kann ein Signifikant ohne Signifikat an nichts gemessen werden und ist dadurch gegen politische Angriffe effizient geschützt.

Doch die anti-ideologische Rede von der Abwesenheit des Leistungsprinzips hat – in welcher Variante auch immer – einen Fallstrick. Die den Leistungsbegriff aufrecht erhaltende Trauer ist von besonderem Charakter, da sie ihr Objekt eifersüchtig festhält, anstatt es freizugeben. Freud zufolge ist Trauer zwar ein langwieriger, schmerzhafter Prozess, doch verfolgt sie den heilsamen Zweck, nach und nach die Libido vom verlore-

nen Objekt – etwa einem geliebten Menschen – abzuziehen, dessen Verschwinden zu akzeptieren und dem Ich seine Freiheit wiederzugeben.²⁵ Ist das Ich nicht in der Lage, ein Einsehen in die Realität zu haben und klammert sich, hartnäckig dessen Verschwinden negierend, an das Objekt, kann sich Trauer in Melancholie verwandeln. In der Melancholie wird das verlorene Objekt durch Identifikation ins Ich integriert und existiert dort weiter. Dies ist jedoch ein von starker Ambivalenz gekennzeichnete Prozess, da in ihm Liebe und Hass gleichermaßen wirksam sind. Die Liebe nimmt das Objekt ins Ich auf. Der Hass ihm gegenüber, weil es einfach so verschwunden ist (Melancholie hat Narzismus zur Voraussetzung), äußert sich in ständigen Angriffen des Über-Ichs auf das Ich als Ort der Identifizierung mit dem verlorenen Objekt. Auf diese Weise wird der Konflikt, der eigentlich mit dem Objekt hätte ausgetragen werden müssen, ins Ich verlagert, das sich in Folge dessen selbst quält und schließlich gänzlich entleert.²⁶

Dieser Mechanismus gleicht auf struktureller Ebene frappierend dem Verlauf des modernen Leistungsdiskurses, der keine positive Beziehung zu seinem Gegenstand unterhält und Leistung nur als Abwesenheit beschwören kann. Sie ist als soziales Prinzip verloren, wird nicht genügend gewürdigt, zahlt sich nicht aus. Der paradoxerweise trotz allem existierende Leistungsdruck macht uns fertig, verwandelt uns in zähnefletschende Konkurrenten und treibt uns in die Neurose und trotz allem haben wir noch immer – so der Allgemeinplatz – das Gefühl, nicht genug gemacht zu haben. Und wenn wir unser ganzes Leben daraufhin auslegen, möglichst viel zu leisten, verlieren wir alles andere und stehen mit leeren Händen da, haben also wieder nichts geleistet, sondern lediglich unser Leben ruiniert. Die Liste solcher Klagen ließe sich beliebig ergänzen, ihnen ist sämtlich die Tatsache gemein, dass sie sich alle auf ein verlorenes Objekt beziehen, dessen Inexistenz sie leugnen, indem sie es zum Anlass nehmen, sich ungehemmter Selbstzerknirschung hinzugeben. Der Diskurs um die Leistungsgesellschaft entpuppt sich aus dieser Sicht als melancholischer Diskurs einer Gesellschaft, die es nicht wagt, um das Verschwinden dessen zu trauern, was ihr letztmögliches Zentrum gewesen ist und in den Abgrund ihrer eigenen Leere zu blicken, der durch die selbstreferentielle Zirkularität des Kapitalkreislaufs gespeist wird. Die FDP ist so betrachtet nicht die Spaßpartei, als die sie sich öffentlich zu geben versucht, sondern die melancholischste Gruppierung im deutschen Parteienspektrum, was das klägliche öffentliche Auftreten ihrer Mitglie-

der erklären könnte. Und auch wir benehmen uns wie Melancholiker, wenn wir auf den Leistungsfetischismus der Gesellschaft und Arbeitswelt schimpfen und trotz allem darauf beharren, wir täten nichts anderes, als zähneknirschend einem Spiel zu folgen, dessen Regeln andernorts festgelegt würden. Wir lehnen das Leistungsprinzip ab, wir hassen es, wir spucken darauf – und gerade dadurch halten wir seine Existenz aufrecht, um uns nicht einzugestehen, was darunter verborgen ist. »Lieber an den Schmerz gebunden als an gar nichts«²⁷, wie die U.S. amerikanische Philosophin Amy Allen einmal sagte.

Bis zu diesem Punkt besteht trotz allem Anlass zum Optimismus. Die Melancholie besitzt den Vorzug, in den meisten Fällen von selbst wieder zu verschwinden, durch die Verarmung des Ichs, das Umschlagen in Manie oder – und dies ist der häufigste Fall – schrittweises Verebben. Wie in der Trauer Schritt für Schritt die Libido von mit dem Objekt verbundenen Erinnerungen und Erfahrungen gelöst wird, arbeitet auch die Melancholie sich am Objekt ab, indem sie es in zahlreichen Ambivalenzkämpfen entwertet, herabsetzt und sich so langsam von ihm löst.²⁸ Im Grunde würden wir uns also in einer ziemlich guten Phase gesellschaftlicher Entwicklung befinden, die gerade vielleicht etwas schmerzhaft ist, sich allerdings als heilsam erweisen wird, weil sie mit der Verabschiedung eines Prinzips endet, das für die weitere Entwicklung des Sozialen keine Rolle mehr zu spielen hat.

Dies erweist sich jedoch als zu einfach, zumal heute die Behauptung, wir befänden uns nur noch wenige Schritte von der Revolution (in welcher Form auch immer) entfernt, schlicht und einfach lächerlich ist. Der Kapitalismus saß noch nie so fest im Sattel wie heute. Zwar ist die Gesellschaft melancholisch strukturiert, doch steht ihr keine Möglichkeit offen, diesen Zustand zu überwinden. Dies hat einen so einfachen wie folgenschweren Grund. Die Melancholie gilt einem Objekt, das verloren wurde und versucht mit diesem Wechsel der Verhältnisse zurecht zu kommen, indem es ihn zunächst einmal negiert. Das Objekt wird durch Identifikation ins Ich aufgenommen und bleibt dort erhalten, wenn auch unter wenig erfreulichen Bedingungen. So schmerzhaft die Sache ist, steht trotz allem fest, dass es das verlorene Objekt einmal gegeben hat. Endet die Melancholie schließlich mit der Lösung vom Objekt, wird die fixierte Besetzungsenergie frei, um in andere Objekte investiert werden zu können, was dem Ich ermöglicht, auch nach schwerwiegenden Verlusten wieder

Zugang zur Welt und anderen Menschen zu erlangen, anstatt sich in den narzisstischen Zirkeln des Selbstrückzugs zu verlieren.

Träfe dies auf die mit dem Leistungsbegriff verbundene Melancholie zu, müsste diese irgendwann verschwinden, um von sich aus den Weg zu einer neuen Gesellschaft freizumachen, die durch die frei werdende Libido der Individuen konstruiert würde. Dass dies nicht geschehen wird, ist schon an dem Lächeln ablesbar, das einen heute beim Lesen solcher »Befreiungsanalyse« unmerklich überkommt. Das liegt natürlich an der offensichtlichen Schwäche des Arguments, vor allem aber an der Tatsache, dass sich das eigentliche Problem vollkommen außerhalb seines Gegenstandsbereich befindet. Wie bereits ausgeführt handelt es sich beim heutigen Kapitalismus um eine soziale Ordnung, die um die leere Verwertungsbeziehung des Kapitals herum organisiert ist. Das Leistungsprinzip verdeckt den Blick in diesen Abgrund, indem es ein berechenbares Sinnverhältnis unterstellt, an das alle Gesellschaftsmitglieder gebunden sind. Allerdings ist Leistung ein Begriff, der bei näherer Betrachtung semantisch ebenso leer ist, wie die Leere, die er verdecken soll und damit nichts bezeichnet, was zu einer Verklammerung des Sozialen dienen könnte. Seine Bedeutung *wird* nicht entleert, vielmehr *war* er niemals von Bedeutung, insofern ihm eine nicht zu überwindende Unbestimmbarkeit anhaftet.

Die Auflösung der Melancholie würde die Leere des Sozialen deutlich sichtbar machen, was für Gesellschaft und Individuen einem Trauma gleichkäme, das in der Erkenntnis dessen läge, was Slavoj Žižek den Verlust des Verlusts genannt hat. Der Gedanke lässt sich an Hegels berühmter Parabel von Herr und Knecht aus der »Phänomenologie des Geistes« verdeutlichen. Der Knecht glaubt, was ihn davon abhalte, das Gefühl der Fülle zu erfahren, eine geschlossene Identität zu erlangen, sei der Herr, der ihn zwingt, für dessen Lebensunterhalt zu arbeiten, ohne dass der Knecht etwas davon für sich behalten dürfte. Würde der Knecht den Herrn im Kampf besiegen, müsste er die bittere Erfahrung machen, zwar keinen Gegner mehr zu haben, aber noch immer keine geschlossene Identität zu besitzen, da selbige in sich selbst blockiert ist und deswegen strukturell stets unabgeschlossen bleibt.²⁹ Der Augenblick, in dem der Knecht zu dieser Erkenntnis gelangt, ist nach Žižek der Verlust der Verlusts, »die Erfahrung, daß wir niemals hatten, was wir verloren haben sollen«.³⁰

Genau dies würde das moderne Subjekt erleiden, wenn es den Zustand der Melancholie verließ, um seine frei gewordene Libido auf ein anderes Objekt zu verschieben. In einer sozialen Ordnung, die sich selbst entleert, in der alle klassischen Ideologien ausgespielt sind und der als einzige Zuflucht die Anti-Ideologie und das ihr konforme Kalkül der Berechenbarkeit bleibt, um elementare Mechanismen von Sozialintegration aufrecht zu erhalten, gibt es nichts, worauf sich diese Energie richten könnte, wenn nicht die Produktionsweise selbst einer radikalen Veränderung unterworfen wird. Der Ausgang aus dem Symptomkomplex der Melancholie, die Beendigung all des Jammerns, der Selbstzerknirschung und des ständigen Lamentierens darüber, wie schwer das Leben ist, würde zur Einsicht in die absolute Leere des entwickelten Kapitalismus und damit in ein paralysierendes Trauma führen. Dies gilt es zu vermeiden, damit die Dinge bleiben können, wie sie sind. Und genau das gewährleistet die Melancholie.

Aus dieser Sicht wird sie als Form der Abwehr lesbar, welche den Blick in die Leere verstellt und so die Stabilität des Individuums und der Gesellschaft gewährleistet.³¹ Die heutige Gesellschaft ist damit eine Gesellschaft, die das Leiden der Erkenntnis und Veränderung vorzieht und keinerlei Angebot bereithält, das den Menschen ermöglichen würde, ein Leben zu führen, in dem ihr persönliches Leben Teil eines größeren Ganzen oder auch nur mit dem Leben der Anderen verwoben ist. Das Sinnangebot der heutigen Gesellschaft beschränkt sich auf die Verführung des Individuums durch hedonistisch besetzte Objekte der Konsumwelt, die es in der Blase des Augenblicks sitzend konsumiert und vergisst, wobei es das Genießen Schritt für Schritt verlernt. Die Leere ist gerade im Konsum deutlich fühlbar, doch auch er rettet sich durch den Verweis auf die Leistung. Man muss es eben nur richtig versuchen, sich zur Not beraten lassen, das Richtige kaufen, den richtigen Lebensstil wählen – und schließlich wird es verschwinden, dieses Gefühl, sich im Kreis zu drehen und in einen Strudel ohne Boden hinabzublicken. Nichts untermalt die Selbstverblendung des modernen Subjekts besser als der Werbeslogan der Postbank: »Unterm Strich zähl ich«.

Die Anti-Ideologie entpuppt sich an dieser Stelle als ein komplexes Gebilde aus Diskursproduktion und psychischer Zurichtung der Individuen. Sie zieht jede Diskussion auf den von ihr selbst konstituierten Boden der Objektivität und schließt dadurch jeden ihr äußerlichen Diskurs aus oder verwandelt ihn in Gerede. Den Existenznachweis des Leistungsprinzips

muss sie nicht antreten, da es ihr zufolge entweder verloren oder durch feindliche Kräfte ausgehebelt worden ist und nur durch einen umfassenden Akt politischer Restauration wieder in Leben gerufen werden könnte, der die Mitwirkung aller Mitglieder der Gesellschaft verlangt. Bis zu diesem Punkt wäre es prinzipiell noch möglich, der Anti-Ideologie ins Messer zu fallen und Leistung in guter alter ideologiekritischer Geste als in sich widerspruchsvolles Konstrukt zu entlarven. Doch kommt durch die Melancholie ein entscheidendes Moment hinzu. Durch die ambivalente Besetzung des durch Identifikation verinnerlichten Objekts entsteht die absolute – weil emotionale – Gewissheit, es habe früher einmal existiert und könne deswegen auch zurückkehren. Wie könnte man schließlich um etwas trauern, das niemals existiert hat? Ist nicht die Trauer der Beweis für die Existenz des betrauten Objekts? Die Melancholie schließt die logische Lücke der Anti-Ideologie und verwandelt sie in ein perfektes selbstreferentielles Ganzes, demgegenüber sich jeder andere Diskurs ausnimmt, als käme er von einem anderen Planeten.

DAS VERSAGEN DER IDEOLOGIE

Wie bereits beschrieben, ist die Linke heute in einem gewissen Erklärungsnotstand. Wer den Kapitalismus beseitigen will – und nicht weniger sollte unser Ziel sein – ist gezwungen, das vom Kapitalismus verursachte Problem zu benennen, schwerwiegend genug, um die heutigen Zustände als unerträglich zu empfinden und zum anderen den Nachweis anzutreten, das kapitalistische System sei aufgrund seiner inneren Logik nicht in der Lage, der von ihm produzierten Problematik Herr zu werden. Normalerweise ist diese Argumentation auf die Produktion von Armut und sozialem Ausschluss (Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, Heteronormativität usw.) fokussiert und macht sich auf diese Weise zum Anwalt vermeintlich schwacher sozialer Gruppen, die in den Genuss besserer Lebenschancen und sozialer Integration kommen sollen. Sowohl die entsprechende Diskussion als auch die ihr entspringenden politischen Praktiken sind von essentieller Wichtigkeit, verweisen jedoch nicht auf soziale Fehlentwicklungen, von denen die breite Masse der Bevölkerung betroffen wäre. Der überwiegende Teil der Menschen in den westlichen Ländern setzt sich aus weißen, heterosexuellen, christlichen oder atheistischen Mittelstandsbürgern zusammen. Dies mag ebenso bedauerlich

sein wie die mit dieser Identitätskonstellation verbundenen Einstellungsmuster, die in den letzten 20 Jahren von diversen akademischen Disziplinen analysiert wurden, wirft aber die schwierige Frage auf, wie den entsprechenden Menschen vermittelt werden kann, die politische Aufgabe bestünde darin, das System des Kapitalismus zugunsten einer Ordnung zu überwinden, die allen ein glückliches Leben ermöglicht, zumal sich gezeigt hat, wie gut die dekonstruktivistische Kritik in das System des Kapitalismus integrierbar ist, sei es durch Diversity-Management, Gender-Kompetenz oder Flexibilisierung von Identitätsmustern. Dass Menschen, die in einem System relativ gut leben, sich aus Selbstlosigkeit entscheiden, die politische Ordnung umzukrempeln, um Anderen ein besseres Leben zu ermöglichen, wäre geschichtlich betrachtet ein absolutes Novum.

An dieser Stelle kommt dann häufig der Verweis auf die globale Perspektive, auf eine Milliarde Menschen in absoluter Armut, 30.000 Kinder, die täglich an Hunger, unzureichendem Zugang zu Wasser und problemlos heilbaren Krankheiten sterben. Natürlich ist dies ein guter Grund zur Abschaffung einer Ordnung, die solches Leid produziert, doch auch hier stellt sich die Frage, von wem diese Umwälzung ausgehen soll. Und auch hier ist nicht mit einer Revolution aus Selbstlosigkeit zu rechnen.

Dieser argumentativen Krise der westlichen Linken wird heute durch einen neuen Diskurs begegnet, der eingesteht, das Problem der westlichen Welt sei nicht in der Verarmung der Bevölkerung zu suchen, um statt dessen ein neues Problem in den Vordergrund zu rücken, das geeignet sein könnte, die Basis für einen kollektiven Wunsch nach sozialer Transformation abzugeben. Dieses Problem wird zusehends in der steigenden Zahl psychischer Erkrankungen ausgemacht, deren Genese (natürlich) in der Leistungsgesellschaft begründet liegen soll, welche die Menschen heute immer stärker unter Druck setzt. So argumentiert etwa Gernot Böhme in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband »Kritik der Leistungsgesellschaft«, 5 % der Bevölkerung seien aktuell depressiv und 10 % der Männer und 20 % der Frauen würden zumindest einmal in ihrem Leben an einer Depression erkranken.³² Das ist insofern verwunderlich, als Frauen innerhalb der noch immer patriarchalen Gesellschaftsstruktur prozentual gesehen weniger arbeiten als Männer, wenn sie arbeiten, häufiger Teilzeitjobs haben und deutlich weniger in Spitzenpositionen vertreten sind.³³ Falls die Verbreitung von Depressionen auf den steigenden Druck der Leistungsgesellschaft zurückgeht, sollten Frauen diesen Zahlen zufolge eigentlich weniger betroffen

sein – schließlich dürfen sie noch immer nicht richtig mitmachen. Die nächste in aller Munde befindliche Krankheit ist Burnout. Hier werden mangels personenbezogener Statistiken die Krankheitstage als Berechnungsgrundlage herangezogen. So verweist auch Böhme auf 10 Millionen verlorene Tage im Jahr 2008, hebt aber zugleich hervor, bei 40 Millionen Erwerbstätigen würde dies nur einen Fehltag pro Person bedeuten und beklagt im nächsten Zug den Zynismus dieser Feststellung (schließlich sei ein Fehltag bereits schlimm genug).³⁴ Doch fühlen sich immerhin 3,8 Millionen Menschen gemobbt,³⁵ wie wenige Zeilen später – zwischen ihnen wird spürbar aufgeatmet – festgestellt wird; und das ist immerhin fast ein Viertel der erwerbstätigen Bevölkerung. Das Schlimmste ist allerdings der Stress. Acht von zehn Deutschen fühlen sich gestresst, ein Drittel gar häufig oder dauernd.³⁶

Es soll an dieser Stelle nicht darum gehen, sich über Abhandlungen zur psychischen Befindlichkeit der Bevölkerung lustig zu machen oder das Leiden der Betroffenen zu relativieren. Doch folgt der soeben zitierte Aufsatz einer charakteristischen Suchbewegung, die zwar fündig wird, sich aber sogleich enttäuscht von ihrem Fund abwendet, um nach Neuem Ausschau zu halten. Als Einleitung konzipiert ist der Aufsatz von dem Anliegen getragen, eine deutliche Formulierung der Problematik vorzunehmen, springt aber von einem Gegenstand zum anderen. 5 % Depressive, 10 % Gemobbte, 80 % Gestresste und eine nicht bekannte Zahl aktuell von Burn-Out Betroffenen – das alles wird fast metonymisch aneinandergereiht, wodurch die textuelle Bewegung ins Gleiten gerät. Dies ist keineswegs die Schuld des Autors, sondern liegt im Gegenstand der Untersuchung selbst begründet. Die Zahlen lassen die Feststellung einer gravierenden, die Gesellschaft in Frage stellenden Problematik, schlicht und einfach unbegründet erscheinen, zumal die These, sie gingen auf den hohen Leistungsdruck zurück, äußerst wackelig ist. Die heutige Gesellschaft ist bei aller möglichen Kritik historisch betrachtet diejenige mit den niedrigsten Arbeitszeiten, der besten sozialen Absicherung und den umfassendsten Regelungen zum Arbeitsschutz, die es je gegeben hat. Daran ändern auch die momentanen Streichungen der Sozialausgaben vorerst nichts. Wie depressiv und von Burnout bedroht hätten die Minenarbeiter des 19. Jahrhunderts sein müssen? Wenn die These der Kausalität von Leistungsdruck und psychischer Erkrankung richtig wäre, müsste historisch betrachtet ein ständiges Zurückgehen entsprechender Zahlen zu verzeichnen sein.

Dieses Argument ist häufig einem konstruktivistischen Konter ausgesetzt. Einfach formuliert funktioniert dieser wie folgt: Leiden ist eine subjektive Erfahrung und es steht niemandem zu, diese zum innersten Selbst gehörende Dimension zu objektivieren und dadurch die Empfindungen des Individuums zu relativieren. Dem Minenarbeiter mag es objektiv betrachtet schlechter gegangen sein als einem depressiven Grafikdesigner, doch habe er das eben nicht so empfunden, wodurch der Objektivität zur Bestimmung des Leidens keine prioritäre Rolle zukomme. Die auf die Welt als Ganzes bezogene Variante liest sich ähnlich. Vielleicht erscheinen die Probleme der westlichen Welt nicht weiter schlimm, für die Betroffenen aber sind sie nicht weniger traumatisch als auf den ersten Blick spektakulärer erscheinende Leiden wie z.B. Hunger.

Dieses Argument ist defensiv und weist dadurch auf eine nicht zu beseitigende Schwäche hin. Der Verweis auf die steigenden Zahlen psychischer Erkrankung ist nicht in der Lage, das lange Zeit wirksame linke Argument von der Verelendung der Bevölkerung zu substituieren. Ums Überleben zu kämpfen ist etwas anderes, als depressiv oder gestresst zu sein – daran wird auch der Konstruktivismus nichts ändern.

Skeptisch stimmen sollte auch, wie weit die Diskussion über psychische Erkrankungen in den populären Medien angekommen ist. Die »Zeit« verweist besorgt um die volkswirtschaftlichen Kosten auf 12,5 % durch psychische Erkrankungen verursachte Krankheitsfälle, die zudem mit überdurchschnittlich langen Krankschreibungen einhergehen³⁷ und »Bild« macht sich Sorgen um die von ungenannten Experten geschätzten neun Millionen von Burnout Betroffenen in Deutschland.³⁸ Wer auf Depression oder Stress verweist, kann heute auf jeden Fall sicher sein, allgemeine Zustimmung zu ernten.

Für die Linke entsteht damit ein gravierendes Problem. Einerseits ist immerhin ein Massenpublikum vorhanden, das nur noch für die Sache gewonnen werden muss, um direkt in die neue Gesellschaftsordnung voranzuschreiten. Andererseits kann auf Basis der Zahlen und dem zugrunde liegenden Leidenspotential nichts dabei herausspringen als der laue Verweis darauf, wir hätten es übertrieben und müssten nun einen Gang zurückschalten. Begriffe wie Slow Food, Entschleunigung oder Work-Life-Balance gedeihen genau auf diesem Boden und sind Grundlage einer neuen Konsumkultur, die von diversen Anbietern eilfertig mit entsprechenden Lifestyleangeboten, Sportkursen und Beratungen umhegt wird und auf diese Weise erneut die verblüffende Fähigkeit des Kapitalismus

belegt, noch seine Widersprüche erfolgreich in Waren zu verwandeln.³⁹ Für eine auf soziale Transformation zielende politische Praxis kann die psychische Befindlichkeit der Bevölkerung keine Grundlage sein. An was also anknüpfen? Wo liegt das Problem?

Der Fehler in den geschilderten Diskursen liegt nicht in ihrem Verweis auf die steigende Zahl psychischer Erkrankungen, sondern in der Form, wie diese thematisiert werden. Depression, Burnout, Mobbing und Stress erscheinen in der verbreiteten Rezeption vor allem als Krankheiten der Fülle. Das Problem des modernen Individuums liegt ihnen zufolge darin, zu viel schaffen zu müssen, ständig mit einem Übermaß an Anforderungen und Erwartungen konfrontiert zu sein, angesichts derer es sich selbst vergisst und schließlich erkrankt. Die moderne Welt ist so komplex und unübersichtlich, dass alles von Mehrdeutigkeit heimgesucht wird, die Folgen von Entscheidungen nicht mehr kalkulierbar sind und die sozialisatorischen Anforderungen des Systems die Fähigkeiten des durchschnittlichen Individuums bei weitem übersteigen. Die Diagnose, der Kapitalismus sei ein leeres System, muss angesichts dessen absurd erscheinen. Wenn jemand nach dem Urlaub 300 Emails in seinem Postfach vorfindet oder Freitag um vier noch einen Schwung Arbeit auf den Schreibtisch geworfen bekommt, kann von einem Mangel an Bedeutung offensichtlich nicht gesprochen werden. Das System scheint perfekt geschlossen zu sein. Es integriert alles (Kapitalismus), definiert und verkörpert die Objektivität (Anti-Ideologie) und bringt Bedeutungen im Übermaß hervor (Lebenswelt/Psyche).

Der Begriff Depression kann jedoch auch anders interpretiert werden. Alain Ehrenberg macht im Übergang vom klassischen Kapitalismus zur Dienstleistungsgesellschaft eine folgenschwere Veränderung des psychischen Dreh- und Angelpunktes der Individuen aus. Das klassische System der Disziplargesellschaft sei einer Gesellschaft gewichen, die allerorten mit der Aufforderung aufwarte, man selbst und dabei noch möglichst individuell zu sein. An die Stelle des von der Psychoanalyse thematisierten Konflikts zwischen dem Erlaubten und Verbotenem sei dadurch die Spannung zwischen dem Möglichen und Unmöglichen getreten.

»Die Neurose ist die Krankheit des Individuums, das durch seine Konflikte gespalten wird, das durch die Spannung zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen zerrissen wurde. Die Depression ist die Krankheit des Individuums, das sich scheinbar von den Verboten emanzipiert hat, das aber durch die Spannung zwi-

schen dem Möglichen und dem Unmöglichen zerrissen wird. Wenn die Neurose das Drama der Schuld ist, so ist die Depression die Tragödie der Unzulänglichkeit. Sie ist der vertraute Schatten des führungslosen Menschen, der des Projekts, er selbst zu werden, müde ist und der versucht ist, sich bis zum Zwanghaften Produkten oder Verhaltensweisen zu unterwerfen.«⁴⁰

Im vielfach als Postmoderne verbrämten modernen Kapitalismus haben die klassischen Verbote und Gesetze in starkem Maße an Gültigkeit verloren, wodurch aber weniger neue Räume positiver Freiheit als Verhaltensunsicherheiten geschaffen wurden. Das moderne Subjekt ist von einer dauernden Desorientierung geprägt, die dem gesellschaftlichen Mangel verbindlicher Normen und Ideale entspringt.⁴¹ Als Folge ist es nicht in der Lage, innere Konflikte zu repräsentieren (Konflikte womit schließlich auch? – Anything Goes!), hat ein schwaches Über-Ich und kann nur noch an zu hoch hängenden, narzistisch besetzten Ich-Idealen kranken, hinter denen es stets zurückbleibt, was seine Reaktionsmöglichkeiten auf die Empfindung von Scham reduziert.⁴² Da es unter diesen Bedingungen nicht abschließend geheilt werden kann, tritt die Krankheit in ein chronisches Stadium, in dem es vor allem darum geht, das Individuum zu betreuen, zu unterstützen und umzuwandeln, nicht länger aber darum, es zur Genesung zu führen. Das Resultat besteht in Abstumpfung.⁴³

Was im populären Diskurs als Krankheit der Fülle erscheint, wird bei Ehrenberg ganz im Gegenteil als Krankheit der Leere erkenntlich. Das moderne Subjekt versucht verzweifelt, sich eine Identität zu schaffen und scheitert an dieser Aufgabe, weil es niemals das Gefühl hat, bei sich selbst anzukommen. Dies hat mit Lacan betrachtet strukturelle Gründe, ist doch das Subjekt von einem inneren Riss durchzogen, der es von sich selbst trennt und zu einem irreparablen Mangel an Sein verdammt. Doch dies ist schon immer der Fall gewesen, seitdem der Mensch ein Bewusstsein von sich hat. Der Mangel der Depression ist kein ontologischer, vielmehr ist er auf einer ganz alltäglichen Ebene angesiedelt. Er entspricht dem Gefühl, trotz aller Anstrengungen der gesellschaftlichen Idealvorstellung, die man für sich selbst erwählt hat, nicht nachkommen zu können und bei der Identitätsbildung kontinuierlich zu versagen. Das moderne Subjekt ist Ehrenberg zufolge narzistisch schwer gekränkt und permanent beschämt, weil es vor sich selbst und, vor allem, den Anderen scheitert. In seiner Gier nach Identität geht es ihm wie einem Menschen, der mit löchrigen Eimern Wasser zu holen versucht. Schon Freud beschrieb die der

Depression vom Symptombild ähnliche Melancholie als einen Zustand, in dem das Ich arm und leer geworden ist.⁴⁴

Ehrenberg vermutet die Ursache für das Grassieren der Depression in den westlichen Gesellschaften vor allem im Individualisierungs- und Selbstverwirklichungsdruck der modernen Gesellschaft, der das Subjekt auf seinen Narzissmus zurückwerfe und dazu triebe, sich fortwährend um sich selbst zu drehen. Dies ist sicherlich nicht falsch, doch stellt sich die Frage, ob eine vor allem auf das Kulturelle zielende Erklärung wie diese nicht die wesentliche Ursache verfehlt. Die Sozialisationsforschung und die Psychoanalyse verfechten beide die These eines Subjekts, das durch schrittweise Identifizierungen mit Objekten seiner Umwelt zur Ausbildung einer stabilen Identität gelangt, die ihm schließlich die Integration in die Gesellschaft erlaubt. Freud beschreibt diesen Prozess der Ich-Bildung als Vorgang, bei dem Objekte durch Identifikation ins Ich verlagert werden und auf diese Weise schließlich den Charakter des Subjekts formen.⁴⁵ In der klassischen Analyse wird der Begriff Objekt sehr weit gefasst und umfasst gleichermaßen Personen, Gegenstände oder Ideale.⁴⁶ Dieser Gedanke wurde von der lacanianischen Theorie weitergeführt. Wenn das Subjekt durch einen Mangel an Sein strukturiert wird und sein Begehren sich auf dessen (unmögliche) Schließung richtet, ist die Identifizierung das Mittel, durch das es diesen Zweck zu erreichen versucht. Trotz aller Anstrengungen ist es aber außerstande, den seiner Existenz zugrunde liegenden konstitutiven Mangel zu überwinden, um als reine Seinsfülle zu existieren. Deswegen kann es die Schließung des Mangels nur auf imaginärer Ebene erleben, als eine Art gut inszeniertes ideologisches Schauspiel, das ihm die Vorstellung aufrecht zu erhalten hilft, es habe zu einer Identität gefunden.⁴⁷

Während der strukturelle Mangel des Subjekts nicht zu beheben ist,⁴⁸ differiert die Art, in der das Subjekt diesen Mangel erfährt, historisch betrachtet wesentlich, insofern die durch Identifikation hergestellte Illusion der Seinsfülle je nach Beschaffenheit des politisch-sozialen Systems leichter oder schwerer aufrecht erhalten werden kann. Damit scheint sich eine Lösung für die von Ehrenberg beschriebene Problematik anzubieten. Während in einem streng religiösen System die Identifikation mit dem System zugleich die Identifikation mit Gott und damit auch die Fülle des Subjekts bedeutet, ist es unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft wesentlich schwerer, eine derartige Erfahrung auf imaginärer Ebene festzuhalten. Ohne fest stehende Normen und Werte,

ohne verbindliches Ziel und sicher zu ihm führende Wege, verliert der Akt der Identifikation sein Objekt. In einer Gesellschaft, in der die Zahl der Identitätsangebote und Lebensstile sich ständig verschiebt und erweitert, wird das Provisorium der den Mangel des Subjekts verdeckenden Identifikation von einem implizit-verdeckten zu einem expliziten Faktor und lässt das Begehren des Subjekts ins Leere laufen. Die Depression erscheint unter diesem Blickwinkel als die Krankheit eines Subjekts, das aufgrund einer grundlegend transformierten sozialen Umgebung nicht mehr in der Lage ist, seinem eigenen Mangel aus dem Weg zu gehen und mit Büchners Woyzeck zu sagen gezwungen ist: »Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.«

Diese Interpretation ist verführerisch, geht jedoch mit dem Problem einher, lediglich auf anderer Ebene und mit anderen Begrifflichkeiten die häufig formulierte Diagnose zu wiederholen, die heutige Gesellschaft verfüge einerseits über keinen zentralen Ort der Autorität mehr (Staat, Gesetz, Vater...) und zeichne sich andererseits durch ein auf allen sozialen Ebenen existierendes Überangebot aus – zwei Bewegungen, die sich wechselseitig verschärfen und zu dem führen, was heute gemeinhin Orientierungslosigkeit genannt wird. Diese Argumentation verharrt nicht nur ebenso im Kulturellen wie die Ehrenbergs, sie ist auch politisch äußert fragwürdig, da sie zumeist dort herangezogen wird, wo Einstellungen wie Rassismus oder Antisemitismus und die aus ihnen entspringenden Taten beschönigt werden sollen. Dass es den Menschen heute schwer fällt, sich aus den vielfältigen Identitätsangeboten eines auszusuchen, das ihr Begehren nach Identität zumindest für einen bestimmten Zeitraum ausfüllt und sie aus diesem Grund unmittelbar am Mangel ihres Seins kranken, deckt sich nicht mit der Alltagsbeobachtung.

Vielmehr führt die Zunahme von Identitätsangeboten heute bei vielen Menschen zu einem missionarischen Eifer und einem Eintreten für die Sache, die in dieser Intensität seit dem Verschwinden von Faschismus und Kommunismus nicht mehr auszumachen waren. Nichtraucher wenden sich ab, wenn jemand neben ihnen raucht, als würde man ihnen ein Karzinom in die Lunge transplantieren, Kinder ernährungsbewusster Eltern dürfen in der Kita keine Milch trinken, weil die nicht richtig Bio ist und Übergewicht ist in den Augen von Sportbegeisterten nicht selten ein Kapitalverbrechen. Ein Job ist heute kein Mittel um Geld zu verdienen, sondern zu einer Berufung geworden, die volle Hingabe verlangt und in vielen Fällen Mittelpunkt der gesamten Existenz ist. Das moderne Subjekt

ist sich selbst zum Projekt geworden und durch lebenslanges Lernen, Bodyshaping, Beziehungspflege, Netzwerkaufbau und Psychotherapie kann es immer noch ein wenig besser gemacht werden. Das verlangt ganzen Einsatz und lässt fast jede Frage zu einer quasi-religiösen Gratwanderung werden, bei der wir aufpassen müssen, nicht plötzlich alles zu versauen, wo wir doch schon so weit gekommen sind. Die Pluralisierung der Identitätsangebote und die Aufforderung, man selbst zu sein, scheinen das Ich weniger auszuhöhlen als anzuspornen. Warum es angesichts dieser Fülle an Optionen plötzlich unfähig sein sollte, auf imaginäre Weise den strukturellen Mangel seiner Existenz zu verdecken, ist nicht verständlich.

Wenn Ehrenberg mit seiner These, Depression sei eine Erkrankung der Leere, recht hat, dann auf andere Weise, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Da Identifikation heute ebenso möglich ist wie früher und mit derselben Inbrunst zelebriert wird wie in religiösen Gesellschaften, kann der Grund für die in der Depression gemachte Erfahrung nur im Objekt der Identifikation selbst liegen.

Wenn das Kapital eine tautologische Bewegung ist, die keinerlei außer ihr gelegenen Sinn besitzt, wie z.B. Bedürfnisbefriedigung oder gesellschaftliche Entwicklung, und in fortgesetztem Maße existierende Bedeutungsverhältnisse nivelliert, da sein Verwertungsradius sich immer weiter ausdehnt, produziert das Kapital neben einer riesigen Warenansammlung vor allem eine ständig größer werdende Sphäre von Bedeutungslosigkeit. Diese Dynamik entleert das Soziale und erschwert die Hegemonisierung der Gesellschaft, da es keinen Begriff mehr gibt, der genügend Bedeutung besitzen würde, um eine Verklammerung der Differenzen zu ermöglichen. Leistung fungiert hier als eine Art Strohalm, insofern der Begriff Berechenbarkeit suggeriert und deswegen keinen konkreten Inhalt benötigt. In dem Maße aber wie sich diese Berechenbarkeit als Illusion erweist, kann nur noch die Abwesenheit des Leistungsprinzips betrauert werden. Dieser Abwehrmechanismus (Trauer um etwas, das niemals existiert hat, um dessen Unmöglichkeit zu verdecken) verhindert zwar die Erkenntnis des Verlusts des Verlusts, lässt jedoch die alles affizierende Leere des Systems spürbar werden.

Genau hier liegt der Ursprung der Depression. Wenn Menschen heute trotz gelingender Identifikation langsam in die Depression abgleiten, dann deswegen, weil das Objekt ihrer Identifikation ein leeres ist. Wer seinen Body stählt, um auf dem Partnermarkt über mehr Kapital zu verfügen, erfährt im gleichen Moment, wie egal dieser Körper im Grunde

ist, weil er jederzeit durch etwas anderes zu substituieren wäre, z.B. die in einem entsprechenden Seminar trainierte Beziehungsfähigkeit. Wer sich mit seinem Beruf identifiziert, macht nicht nur die Erfahrung, als Angestellter auch bei bester Qualifikation letztlich ersetzbar zu sein; er erfährt auch, wie alles von ihm Produzierte in einen Kreislauf eingespeist wird, für den konkrete Bedeutungen nur Vorbedingung für abstrakte Verwertung sind. Das heutige Leben ist erfüllt von Erfahrungen wie diesen, auch wenn sie in den meisten Fällen nicht bewusst sind. Der moderne Kapitalismus forciert die Identifikation, weil sie eine Gelingensbedingung seines Verwertungszyklus ist, und höhlt sie zugleich aus, da er außer leeren Objekten nichts anzubieten hat. Die Norm der aktiven Lebensführung, die heute allerorten zum Glücksversprechen des Subjekts verklärt wird, lässt sich aus diesem Blickwinkel mit Fromm als pure Geschäftigkeit interpretieren, eine unseren Händen entgleitende, ins Leere laufende Tätigkeit, die sich entgegen ihres dynamischen Scheins als reine Passivität entpuppt⁴⁹ – und damit als eines der Hauptsymptome der Depression. Sie lässt sich als Identifikation mit einem leeren System verstehen, durch die das Nichts ins Innere des Ichs verlegt wird und es langsam auszehrt. Sie ist das Zeichen einer zusehends versagenden Ideologie, hinter der die Leere des Sozialen kaum noch verborgen werden kann, da sie in zusehendem Maße die Alltagserfahrung zu strukturieren beginnt.

Die Depression ist ein Phänomen, das seine Ursache in der Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie hat. Dies ist jedoch anders zu verstehen, als viele der heute zu Kapitalismuskritikern Konvertierten es auslegen. Das Problem der ökonomischen Entwicklung liegt nicht darin, dass sie eine Kultur hervorbringt, in der die Menschen sich unter ständigem Druck befinden. Das Problem liegt darin, dass sie die Kultur durch Assimilation beseitigt und keinerlei Identifikationsangebot außer ihrer Leere bestehen bleibt.

Insofern es der Anti-Ideologie immer weniger gelingt, diese Leere zu überdecken, ist die Depression auch ein Gradmesser für das zusehends stärker werdende Versagen der Anti-Ideologie. Jedes soziale System wird von zwei entscheidenden Mechanismen getragen. Zum einen wird festgelegt, was Bestandteil des Systems ist und was exkludiert werden muss, um dessen Bestehen zu gewährleisten. Zum anderen wird das System durch einen zentralen Bezugspunkt – von Laclau leerer Signifikant genannt – verklammert, auf den sich alle Elemente des Sozialen beziehen, um neben ihrer Differenz eine Ebene der Gemeinsamkeit herzustellen.

Die Krise der heutigen Ideologie besteht vor diesem Hintergrund vor allem darin, die Homogenisierung der Differenzen nicht mehr in stabiler Weise gewährleisten zu können, was zu sozialer Desintegration und Unordnung führt. Ernesto Laclau interpretiert dies als Dislokation. Dieses Phänomen ist ihm zufolge zwar in jeder sozialen Ordnung anzutreffen, variiert aber in seiner Stärke wesentlich mit der Stabilität der hegemonialen Ordnung. Zu Dislokationen kommt es, wenn Elemente aus dem Bereich des Ausgeschlossenen in die bestehende Ordnung des Sozialen einbrechen und dessen Struktur durcheinanderbringen. Dies ist z.B. der Fall, wenn ansonsten versteckt lebende illegalisierte Flüchtlinge plötzlich auf die Straße gehen, um für ihr Recht auf Schutz vor politischer Verfolgung zu demonstrieren oder Schwule und Lesben in einer bis dahin streng heteronormativen Gesellschaft anfangen, sich öffentlich zu küssen, um gegen die Repression queerer Identitätsentwürfe zu demonstrieren.⁵⁰

In den Bereich des Ausgeschlossenen fallen jedoch nicht nur Menschen, sondern auch Ideen und Ängste (z.B. die des bzw. vor dem Kommunismus). Der primäre Ausschluss, auf dem die heutige Gesellschaft basiert, ist der Nicht-Sinn. In einer Gesellschaft, die sich als Verkörperung der Objektivität selbst wähnt, in der alles eine Funktion und eine eigene Logik besitzt, in der alles diskursiver Aushandlung unterworfen ist, erscheint der Nicht-Sinn als schwerster Angriff auf die soziale Ordnung schlechthin. Dass die Produktion des Nicht-Sinns die wesentliche Eigenschaft des heutigen ökonomisch-politischen Systems ist, verschärft diese Problematik in starkem Maße. Der Nicht-Sinn darf dabei nicht mit dem Unsinn verwechselt werden. Der Einwand, die heutige Gesellschaft würde in einem historisch einzigartigem Maße Blödsinn gebären, ist sicherlich richtig, geht aber an der eigentlichen Sache vorbei. Unsinn bleibt dem Sinn stets verhaftet, da er lediglich dessen Kehrseite und demnach durchaus sinnvoll ist. Der Nicht-Sinn ist weder auf den Sinn noch den Unsinn bezogen, da er nichts bedeutet und dadurch beide in ihrer Existenz bedroht.

Die Depression als Krankheit der Leere, als Symptom eines ausgehöhlten Ichs, entspricht der Kolonisierung des Subjekts durch die vom System nicht mehr zu kontrollierende Bedeutungslosigkeit (ganz im Gegenteil ist es ihr größter Produzent geworden) und lässt sich als Dislokation der etablierten Ordnung verstehen, da sie in der Struktur des sozialen Störungen und Verschiebungen verursacht. Dies hat freilich nichts mit Subversion

gemeinsam und sollte aus diesem Grund kein Anlass sein, die Depression als widerständigen Akt zu verstehen. Ihre Symptome wie Antriebslosigkeit, Gleichgültigkeit, Freudlosigkeit oder Minderwertigkeitsgefühle entsprechen dem Leben in einer sozialen Ordnung, die ihr Ziel seit langem aus den Augen verloren und auf dem Weg auch noch sämtliche Kompensationsmöglichkeiten für diesen Mangel eingebüßt hat. Depression ist aus diesem Blickwinkel weniger eine Krankheit als ein nüchterner Blick auf die reale Dimension der Gesellschaft. Ihr Abgrund ist für jeden spürbar, der sich heute mit der Frage beschäftigt, was sein Leben in der Gesellschaft für einen Sinn hat und wohin es mit der Gesellschaft geht. Prinzipiell sitzt sie uns allen im Nacken und zwar nicht, weil wir zu viel arbeiten müssen, sondern weil die Sinnlosigkeit des Sozialen uns krank macht.

Die Unfähigkeit der Anti-Ideologie, die Leere des Systems zu überdecken, findet in der Depression ihre individuelle und im Mangel eines verbindlichen sozialen Prinzips ihre gesellschaftliche Dimension. Der Leere des Sozialen entspricht die Leere des Subjekts, wobei beide Faktoren umeinander kreisen und den Prozess der Entleerung weiter vorantreiben.

Der Wohlstand, den der Kapitalismus breiten Teilen der Bevölkerung gebracht hat, war lange Zeit in der Lage, die schlechten Seiten des Systems vergessen zu machen. Die Arbeit in der Fabrik mochte, wie schon Adam Smith betonte, stupide sein und zu Abstumpfung führen, doch immerhin sprang eine schöne Wohnung inklusive Farbfernseher dabei raus. Das war sowohl etwas Neues und damit Unverbrauchtes, als auch Zeichen dafür, es zu etwas gebracht zu haben. Der Konsum hielt das Versprechen des Genusses bereit und war bis zu einem gewissen Grad in der Lage, es auch zu halten, da öffentliches und privates Leben klar getrennt waren, wodurch Letzteres zum Ort partieller Wunscherfüllung wurde, an dem ein Fernseher viele schöne Abende bedeutete.

Durch die Ausdehnung des Kapitals im Rahmen der Ökonomisierung, das Verschwinden der Schwelle zwischen dem Öffentlichen und Privaten, sowie die Vereinnahmung der kompletten Persönlichkeit als Arbeitskraft, haben die Objekte des Konsums wesentlich an Bedeutung eingebüßt. Sie werden durch das Überangebot ebenso entwertet wie durch ihre Kurzlebigkeit im Angesicht der Mode, von ihrer Integration in die entleerende Bewegung des Kapitals ganz zu schweigen. Die wesentliche Veränderung, die der Konsum in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, besteht in einer schrittweisen, aber folgenschweren Verlagerung.

Während das Objekt durch früher vielfältige Benutzungsweisen konsumiert wurde, wird heute tendenziell eher der Konsum selbst konsumiert. Da das Objekt keine Befriedigung mehr verschafft, insofern es kurz nach dem Kauf bereits veraltet ist oder angesichts eines konkurrierenden Objektes als Fehlkauf erscheint, kann Befriedigung nur noch aus dem Akt des Kaufens selbst erwachsen, in dem die mit dem Objekt verbundenen Wunschvorstellungen noch imaginären Charakter besitzen und keiner Realitätsprüfung unterzogen werden müssen. Das ist der Grund, weshalb heute viele Jugendliche Shopping als Hobby ansehen, bei Youtube massenweise Videos von Menschen zu sehen sind, die ihre Einkäufe präsentieren oder neu erstandene Artikel auspacken⁵¹ und Shoppingmalls heute den Einkauf als Erlebnis bewerben.

Diese Form des Konsums kann nicht länger kompensatorische Funktionen übernehmen, da ihr treibendes Moment gerade in dem Mangel an Befriedigung liegt, den sie zu überwinden versucht. Der Akt des Kaufens ist immer schon vorbei und lässt den Konsumenten mit dem entwerteten Objekt allein, in dem sich unbarmherzig die Leere der Gesellschaft und die Leere des Subjekts spiegeln, die auch der nächste Shoppingtag nicht wird füllen können.

In beidem liegt eine potentielle Gefahr. Die auf ihre Leere zurückgeworfene Gesellschaft und das ausgehöhlte Subjekt werden angesichts des Scheiterns der klassischen Ausgleichsstrategien umso mehr versuchen, sich dieser Leere zu entledigen, um wenigstens eine provisorische Erfahrung der verlorenen Fülle zu machen. Terry Eagleton hat darauf hingewiesen, dass innerliche Leere zur Projektion dieser Leere auf Andere führt, deren vermeintlich volles Sein Neid provoziert und die Unsicherheit des Subjekts potenziert.⁵² Schließlich muss etwas oder jemand für die Erfahrung dieser Leere verantwortlich sein, entweder, da er einer vernünftigen Entwicklung der Dinge im Weg steht oder von einer Fülle zehrt, die er, aus den Augen des Leidenden betrachtet, nur gestohlen haben kann. Dies kann zu zwei Strategien führen. Die im Anderen vermutete Fülle wird zunichte gemacht oder sie wird entwendet – beides zielt auf die Zerstörung des Anderen, sei dieses Andere ein Mensch, eine alternative soziale Ordnung oder eine an Popularität gewinnende Idee. Natürlich kann keine dieser Strategien Erfolg haben, da der Grund für den Zustand der Dinge nicht im Anderen liegt, doch führt die Projektion der eigenen Leere in eine fatale Zirkelbewegung. Indem die Leere auf den Anderen projiziert wird, um ihn zu zerstören, verwandelt dieser sich vom beneideten Besit-

zer eines begehrten Objekts in einen potentiellen Feind, der die Absicht besitzt, sich für die erlittene Unbill zu rächen. Dem drohenden Angriff des Anderen gilt es zuvor zu kommen, was dessen imaginäre Feindschaft und damit die Angst vor ihm abermals potenziert – eine Bewegung, die in einen sich mit jeder Umdrehung verschärfenden Teufelskreis führt, sofern nicht positiv besetzte Objekte dessen Bewegung ausgleichen.⁵³ In einer bröckelnden anti-ideologischen Ordnung ist es jedoch fraglich, woher solche Objekte kommen sollten, werden sie doch systematisch aus dem Diskurs verbannt oder lächerlich gemacht.

Die heutige gesellschaftliche Ordnung läuft damit Gefahr, von immer stärkeren Ressentiments und Aggressionen heimgesucht und zum Schauplatz zahlreicher Konflikte zu werden, in denen es vor allem darum geht, Andere und Anderes für die eigene Misere verantwortlich zu machen, die sich mit jedem Schritt innerhalb dieser zirkelförmigen Bewegung verschärft. Prinzipiell kann hierbei alles zum feindlichen Objekt werden. Eine fremde Kultur erscheint in diesem Kontext plötzlich als zersetzend, ein anderes Land als Gefahr für den Frieden, eine Idee als Bedrohung für die Gesellschaft, eine Minderheit als Hindernis sozialer Gleichheit – noch der Nachbar kann für die existentielle Leere, die unsere Alltagswelt strukturiert, zur Verantwortung gezogen werden. In dem Maße, wie sich Krankheiten wie die Depression ausbreiten und soziale Konflikte zunehmen, wird die Dislokation der etablierten Gesellschaftsstruktur zu einem immer spürbarer werdenden Zusammenbruch der Anti-Ideologie führen und schließlich einen Zustand herbeiführen, in dem uns jedwede Ordnung des Sozialen lieber ist, als in einer Gesellschaft zu leben, die keine Ordnung mehr besitzt. Die langsame Verwandlung der westlichen Demokratien in Staaten, die das Verfahren freier Wahlen mit zentralen Merkmalen von Polizeistaaten verbinden, wie es zur Zeit in Ungarn oder Italien geschieht, ist nur ein Schritt auf diesem Weg und sollte uns vor der Zukunft erschrecken lassen.

Was tun? Jenseits der Leistung

Im Laufe der Analyse ist eine doppelte Bewegung erkenntlich geworden, deren eine Seite in der Entleerung des Sozialen durch die dem Kapitalismus inhärente Verwertungslogik besteht und deren andere von einem Subjekt getragen wird, das die Einsicht in diese Leere abwehrt, indem es in der Melancholie den Glauben an ein sinnstiftendes Zentrum der Gesellschaft aufrechterhält, das im Leistungsprinzip und entsprechenden Verteilungsmechanismen besteht. Um diese Ordnung zu durchbrechen, ist mehr notwendig, als eine Neujustierung des Sozialen oder die Zähmung des Kapitalismus. Wenn das zentrale Moment des Kapitalismus in der Verwertung des Kapitals besteht, ist es Unsinn, durch eine Politik kleiner Schritte eine reale Veränderung der Verhältnisse erreichen zu wollen. Diese Suggestion ist nichts anderes als eine der vielen Verwertungsstrategien, denen wir als Subjekte heute ausgesetzt sind. Biokaffee, Greenpeace oder Vegetarismus mögen kleine Verbesserungen erwirken, sind unter dem Strich aber nichts anderes als eine Verwandlung der vom Kapitalismus hervorgebrachten Missstände in Waren, die deren Milderung und Behebung versprechen, wie der Allgemeinplatz »wenn alle das machen würden, dann...« deutlich zeigt.

Eine radikale Transformation der Gesellschaft kann nur durch die in ihr lebenden Menschen erreicht werden. Dazu aber ist es notwendig, einen anderen Blick auf das System und uns selbst zu entwickeln. Das heutige Subjekt ist in seiner Melancholie vor allem ein gläubiges Subjekt – ein Umstand, der durch die anti-ideologische Verhaftung mit der Objektivität verdeckt wird. Sein Glaube gilt einem abwesenden Prinzip des Sozialen, das potentiell als strukturierendes Prinzip des Zusammenlebens wirken und Fundament der gesellschaftlichen Ordnung werden könnte. Dieser Glaube ist aus zwei Gründen schwer zu erschüttern und deswegen

die wesentliche Stütze der modernen Anti-Ideologie. Zum einen gilt er einer abwesenden Fülle und ist deswegen nicht genötigt, einen wie auch immer gearteten Beweis für deren ehemalige Existenz anzutreten, wodurch noch der kritischste Einwand in den entsprechenden Diskurs integriert und assimiliert werden kann. Zum anderen ist der Glaube in all seinen Schattierungen stets dem Wissen entgegengesetzt und dadurch noch dem besten Gegenargument entzogen.

Der Glaube des modernen Subjekts ist jedoch ein ziemlich trauriger. Die Annahme, das Zentrum der Gesellschaft bestünde in der (nicht ausgeschöpften) Möglichkeit, die Leistung eines jeden zu quantifizieren und ihm darauf basierend ein entsprechendes Stück vom Kuchen zuzuteilen, ist reduktionistisch, zwanghaft und ausgrenzend. Die Möglichkeit dieses Glaubens basiert vor allem auf der weitverbreiteten Überzeugung, als aufgeklärte Menschen eines aufgeklärten Zeitalters müssten wir heute der Realität ins Auge sehen, indem wir uns von Utopien ebenso lossagen wie von der Religion. Der moderne Glaube ist aus dieser Sicht ein negativer Glaube, da er weniger in einem positiven Bekenntnis besteht, als in der resignierten Annahme dessen, was übrig bleibt, wenn alles andere verschwunden ist. Dies mündet in die Paradoxie eines Subjekts, welches um die Problematik seiner Überzeugungen sehr genau Bescheid weiß, ihnen aber verbunden bleibt, da es nicht in der Lage ist, sich eine Alternative vorzustellen. So wie manche Christen früher mit den Händen über der Bettdecke schliefen, um von Gott nicht beim Onanieren beobachtet zu werden, obwohl sie ihn dafür hassten, unterziehen wir uns heute freudig jeder Zurichtung unserer Subjektivität, um uns einem imaginierten Prinzip des Sozialen zu unterwerfen, das wir eigentlich kategorisch ablehnen.

Diesem unter dem modernen Realismus versteckten, ihn erst ermöglichenden Glauben, gilt es einen recht verstandenen Nihilismus entgegenzusetzen. Nihilismus bedeutet auf der einfachsten Ebene die Ablehnung jedes feststehenden Wissens- und Glaubenssystems, sei es eine Religion, eine Staatsordnung oder eine Wissenschaft. In diesem Sinne gilt es, die Anti-Ideologie und den Leistungsgedanken gleichermaßen zurückzuweisen, da sie beide auf einer naiven Form des Positivismus fußen, die für sich beansprucht, privilegierten Zugang zu den Dingen selbst zu haben. Ebenso ist der postmoderne Relativismus zurückzuweisen, da seine Behauptung, in letzter Konsequenz sei alles Seiende nur Ergebnis sozialer Konstruktionen, lediglich eine Spielart dieses Positivismus ist, insofern

er seine zentrale These dem Spielraum der Konstruktion entziehen muss, um Gültigkeit beanspruchen zu können. Und als letztes muss – und dies vergessen die meisten selbsternannten Nihilisten – die Vorstellung abgelehnt werden, Nihilismus würde in dem Glauben an die Nichtigkeit aller Dinge bestehen und sei ein Bekenntnis zum Nichts. Konsequenter Nihilismus bedeutet heute ganz im Gegenteil das Eingeständnis, über keine feste Glaubens- oder Wissensbasis zu verfügen und offen für das Andere zu sein, da kein Grund besteht, es vorschnell abzulehnen. Die Offenheit für das Andere verhilft uns zu einer Neuorientierung auf kommende Utopien und zukünftige Formen von Gesellschaft, da der Horizont des Nihilismus zu einer Pluralisierung des Möglichen führt. Diese Öffnung hin zur Zukunft kann uns helfen, den unumgänglichen Schritt zur Akzeptanz des Verlusts des Verlusts zu machen, da selbiger vor dem Horizont des Möglichen nicht länger wie ein Trauma wirkt, sondern wir froh sein können, den Verlust endlich loszuwerden und nicht länger nagenden Zweifeln an allem ausgesetzt zu sein, was wir für uns oder die Gesellschaft unternehmen.

Sich aus der depressiven Struktur einer Gesellschaft zu befreien, die um ein leeres Zentrum herum gruppiert ist, erfordert einen radikalen Bruch. An dessen Ende wartet nicht das Reich der Träume, ganz im Gegenteil schauen wir in den Abgrund der Kontingenz und wissen nicht, worauf wir uns einlassen. Bevor wir riskieren, die unbestreitbaren Vorteile der heutigen Gesellschaft aufzugeben (relativer Wohlstand, soziale Absicherung, medizinische Versorgung...), erscheint es vielen klüger, die Dinge so zu lassen, wie sie sind und sich nicht auf ein vorschnelles Abenteuer einzulassen, von dem wir nicht wissen, wohin es uns führen wird. Schließlich könnte es durchaus schlimmer kommen.

Diese Argumentation ist nachvollziehbar, fußt aber auf genau jenem Glauben, den wir als Nihilisten hinter uns lassen müssen. Der Preis der jetzigen Gesellschaft ist bekannt: Er besteht in vielen Menschen, die hier und anderswo zurückgelassen oder zum Sterben verurteilt werden und in der Annahme einer Existenz, die sich stets gegen die Leere des Systems wird wehren müssen, dabei aber auf sich selbst zurückgeworfen ist, da die Gesellschaft keinen anderen Sinn mehr verfolgt, als den tautologischen Zirkel der Kapitalverwertung. Die Frage, ob wir eine neue gesellschaftliche Ordnung wollen oder nicht, kann sich aus dieser Perspektive kaum stellen, da die Notwendigkeit zur Veränderung auf der Hand liegt.

Wenn sich der Horizont des Möglichen wieder öffnet, können wir die depressive Struktur dieser Gesellschaft zugunsten eines Neubeginns verlassen und auf diesem Weg von der leeren Geschäftigkeit unseres Handelns unter den aktuellen Bedingungen wieder zu wahrer, produktiver Aktivität zurückfinden. Dies wird uns zunächst nur gelingen, indem wir versuchen, uns der Verwertungslogik des Kapitals so weit wie möglich zu entziehen. Es mag nicht schön sein, doch alles, was einen Sinn besitzen soll, kann ihn nur außerhalb des Verwertungskreislaufs haben. Wir müssen also akzeptieren, mit den Dingen, die uns wirklich am Herzen liegen, kein Geld zu verdienen, weil wir sie sonst dem Kapital überantworten würden, das sie uns im Anschluss an ihre Verwertung als leere Hülle vor die Füße schmeißt. Unter den aktuellen Bedingungen ist es nicht möglich »seinen Traum zu leben«. Vielmehr müssen wir akzeptieren, in einem unausgesetztem Provisorium, einem permanenten Kompromiss zu leben, der darin besteht, einen Teil von sich an das System zu verkaufen, um zu diesem Preis den wesentlichen Aspekt des eigenen Selbst bewahren zu können. Und auch dieses Selbst muss erst errungen werden, indem wir uns den zahllosen Subjektivierungsangeboten der Kulturindustrie verweigern, indem wir uns vom modernen Individualismus und dem Anspruch auf Einzigartigkeit lossagen. Etwas Besonderes zu sein, macht uns einsam, ebenso wie die Plattitüde, jeder Mensch sei einzigartig, die Gesellschaft in eine lose Ansammlung von Individuen verwandelt, die leicht zu kontrollieren sind. Sich diesem Trend entgegenzustellen heißt, in der Singularität des Individuums eine Trivialität und in dessen Fähigkeit, sich anderen gleich zu machen, um als Gruppe aufzutreten, das Besondere zu sehen. Nur durch die Einsicht in unsere Gemeinsamkeiten können wir gemeinsam handeln und nur auf diesem Weg können wir die Struktur des Sozialen neu definieren.

Der Zeitpunkt ist besser als je zuvor. Die modernen westlichen Gesellschaften verfügen über historisch einzigartige Produktivkräfte, die, in den Dienst der Gemeinschaft gestellt, ein mehr als zufrieden stellendes Leben für alle ermöglichen könnten. Das Diktum des kommunistischen Manifests »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« wäre aus heutiger Sicht leicht zu erfüllen, wenn die produktiven Kräfte der Gesellschaft einer auf das allgemeine Wohl gerichteten demokratischen Steuerung zugeführt würden, deren Potential sich nicht in der Konkurrenz des Kapitals verliert. Wo die Proletarier bei Marx noch ihre Ketten verlieren konnten, haben wir diese schon seit langem zuguns-

ten einer leeren Freiheit eingebüßt. So können wir nur noch aufgeben, was bereits seit langem verloren ist. Die Leere der Gesellschaft, die Leere unseres Handelns und die Leere in uns einzubüßen, wird uns weder schmerzen noch ängstigen – es wird uns eine neue Welt erschließen.

Anmerkungen

ERSTE FRAGEN UND ÜBERBLICK

1 | <http://diegesellschaft.de/index.php> (15.8.2011)/Der Spot kann eingesehen werden unter: www.youtube.com/watch?v=2QbVM54vSyE (15.8.2011)

2 | Die Bände enthalten Beiträge von: Ulrich Beck, Daniel Bell, Ralf Dahrendorf, Peter Gross, Wilhelm Heitmeyer, Claus Leggewie, Armin Nassehi, Claus Offe, Gerhard Schulze, Wolfgang Welsch, Helmut Willke (Band 1), Anthony Giddens, Axel Honneth, Stefan Hradil, Ronald Inglehart, Karin Knorr-Cetina, Scott Lash, Karl-Ulrich Mayer, Renate Mayntz, Neil Postman, Richard Sennett, Gianni Vattimo (Band 2)

3 | Pongs, Armin [Hg.] (1999 und 2000): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? (Band 1+2); Dilemma Verlag; Rimsting

4 | Baudrillard, Jean (1978): Die Agonie des Realen; Merve; Berlin; S. 31

5 | www.insm.de/insm/Aktionen/Lexikon/I/Leistungsgesellschaft.html (9.1.2012)

6 | Die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft ist ein Zusammenschluss unterschiedlicher Arbeitgeberverbände, Wirtschaftsforschungsinstitute und Einzelpersonen, die sich zum Ziel setzen, den Weg für eine liberale Wirtschaftspolitik zu ebneten

7 | www.insm.de/insm/Aktionen/Lexikon/I/Leistungsgesellschaft.html (9.11.2011)

8 | Diese und weitere Rekorde können auf den Webseiten des Guinness-Buch der Rekorde nachgeschlagen werden: www.guinnessworldrecords.de (16.8.2011)

9 | Mahayni, Ziad (2010): Das Leben als To-Do-Liste; in: Böhme [Hg.]: Kritik der Leistungsgesellschaft; Edition Sirius; Bielefeld; S. 64

10 | Ebenda

11 | Eine derartige Position vertrat z.B. Sarah Wagenknecht in einem Vortrag, den sie im Rahmen der Pleisweiler Gespräche hielt. Der Vortrag kann als Video angesehen werden unter: www.youtube.com/watch?v=CvVbCLS1y3I&feature=related

(22.8.2011)/Für eine wissenschaftliche Näherung an das Thema vgl. die entsprechenden Beiträge in der Zeitschrift Polar mit dem Schwerpunkt Leistung; Polar (8)

1. LEISTUNG IM DISKURS

1 | Vgl. z.B.: Freud, Sigmund (1994): Das Ich und das Es; in: Studienausgabe, Band 3; Fischer, Frankfurt a.M.; S. 292f. und 301f.

2 | Vgl. z.B. Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorie; Beltz, Weinheim

3 | Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1974): Jenaer Realphilosophie (1805/06); in: Göhler, Gerhard: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Frühe politische Systeme; Ullstein; Frankfurt; S. 201-291

4 | Göhler, Gerhard (1974): Vorbemerkung des Herausgebers; in: Göhler, Gerhard: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Frühe politische Systeme; Ullstein; Frankfurt; S. 7-13

5 | Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1974): Jenaer Realphilosophie (1805/06); in: Göhler, Gerhard: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Frühe politische Systeme; Ullstein, Frankfurt; S. 204

6 | Ebenda; S. 288

7 | Sartre, Jean Paul (1994): Das Sein und das Nichts; Rowohlt; Reinbeck bei Hamburg; S. 461

8 | Ob Hegel diese drei Stufen wirklich zugeordnet werden können, ist sehr umstritten. Der Dissens wurde bis heute nicht geklärt. Jedoch ist er durch die Popularität der heutigen Anerkennungstheorien weitgehend zum Erliegen gekommen. Vgl. z.B.: Göhler, Gerhard (1981): Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie?; in: Hegel-Studien (16); oder: Roth, Klaus (1989): Freiheit und Institutionen in der politischen Philosophie Hegels; Schäuble, Rheinfelden

9 | Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1974): Jenaer Realphilosophie (1805/06); in: Göhler, Gerhard: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Frühe politische Systeme; Ullstein, Frankfurt; S. 220

10 | Ebenda; S. 232

11 | Ebenda; S. 264

12 | Ebenda; S. 232

13 | Ebenda; S. 229

14 | Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): Phänomenologie des Geistes; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 145

-
- 15** | Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 196-203
- 16** | Ebenda; S. 209
- 17** | Honneth, Axel (2003): Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser; in: Fraser, Nancy/Honneth, Axel: Umverteilung oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 174-177
- 18** | Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 205
- 19** | Marx, Karl (1974): Theorien über den Mehrwert. In: MEW 26.1.; Dietz; Berlin; S. 363
- 20** | Honneth, Axel (2003): Unsichtbarkeit; in: Honneth, Axel: Unsichtbarkeit; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 26
- 21** | Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 211
- 22** | Zu Forschungen in diese Richtung vgl. vor allem Antonovskys Ansatz zum Verständnis von Gesundheit: Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit; DgTV; Tübingen
- 23** | Politisch wird in diesem Abschnitt eng als parteipolitisch verstanden.
- 24** | Dieses Kapitel entstand vor der Publikation der aktuellen Wahlprogramme. Diese sind für die Frage nach einer Leistungsdefinition allerdings keineswegs ergebiger als die Programme zur letzten Wahl. Deswegen wurden jeweils die Programme zur Bundestagswahl 2009 zu Grunde gelegt. Diese können auf den Webseiten der Parteien heruntergeladen werden.
- 25** | Die folgende Tabelle zählt das Wort »Leistungen« zu den Kompositionen, da Begriffe im Singular definiert werden und ihre Verwendung im Plural in der Regel auf etwas anderes verweist, wie z.B. die »Leistungen« der Krankenkassen.
- 26** | Im Folgenden wird nur auf die Letztere Verwendungsweise eingegangen.
- 27** | Parteiprogramm der FDP zur Bundestagswahl 2009; S. 4, 77
- 28** | Parteiprogramm der CDU/CSU zur Bundestagswahl 2009; S. 9, 14, 15
- 29** | Ebenda; S. 56
- 30** | Parteiprogramm der Grünen zur Bundestagswahl 2009; S. 114
- 31** | Parteiprogramm der SPD zur Bundestagswahl 2009; S. 16
- 32** | »Wann steht der morgens auf?«; In: der Freitag (15) 2010/Das Interview wurde wiederveröffentlicht in der Zeitschrift Polar, jedoch nicht, wie im Freitag angekündigt, in ausführlicherer Form, sondern streckenweise gekürzt. Vgl. Polar (8)
- 33** | Wie sich bei der Dekonstruktion des Leistungsbegriffs zeigen wird, formuliert Martin Lindner hier das Problem sehr genau, erkennt jedoch dessen Implikationen in keiner Weise.

34 | <http://allfacebook.de/userdata> (10.9.2013)

35 | Gabler Verlag [Hrsg] (2011), Gabler Wirtschaftslexikon, Stichwort: Leistung, online im Internet: <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/3569/leistung-v5.html> (14.11.2011)

36 | Natürlich muss eine zu erbringende Leistung im genannten Sinn stets in einer bestimmten Stückzahl und innerhalb einer vereinbarten Frist erbracht werden. Doch hat dieser quantitative Faktor lediglich deskriptiven Stellenwert. Wird zu viel von einer bestimmten Sache geliefert oder kommt die Lieferung eine Woche früher als vereinbart, ist dies kein Zeichen besonderer Leistungsorientierung des liefernden Konzerns, sondern Zeichen schlechter Organisation.

37 | Gabler Verlag [Hrsg] (2011), Gabler Wirtschaftslexikon, Stichwort: Leistung, online im Internet: <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/3569/leistung-v5.html> (14.11.2011)

38 | Dass die in diesem und den folgenden Kapiteln verwendeten Beispielrechnungen aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht unterkomplex sind, steht außer Frage. Sie dienen jedoch nicht der korrekten Berechnung der Profitmarge eines imaginären Unternehmens, sondern der Suche nach der Bedeutung des Leistungsbegriffs.

39 | Engels, Friedrich (1972): Die Lage der arbeitenden Bevölkerung in England, in: MEW 2; Dietz; Berlin; S. 459

40 | Fischer Weltalmanach (2012); Fischer; Frankfurt a.M.; S. 693f.

41 | www.unwortdesjahres.net/index.php?id=startseite (17.11.2011)

42 | www.unwortdesjahres.net/index.php?id=18 (17.11.2011)

43 | OECD (2001): The Well-being of Nations. The Role of Human and Social Capital; S. 18/Die übersetzte Passage lautet im Original: »The knowledge, skills, competencies and attributes embodied in individuals that facilitate the creation of personal, social and economic well-being.«

44 | Scholz, Christian/Stein, Volker/Müller, Stefanie (2007): Den Wert des Mitarbeiter kennen; in: Weiterbildung 2/2007; S. 30/DiBernardino, Frank (2011): The missing link: Measuring and Managing Financial Performance of the Human Capital Investment; in: People & Strategy 34 (2); S. 46

45 | U.S. Census Bureau (2003): A Layman's Guide to the LEHD Human Capital Measures; <http://lehd.did.census.gov/led/research/hcpresearch.html>; S. 3 (24.11.2011)

46 | Scholz, Christian/Stein, Volker (2006): Humankapital messen; in: Personal, 01/2006; S. 8

47 | Als Vollzeitäquivalent (FTE) wird ein Umfang von Arbeitszeit verstanden, der einer vollen Stelle entspricht, wobei es irrelevant ist, von wie vielen Menschen die Arbeit erbracht wird. Zwei Menschen mit einer halben Stelle zählen als ein FTE.

48 | Ebenda; S. 10

49 | Dies ist ein Argument, das in entsprechenden Aufsätzen immer wieder auftaucht, um den Geltungs- und Anwendungsradius der Theorien zu verdeutlichen. Exemplarisch können hierzu die Veröffentlichungen von Christian Scholz und Volker Stein oder auch jene der Beratungsfirma Vienna herangezogen werden. Allgemeinverständlich und sehr deutlich wird dieser Umstand auch in einem Interview, das Jörn Klare im Rahmen der Recherchen für sein Buch »Was bin ich wert« mit den Erfindern der Saarbrücker Formel geführt hat. Vgl: Klare, Jörn (2010): Was bin ich wert?; Suhrkamp Nova; Berlin; S. 111f.

50 | DiBernardino, Frank (2011): The Missing Link: Measuring and Managing Financial Performance of the Human Capital Investment; in: People & Strategy 34 (2); S. 46

51 | Scholz, Christian/Stein, Volker/Müller, Stefanie (2007): Zielvereinbarungen zeigen Wirkung; in: Weiterbildung 2/2007/Lockwood, Nancy R. (2006): Maximizing Human Capital. Demonstrating HR Value with Key Performance Indicators; in: SHRM Research Quarterly, 3/2006

2. LEISTUNG – WIDERSPRÜCHE UND PARADOXIEN

1 | Böhme, Gernot (2010): Einleitung des Herausgebers; in: Böhme Gernot [Hg.]: Kritik der Leistungsgesellschaft; Sirius; Bielefeld; S. 13-25

2 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1; MEW 23; Dietz; Berlin, S. 85f.

3 | Verstärkt wird dies durch die heute weit verbreitete Verklärung der Natur als a priori harmonische und gesunde Welt, die der Mensch verloren hat und zu der er zurückfinden muss, um wieder zu sich selbst zu gelangen.

4 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1, MEW 23; S. 181

5 | Finelli, Roberto (1994): Arbeitskraft; in: Haug, Wolfgang Fritz [Hg.]: Historisch kritisches Wörterbuch des Marxismus Band 1; Argument; Berlin; S. 513

6 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1; MEW 23; S. 184

7 | Die Webseite der Vereinigung kann abgerufen werden unter: www.neweconomics.org/(21.1.2012). Sie enthält alle Veröffentlichungen zum (freien) Download und bietet kritische fundierte Informationen über eine Vielzahl aktueller politischer Themen und Entwicklungen.

8 | NEF: A bit rich; Calculating the real value to society of different professions; http://neweconomics.org/sites/neweconomics.org/files/A_Bit_Rich.pdf (21.1.2011); S. 14-27

9 | Ebenda; S. 29

10 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1; MEW 23; S. 181

11 | Marx, Karl: (1977) Ökonomisch philosophische Manuskripte; MEW Ergänzungsband 1; Dietz; Berlin; S. 471

12 | Marx Karl (1970): Lohnarbeit und Kapital; MEW 6; Dietz; Berlin; S. 406-407

13 | Marx, Karl (1970): Lohn, Preis und Profit; MEW 16; Dietz; Berlin; S. 147

14 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1; MEW 23; Dietz; Berlin; S. 181. An die zitierte Passage schließt sich vor Ende des Absatzes noch der Satz an: »Für ein bestimmtes Land, zu einer bestimmten Periode jedoch, ist der Durchschnittsumkreis der notwendigen Lebensmittel gegeben.« Dies ist für die Stringenz der marxschen Theorie von großer Wichtigkeit, die sich sonst mit sehr vielen kritischen Gegenbeispielen von Individuen oder Gruppen im Produktionsprozess konfrontiert sähe, deren Lohn nicht dem Wert ihrer Arbeitskraft entspricht. Marx hat natürlich nie die idealistische These vertreten, im Kapitalismus verkaufe sich alles zu seinem Wert, sondern lediglich gesagt, unter dem Strich lasse sich alles auf die allein wertschöpfende Anwendung der Arbeitskraft zurückführen und von daher wertmäßig in Zeit ausdrücken. Darauf kommt es für die an dieser Stelle verfolgte Fragestellung jedoch gerade nicht an, da sie nach der menschlichen Leistung und damit einer individuellen Kategorie fragt.

15 | Die Literatur stellt den Wert der Arbeitskraft ganz im Sinne dieser Passage dar oder begnügt sich gar mit dem Hinweis auf die Lebens- und Fortpflanzungsmittel. Vgl. so unterschiedliche Werke wie: Sozialistische Studiengruppen (1984): Einführung Marx; VSA, Hamburg/Lotter, K., Meiners, R., Treptow E. (1984): Marx-Engels Begriffslexikon; Beck; München/Haug, Wolfgang Fritz [Hg.] (1994): Historisch kritisches Wörterbuch des Marxismus Band 1; Argument; Berlin/Heinrich Michael (2005): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung; Schmetterling; Stuttgart/Luxemburg, Rosa (1990): Einführung in die Nationalökonomie; in: Luxemburg, Rosa: Werke in fünf Bänden Band 5; Dietz; Berlin

16 | Die hierfür verantwortlichen Prozesse sind Inhalt des dritten Bandes des Kapitals, der sich mit der Frage beschäftigt, warum die zuvor entwickelten »idealen« Gesetze kapitalistischer Ökonomie sich nicht unmittelbar in der kapitalistischen Realität spiegeln, sondern nur in mystifizierter und verzerrter Form erscheinen. Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 3; MEW 25; Dietz; Berlin

17 | Vgl. z.B.: Heinrich, Michael (1988): Was ist die Werttheorie noch wert?; in: PROKLA 72; S. 15-38

-
- 18** | Zola, Emile (2008): *Germinal*; Fischer; Frankfurt a.M.
- 19** | Marx, Karl (2012): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*; <http://dhcm.inkrit.org/wp-content/data/mew42.pdf> (31.1.2012); S. 593
- 20** | Marx, Karl: *Das kommunistische Manifest*; MEW 4, S. 467
- 21** | Ein gutes Beispiel für Fragen wie diese ist der Werbespot der Firma Vorwerk, in der eine Hausfrau ihre Rolle in der Familie als das Managen eines Familienunternehmens beschreibt. Der Spot kann eingesehen werden unter: www.youtube.com/watch?v=h33F7YDqXM4 (26.9.2013). Den Hinweis auf den Spot verdanke ich Kathrin Isberner.
- 22** | Sartre, Jean Paul (1994): *Das Sein und das Nichts*; Rowohlt; Reinbeck bei Hamburg
- 23** | Wert wird in der Humankapitaltheorie natürlich nicht im Sinne Marx' als gesellschaftlich durchschnittliche Arbeitszeit verstanden, sondern als Summe dessen, was in ein Individuum (verstanden als Vertreter des Durchschnittstypus eines bestimmten Arbeiters) bis zu einem bestimmten Zeitpunkt investiert wurde. Die Struktur des Problems ist jedoch dieselbe.
- 24** | Vgl. den historischen Abriss der Humankapitaltheorie von Folloni und Vittadini. Folloni, Giuseppe/Vittadini, Giorgio (2010): *Human Capital Measurement: A Survey*; in: *Journal of Economic Surveys* 24/2; S. 248-279
- 25** | Die Humankapitaltheorie verwaltet dieses Problem (löst es jedoch nicht), indem sie eine letztlich künstliche Trennung zwischen in die Berechnung eingehenden und unberücksichtigten Faktoren einführt, etwa durch eine Beschränkung auf die Bildungsausgaben von Individuen. Vgl. ebenda; S. 259f.
- 26** | Wie oben gezeigt, hat es einen wirklichen Verkauf der Arbeitskraft nie wirklich gegeben. Verkauft wurde schon immer die ganze Persönlichkeit. Dies fiel jedoch in Zeiten klassischer Industriearbeit nicht ins Auge, da es damals wesentlich auf Kraft und technisches Know-how ankam und die Persönlichkeit stillschweigend vorausgesetzt wurde.
- 27** | Kohlberg, Lawrence (1996): *Die Psychologie der Moralentwicklung*; Suhrkamp; Frankfurt a.M.
- 28** | Freud, Sigmund (2003): *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*; in: *Studienausgabe Band 1*; Fischer; Frankfurt a.M.; S. 559f.
- 29** | Gilligan, Carol (1996): *Die andere Stimme*; dtv; München
- 30** | Benhabib, Seyla (1989): *Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Ansätze zu einer feministischen Moraltheorie*; in: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (1989): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 467f.
- 31** | Klare, Jörn (2010): *Was bin ich wert?*; Suhrkamp Nova; Berlin; S. 114

32 | Die Unterscheidung zwischen Was und Wer und der daran anschließende Gedankengang stammen von der italienischen Philosophin Adriana Cavarero. Vgl.: Cavarero, Adriana (1997): Schauplätze der Einzigartigkeit; in: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth: Phänomenologie und Geschlechterdifferenz; WUV-Universitäts-Verlag; Wien; S. 212f.

33 | Bauberger, Stefan (2003/2004): Was weiß die Wissenschaft? Wissenschaftstheorie. Vorlesung an der Hochschule für Philosophie; abrufbar unter: <http://bauberger.net/texte/Wissenschaftstheorie.pdf>; S. 18f.

34 | In der Diskussion um die Performativität sprachlicher Äußerungen gilt es als umstritten, ob deren Wirkmächtigkeit nur dann entsteht, wenn sie von entsprechend befugten Personen geäußert werden oder ob sie auf allgemeine sprachliche Traditionen zurückgreifen, die jeder zitieren kann. Im Falle der Leistung sind beide Annahmen sinnvoll. So wird nur ein Kurator entscheiden können, ob es sich im Falle einer bestimmten Installation um Kunst handelt und sein Urteil wird das der Ausstellungsbesucher wesentlich beeinflussen. Menschen wie z.B. Schauspieler werden hingegen von der Masse der Bevölkerung als Leistungsträger anerkannt, wodurch ein diesbezüglicher allgemein verbindlicher Diskurs existiert. Vgl: Austin, John. L. (1986): Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words); Reclam; Ditzingen/Butler, Judith (2006): Hass spricht. Zur Politik des Performativen; Suhrkamp; Frankfurt a.M./Bourdieu, Pierre (2005): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches; Braunmüller; Wien

35 | Stavrakakis, Yannis (1999): Lacan and the political; Routledge; New York; S. 17-38

36 | Wie weiter oben dargestellt wurde, verkauft der Arbeiter auch in einer klassischen Industriegesellschaft seine ganze Person und nicht nur eine von dieser unterscheidbare Arbeitskraft. Dies fällt aufgrund der größeren Einfachheit der Arbeit weniger auf, wird jedoch vor allem auch nicht systematisch eingefordert und explizit gemacht. Damit entfällt ein großer Teil des Drucks, den heutige Arbeitsverhältnisse auf Menschen ausüben, indem sie sie ständig dazu nötigen, die eigene Persönlichkeit zu exponieren und in den Dienst der Sache zu stellen.

37 | Cavarero, Adriana (1997): Schauplätze der Einzigartigkeit; in: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth: Phänomenologie und Geschlechterdifferenz; WUV-Universitäts-Verlag; Wien; S. 214

38 | Zitiert nach: Illouz, Eva (2007): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 124

39 | Ebenda

40 | [http://allfacebook.de/userdata/\(10.9.2013\)](http://allfacebook.de/userdata/(10.9.2013))

- 41** | Der Begriff des Lifestyle wurde von mir in dem kleinen Buch »Lifestyle Tou-jours« (Parodos Verlag) ausführlich analysiert.
- 42** | Bolz, Norbert (2001): Die Konformisten des Andersseins; Fink; Paderborn
- 43** | Scholz, Christian/Stein, Volker/Müller, Stefanie (2007): Zielvereinbarungen zeigen Wirkung; in: Weiterbildung, 2/2007; S. 32-33
- 44** | Zum Begriff der Kommensuration vgl. den überaus aufschlussreichen Artikel von: Espeland, Wendy Nelson (2001): Commensuration and Cognition; in: Cerulo, Karen [Hg.]: Cognition in Mind; Routledge; New York; S. 63-88
- 45** | Ryle, Gilbert (1976): The Concept of Mind; Penguin Books; London; S. 17-18
- 46** | Weber, Max (1995): Wissenschaft als Beruf; Reclam; Ditzingen
- 47** | Schiller, Friedrich (1877): Die Götter Griechenlands; in: Schiller Werke Band 1; Deutsche Verlagsanstalt; Stuttgart; S. 40
- 48** | Illouz, Eva (2007): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus; Suhrkamp; S. 168
- 49** | Vgl. Sennett, Richard (1998): The Corrosion of Charakter; Norton; New York, S. 35f.
- 50** | Hayek, Friedrich August. zit.n.: Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 102
- 51** | Antonovky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit; DgTV; Tübingen; v.a. Kap. 3

3. ÖKONOMISIERUNG

- 1** | Eine beliebte Einführung in Luhmanns Systemtheorie: Berghaus, Margot (2011): Luhmann leicht gemacht; UTB; Stuttgart
- 2** | Wenn die Realität sich darstellt wie in der Systemtheorie beschrieben, so nur unter der Bedingung einer ausreichenden Versorgung aller gesellschaftlichen Systeme mit finanziellen, personellen und sachlichen Ressourcen. Die Möglichkeitsbedingung der Systemtheorie ist unter diesem Blickwinkel die Existenz einer ökonomisch fortgeschrittenen Gesellschaft.
- 3** | Diese Verknappung ist natürlich keineswegs durch irgendwelche Sachzwänge verursacht. Ganz im Gegenteil geht sie auf politische Entscheidungen zurück und legt deutlich Zeichen von den gesellschaftlichen Prioritäten ab, die sich unter den Bedingungen des modernen Kapitalismus in zusehendem Maße durchzusetzen beginnen,
- 4** | Knorr, Andreas (2005): Ökonomisierung der öffentlichen Verwaltung. Einige grundlegende ordnungstheoretische Anmerkungen; Materialien des Wissen-

schaftsschwerpunktes »Globalisierung der Weltwirtschaft«; IWIM – Institut für Weltwirtschaft und Internationales Management Universität Bremen; S. 3

5 | Ebenda; S. 14f.

6 | Der Begriff Gouvernementalität steht heute sehr im Zentrum der Foucaultdiskussion. Von Foucault selbst wurde er zu Lebzeiten nur in einem kleinen Aufsatz und einer nicht zur schriftlichen Veröffentlichung gelangten Vorlesungsreihe entwickelt und nahm keineswegs die ihm heute teilweise zugedachte zentrale Stelle der Theorie Foucaults ein. Aufgrund seiner weiten Bedeutung ist er als analytischer Begriff obendrein nur schwer zu gebrauchen.

7 | www.oekonomisierung.de/Definition/definition.html (23.7.2012)

8 | <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/markt.html> (23.7.2012)

9 | Kant, Immanuel (1999): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?; in: Kant, Immanuel: Was ist Aufklärung?; Meiner; Hamburg; S. 20-28

10 | Der Begriff Subjektivierung ist demjenigen der Sozialisation sehr ähnlich, betont jedoch den Aspekt der Unterwerfung stärker.

11 | Typische Vertreter einer solchen Kritik sind u.a. Ulrich Bröckling und Alain Ehrenberg.

12 | Dieses Problem entsteht, wenn eine deskriptive Theorie wie diejenige Foucaults in normativer Absicht angewendet wird, wie es viele Kritiker des Neoliberalismus heute tun.

13 | Die Zurechtweisung ist dem Autor dieses Buches Anfang der Neunzigerjahre im Sozialwissenschaftsunterricht wiederfahren.

14 | Marx, Karl/Engels, Friedrich (1970): Lohnarbeit und Kapital; MEW 6; Dietz; Berlin; S. 409

15 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 2; MEW 24; Dietz; Berlin; S. 61

16 | Deutsche Bundesregierung (2012): Lebenslagen in Deutschland. Der vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung; S. 435

17 | ebenda; S. IX (26.3.2013)

18 | Für eine solche Argumentation vgl. Butterwegge, Christoph (2009): Armut in einem reichen Land; Campus; Frankfurt a.M.; Kap.1

19 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1; MEW 23; Dietz; Berlin; S. 165

20 | Margareth Wirth hat dies in einer ihrer Vorlesungen an der Universität Bremen betont.

21 | Marx, Karl (1989): Das Kapital Band 1; MEW 23; Dietz; Berlin; S. 167

22 | Marx, Karl/Engels, Friedrich (1970): Lohnarbeit und Kapital; MEW 6; Dietz; Berlin; S. 408

23 | Heinrich, Michael (2005): Kritik der politischen Ökonomie; Schmetterling; Stuttgart; S. 84

24 | Eine Ausnahme bildet hier der wertkritische Ansatz, der von den Autoren und Autorinnen der Zeitschrift *Exit*, insbesondere von Robert Kurz, entwickelt wurde. Diesem Ansatz geht es jedoch vor allem um den Fetischismus und die Verselbständigung der Ökonomie im Rahmen der Verdinglichung. Die vorliegende Argumentation geht zwar auch von diesem Punkt aus, zielt jedoch in stärkerem Maße auf die Selbstreferentialität des Kapitals und die daraus resultierende Bedeutungsleere.

25 | Sennett, Richard (1999): *The Corrosion of Character*; New York; W.W. Norton & Company; S. 32-38

26 | Marx, Karl (1977): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*; MEW Ergänzungsband 1, S. 514f.

27 | vgl. hierzu die Studie: »Psychische Belastungen in der modernen Arbeitswelt« der Bundestherapeutenkammer; die Studie ist online abrufbar unter: www.bptk.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/BPtK-Studien/belastung_moderne_arbeitswelt/20100323_belastung-moderne-arbeitswelt_bptk-studie.pdf; (2.4.2013)

28 | Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 27

29 | Dies zeigt ein Blick auf die universitäre Landschaft, die zur Zeit unter neoliberalen Grundsätzen reorganisiert wird. Der universitäre Diskurs muss vor allem Wert produzieren und wird auf diese Weise immer mehr von wirklichen Inhalten entleert.

30 | Vgl. z.B.: Marx, Karl (1989): *Das Kapital Band 1*; MEW 23; Dietz; Berlin; S. 214-225

31 | Die folgenden Ausführungen stützen sich auf den bekannten Artikel Bourdieus über das Kapital: Bourdieu, Pierre (2005): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*; in: Bourdieu, Pierre: *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1*; VSA; Hamburg/Bourdieu will in seinem Aufsatz vor allem die marxische Einsicht, beim Kapital handle es sich vor allem um ein Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnis, vertiefen und weiter führen. Insofern werden kulturelles und soziales Kapital vor allem als Herrschaftsformen betrachtet. Das ist sicherlich richtig, die folgende Interpretation geht jedoch einen anderen Weg. Sie nimmt den Hinweis Bourdieus, der Kapitalbegriff habe sich erweitert, auf und fragt nach den Konsequenzen dieser Erweiterung für die mit dem Kapital verbundene zirkelhaftete Produktion von Sinnlosigkeit. Dies war freilich nicht die Intention Bourdieus und stellt eine Lektüre »gegen den Strich« dar.

32 | Ebenda; S. 52

33 | Ebenda; S. 55-63

34 | Prinzipiell ist die schlaueste Variante, das Geistesleben zu zensieren, es radikaler Ökonomisierung zu unterwerfen. Die unter diesen Bedingungen greifende Selbstzensur ist effektiver und pragmatischer zu handhaben als jede staatliche.

35 | Ebenda; S 65

36 | Zum Begriff des emotionalen Kapitals vgl. z.B.: Menges, Jochen/Ebersbach, Lydia/Welling, Christian [Hg.] (2008): Erfolgsfaktor emotionales Kapital; Haupt Verlag, Bern/für die Unterscheidung der externen und internen Komponente vgl. insb. S. 21-45

37 | Illouz, Eva (2007): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 101

38 | Bourdieu, Pierre (2005): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital; in: Bourdieu, Pierre: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1; VSA; Hamburg; S. 70f.

39 | Fromm, Erich (2005): Den Menschen verstehen. Psychoanalyse und Ethik; Fischer; München; S. 64

40 | Ebenda; S. 68

41 | Marx, Karl (1977): Das kommunistische Manifest; MEW 4; Dietz; Berlin; S. 463

42 | www.bpb.de/wissen/U4CJQA,0,Vermögensverteilung.html (14.8.2012)

43 | www.diw.de/sixcms/detail.php?id=diw_01.c.357516.de (14.8.2012)

44 | www.boeckler.de/39820_39827.htm (14.8.2012)

45 | Marx, Karl (1977): Das Elend der Philosophie; MEW 4; Dietz; Berlin; S. 180f.

46 | www.youtube.com/watch?v=KABOqMW85cM (14.8.2012)

47 | Die Verbreitung und Akzeptanz eines Begriffs wie »Personal Branding« veranschaulicht diese Entwicklung exemplarisch. Vgl. z.B. den in der Zeitschrift »Fast Forward« erschienenen Artikel »The Brand called You« von Tom Franks. Abrufbar unter: www.fastcompany.com/28905/brand-called-you (16.8.2012)

48 | Mit ersterem hat sich die DKP in internen Diskussionen eine Zeit lang beholfen. Der zweite Begriff stammt von Antonio Negri und Michael Hardt und bezeichnet das politische Subjekt, von dem sie den Umsturz des »Empire« erwarten.

49 | Das Kapital über Herr und Knecht in Hegels Phänomenologie des Geistes, das Marx in vieler Hinsicht geprägt hat, ist für diese Auffassung paradigmatisch. Eine literarische Quelle wäre der bereits zuvor erwähnte Roman »Germinal« von Emil Zola.

50 | Beispiele ließen sich zahlreiche anführen, etwa wenn auf dem Umschlag des Buches »Kritik der politischen Ökonomie« von Michael Heinrich, von einem Rezensenten die Formulierung »...rettende Kritik der marxistischen Überlieferung...« gebraucht wird.

51 | Gramsci fasst dies in den prägnanten Worten zusammen: « Staat = politische Gesellschaft + Zivilgesellschaft, das heißt Hegemonie, gepanzert mit Zwang»; GH 4; Argument; Berlin; S. 783

52 | Marx, Karl (1977): Das Kommunistische Manifest; Dietz; Berlin; MEW 4

53 | Sighard Neckel (2004): Erfolg; in: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Ulrike/Lemke Thomas [Hg.]: Glossar der Gegenwart; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 64

54 | Tolstoi, Lew (2001): Krieg und Frieden Band 1; Insel; Frankfurt a.M.; S. 347

55 | Hier ist ein langwieriger Trend gemeint. Der Zeitungsmarkt bricht in den letzten Jahren bekanntermaßen ein. Dies ist jedoch keineswegs ein Hinweis auf eine reduzierte Informationsproduktion. Ganz im Gegenteil ist der Einbruch gerade durch den zunehmenden Einsatz des Internets bedingt, das als das größte jemals existierende Medium zur Produktion von Diskursen betrachtet werden kann.

56 | Foucault hat im ersten Band von »Sexualität und Wahrheit« dargelegt, wie der Versuch, die Sexualität zu unterdrücken, erforderte, mehr denn je über sie zu sprechen. Dem Schweigen scheint eine ihm eigene Geschwätzigkeit zu korrespondieren, bzw. es scheint in dieser Geschwätzigkeit selbst zu bestehen. Vgl. Foucault, Michel (1987): Sexualität und Wahrheit Band 1; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 27f.

57 | Der Begriff »depressiver Hedonismus« stammt aus: Fisher, Mark (2009): Capitalist Realism; Zero Books; London; S. 21

4. LEISTUNG UND IDEOLOGIE

1 | Lyotard, Francois (1999): Das postmoderne Wissen; Passagen; Wien

2 | Fukuyama, Francis (1989): The End of History?; in: The National Interest, Summer 1989; der Text kann auch online eingesehen werden: www.wesjones.com/eoh.htm; 21.5.2012/Die folgenden Ausführungen orientieren sich sämtlich an diesem Aufsatz und werden aus diesem Grund nicht mit gesonderten Zitationen versehen.

3 | Zur »Ideologie vom Ende der Ideologien« vgl.: Eagleton, Terry (2000): Ideologie. Eine Einführung; Metzler; Stuttgart; S. 11f.

4 | Hier ist der biographische Dokumentarfilm über ihn gemeint: Žižek. Der Elvis der Kulturtheorie.

5 | Dieser Begriff wurde vor allem von Judith Butler geprägt. Eine schöne Zusammenfassung ihrer zentralen diesbezüglichen Gedanken kann in folgendem Aufsatz gefunden werden (wenn auch mit Blick auf den Begriff Geschlecht): Butler, Judith (2004): The Question of Social Transformation; in: Butler, Judith: Undoing Gender; Routledge; New York

6 | Der Begriff der Erfahrung ist in dieser Denktradition stark verpöht. Vgl.: Scott, Joan W. (1992): Experience; in: Butler, Judith/Scott, Joan W. [Hg.]: Feminists Theorize the Political; Routledge; New York

7 | Eagleton, Terry (2000): Ideologie. Eine Einführung; Metzler; Stuttgart; S. 239

8 | Ausgehend von Foucault und Arendt könnte man die These aufstellen, Macht bestünde vor allem in einem von den meisten Menschen getragenen ideologischen Diskurs, wo die Ideologie und damit die Macht aber brüchig würden, käme die Gewalt ins Spiel.

9 | Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1990): New Reflections on the Revolutions of our Time; Verso; London

10 | Vgl.: Bieling, Hans Jürgen (2009): Die politische Theorie des Neo-Marxismus: Antonio Gramsci; in: Brodacz, André/Schaal, Gary S. [Hg.]: Politische Theorien der Gegenwart 1; UTB; Stuttgart; S. 448f/vgl. auch den entsprechenden Eintrag »Hegemonie« von Wolfgang Fritz Haug im Historisch Kritisches Wörterbuch des Marxismus (HKWM).

11 | Vgl. z.B. Laclau, Ernesto (2007): Was haben leere Signifikanten mit Politik zu tun?; in: Laclau, Ernesto: Emanzipation und Differenz; Turia und Kant; Wien; S. 65f./Der Klassiker ist natürlich: Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2006): Hegemonie und radikale Demokratie; Turia und Kant; Wien

12 | Laclau, Ernesto (2007): Tod und Wiederauferstehung der Ideologietheorie; in: Laclau, Ernesto: Emanzipation und Differenz; Turia und Kant; Wien

13 | Dieser Zustand ist dem von Durkheim und Merton beschriebenen Zustand der Anomie ähnlich, insofern es mangels eines festen Hegemonieverhältnisses auch an einem verbindlichen Normengefüge mangelt, was wiederum zu Verhaltensunsicherheit führen kann. Er unterscheidet sich jedoch vom Zustand der Anomie insofern, als es sich hier um eine explizit politische Situation handelt, die ihren Ursprung in politischen Kämpfen hat.

14 | Laclau, Ernesto (2007): Was haben leere Signifikanten mit Politik zu tun?; in: Laclau, Ernesto: Emanzipation und Differenz; Turia und Kant; Wien; S. 76

15 | Die Studie kann auf der Webseite des Instituts heruntergeladen werden: www.ifd-allensbach.de/studien-und-berichte/faz-monatsberichte.html (28.8.2012)

16 | Heitmeyer, Wilhelm (2010): Krisen – Gesellschaftliche Auswirkungen, individuelle Verarbeitungen und Folgen für die Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit; in: Heitmeyer, Wilhelm [Hg.] (2010): Deutsche Zustände. Folge 8; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 34

17 | Ebenda; S. 24

18 | Die Zahlen entstammen wieder der Umfrage »Das Unbehagen am Kapitalismus«.

19 | Ironischerweise folgt sie damit der klassischen Funktionsweise hegemonialer Ideologien, andere Positionen zu diskreditieren und sich selbst als universell darzustellen. Vgl.: Bieling, Hans Jürgen (2009): Die politische Theorie des Neo-Marxismus: Antonio Gramsci; in: Brodocz, André/Schaal, Gary S. [Hg.]: Politische Theorien der Gegenwart 1; UTB; Stuttgart; S. 454f.

20 | Dies sind die drei wesentlichen Eckpfeiler des Neoliberalismus nach Naomi Klein, einer der populärsten Kritikerinnen dieser Wirtschaftspolitik. Vgl.: Klein, Naomi (2007): Die Schockstrategie; Fischer; Frankfurt a.M.

21 | Auf diese Tendenz hat Naomi Klein in ihrem Buch »Die Schockstrategie« (siehe vorherige Fußnote) ebenso aufmerksam gemacht wie David Harvey. Vgl. Harvey, David (2007): Eine kleine Geschichte des Neoliberalismus; rotpunkt; Zürich. Dies ist auch der Grund, warum es sich beim US-amerikanischen Neokonservatismus keineswegs um eine selbstwidersprüchliche Lehre handelt. Vielmehr muss der von ihm gepredigte Wirtschaftsliberalismus durch klassische Autorität und Konservatismus flankiert werden, um ein Auseinanderbrechen der Gesellschaft zu verhindern.

22 | NEF: A bit rich; Calculating the real value to society of different professions; http://neweconomics.org/sites/neweconomics.org/files/A_Bit_Rich.pdf (21.1.2011); S. 14-27/ Auch hierbei handelt es sich nicht um eine funktionierende Form von Leistungsberechnung. Zum einen werden Berufsgruppen und nicht Individuen berechnet. Zum anderen geht es hier um das Verhältnis von Einkommen und sozialem Wohlstand. Würde man dem Werbefachmann sein Gehalt kürzen und dem Müllmann das seinige erhöhen, könnten sie dieser Rechnung zufolge gleich produktiv für die Gesellschaft sein. Eine Leistungsberechnung ist von solchen Faktoren unabhängig und konzentriert sich zudem auf Individuen, denen sie unterschiedlich quantifizierte Verdienste zuschreibt. An dieser Stelle entscheidend ist jedoch nicht, ob es sich bei den Zahlen um Quantifizierungen von Leistung handelt, sondern die Tatsache, dass sie das gesellschaftliche Leistungsverständnis widerspiegeln und es ad absurdum führen.

23 | Koestler, Arthur (1999): Sonnenfinsternis; Büchergilde Gutenberg; Frankfurt a.M.

24 | Merleau-Ponty, Maurice (1966): Humanismus und Terror 1; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 76

25 | Freud, Sigmund (1989): Trauer und Melancholie; in: Studienausgabe Band 3; Fischer; Frankfurt a.M.; S. 198-199

26 | Ebenda; S. 203-206

27 | Diese Äußerung machte sie während eines Vortrags, den sie an den Freien Universität Berlin hielt.

28 | Freud, Sigmund (1989): Trauer und Melancholie; in: Studienausgabe Band 3; Fischer; Frankfurt a.M.; S. 211

29 | Dieser Gedanke geht auf Lacan zurück. Das Subjekt muss, um Subjekt sein zu können, in der symbolischen Ordnung repräsentiert sein. Da diese aus Signifikanten besteht, die allgemeine Gültigkeit haben, kann das Subjekt zwar dargestellt werden, allerdings nicht in seiner Singularität. Aus diesem Grund ist es von einem konstitutiven Mangel durchzogen, der seine Identität blockiert. Dieser Mangel ist der Grund des Begehrens.

30 | Žižek, Slavoj (1998): Jenseits der Diskursanalyse; in: Marchart, Oliver [Hg.]: Das Undarstellbare der Politik; Turia und Kant; Wien; S. 126-127

31 | Zum Begriff der Abwehr: Laplanche, J./Pontalis, J.-B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 24-28

32 | Böhme, Gernot (2010): Einleitung des Herausgebers, in: Böhme Gernot [Hg.] (2010): Kritik der Leistungsgesellschaft; Sirius; Bielefeld; S. 7

33 | Für eine genauere Darstellung vgl. den Gender Datenreport des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Der entsprechende Teil des Reports kann heruntergeladen werden unter: www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/genderreport/root.html

34 | Böhme, Gernot (2010): Einleitung des Herausgebers, in: Böhme Gernot (Hg.) (2010); S. 10

35 | Ebenda

36 | Ebenda; S. 6

37 | Vgl.: www.zeit.de/karriere/2012-06/depressionen-verdopplung-berufstae-tige; 6.8.2012

38 | Vgl.: Bild-Bundesausgabe, 24.8.2012; S. 12

39 | Der Stresstudie der TK zufolge hilft Sport einfach am Besten. Vgl.: www.tk.de/centaurus/servlet/contentblob/164766/Datei/18738/TK_Pressemappe.pdf (12.11.2012)

40 | Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 22-23

41 | Ebenda; S. 161

42 | Ebenda; S. 168-171

43 | Ebenda; S. 219-223

44 | Freud, Sigmund (1989): Trauer und Melancholie; in: Studienausgabe Band 3; Fischer; Frankfurt a.M.; S. 200

45 | Freud, Sigmund (1989): Das Ich und das Es; in: Studienausgabe Band 3; Fischer; Frankfurt a.M.; S. 297

46 | Laplanche, J./Pontalis, J.-B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse; Suhrkamp; Frankfurt a.M.; S. 335

47 | Ernesto Laclau/Lilian Zac (1994): Minding the Gap: The Subject of Politics; in: Laclau, Ernesto [Hg.]: The Making of Political Identities; Verso; London; S. 15-17 und S. 31-35

48 | Als reine Seinsfülle wäre es seiner Freiheit beraubt und kein Subjekt mehr. Wie Sartre in »Das Sein und das Nichts« hervorgehoben hat, würde es als Seinsfülle in den Seinsmodus des An-Sich übergehen und sich nicht mehr von einem Stein unterscheiden, da es keinen Selbstbezug mehr unterhalten könnte.

49 | Fromm, Erich (2006): Haben oder Sein; dtv; München; S. 112-114

50 | Ernesto Laclau/Lilian Zac (1994): Minding the Gap: The Subject of Politics; in: Laclau, Ernesto [Hg.]: The Making of Political Identities; Verso; London; S. 15-17 und S. 34

51 | »Haul« und »Unboxing« Videos sind seit längerem ein starker Trend und vor allem bei jüngeren Menschen beliebt. Das Interessante an ihnen ist, das sie an einem Scheidepunkt des Konsums angesiedelt sind. Sie werden vor dem Konsum des Objektes aufgenommen und fangen es so gerade in dem Augenblick ein, der der folgenden Desillusion vorausgeht. Kaufsüchtige Menschen unterscheiden sich von anderen nicht dadurch, dass sie eine psychische Krankheit hätten. Sie treiben das gesellschaftliche Verhalten lediglich auf die Spitze und sind quasi die Avantgarde des Konsums.

52 | Eagleton, Terry (2011): Das Böse; Ullstein; Berlin

53 | Melanie Klein hat dies in ihren Ausführungen über die paranoid-schizoide Phase betont. Vgl.: Klein, Melanie (2000): Bemerkungen über einige schizoide Mechanismen; in: Gesammelte Schriften Band 3; frommann-holzboog; Stuttgart; S. 15-23

Edition Politik



ULRIKE DAVY, MANUELA LENZEN (HG.)
Demokratie morgen
Überlegungen aus Wissenschaft und Politik

Mai 2013, 120 Seiten, kart., 16,80 €,
ISBN 978-3-8376-2387-1



MICHAEL DAXNER, HANNAH NEUMANN (HG.)
Heimatsdiskurs
Wie die Auslandseinsätze der Bundeswehr
Deutschland verändern

2012, 340 Seiten, kart., zahlr. Abb., 32,80 €,
ISBN 978-3-8376-2219-5



PETER ENGELHARD
Die Ökonomen der SPD
Eine Geschichte sozialdemokratischer
Wirtschaftspolitik in 45 Porträts

2010, 148 Seiten, kart., zahlr. Abb., 16,80 €,
ISBN 978-3-8376-1531-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Edition Politik



ANDREAS PETTENKOFER (HG.)
Menschenrechte und Protest
Zur lokalen Politisierung einer globalen Idee

Mai 2014, ca. 250 Seiten, kart., ca. 28,80 €,
ISBN 978-3-8376-2112-9



HANS VORLÄNDER (HG.)
Demokratie und Transzendenz
Die Begründung politischer Ordnungen

März 2013, 534 Seiten, kart., 39,80 €,
ISBN 978-3-8376-2278-2



ZENTRUM FÜR ETHIK UND NACHHALTIGKEIT
(ZEN-FHS) (HG.)
Herausforderungen für die Politik und die Ethik
Moral – Terror – Globalisierung – Demokratie

März 2014, ca. 100 Seiten, kart., ca. 19,99 €,
ISBN 978-3-8376-2612-4

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Edition Politik

ALEXANDER BRAND

Medien – Diskurs – Weltpolitik

Wie Massenmedien die internationale Politik beeinflussen

2012, 530 Seiten, kart., zahlr. Abb., 39,80 €, ISBN 978-3-8376-1831-0

LUCYNA DAROWSKA

Widerstand und Biografie

Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus

2012, 528 Seiten, kart., 39,80 €, ISBN 978-3-8376-1783-2

HENDRIK MEYER

Was kann der Staat?

Eine Analyse der rot-grünen Reformen in der Sozialpolitik

Februar 2013, 282 Seiten, kart., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-2312-3

HENRIQUE RICARDO OTTEN,

MANFRED SICKING (HG.)

Kritik und Leidenschaft

Vom Umgang mit politischen Ideen (unter Mitarbeit von Julia Schmidt)

2011, 310 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1590-6

WERNER J. PATZELT (HG.)

Die Machbarkeit politischer Ordnung

Transzendenz und Konstruktion

März 2013, 472 Seiten, kart., 38,80 €, ISBN 978-3-8376-2247-8

SHAMIM RAFAT

Ethik und Qualität in der Politikberatung

Zur Entwicklung von professionellen Standards und Grundsätzen

2012, 272 Seiten, kart., zahlr. Abb., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-2085-6

PATRICK SCHREINER

Außenkulturpolitik

Internationale Beziehungen und kultureller Austausch

2011, 448 Seiten, kart., 35,80 €, ISBN 978-3-8376-1647-7

JANA TRUMANN

Lernen in Bewegung(en)

Politische Partizipation und Bildung in Bürgerinitiativen

Januar 2013, 298 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-2267-6

BÄRBEL HEIDE UHL

Die Sicherheit der Menschenrechte

Bekämpfung des Menschenhandels zwischen Sicherheitspolitik und Menschenrechtsschutz

April 2014, ca. 180 Seiten, kart., ca. 29,99 €, ISBN 978-3-8376-2640-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**